

# **Frank Herbert**

# **Das grüne Herz**

**BASTEI LÜBBE  
SCIENCE FICTION**

---

BASTEI-LÜBBE-TASCHENBUCH  
Science Fiction Bestseller  
Band 22 074

© Copyright 1966 by Frank Herbert  
All rights reserved  
Deutsche Lizenzausgabe 1984  
Bastei-Verlag Gustav H. Lübbe GmbH & Co., Bergisch  
Gladbach  
Originaltitel: THE GREEN BRAIN  
Ins Deutsche übertragen von Waltraud Götting  
Scan: arkon@x-mail.net  
ISBN 3-404-22074-9

Der Preis dieses Bandes versteht sich einschließlich der  
gesetzlichen Mehrwertsteuer.

---

|

Er sah sehr nach einem unehelichen Abkömmling eines Guaraniindianers und einer Bauerntochter aus dem Hinterland aus, irgendeiner *sertanista*, die versucht hatte, ihre Abhängigkeit vom *encomendero-System* zu vergessen, indem sie »das Eisen aß« — wie sie das Lieben durch das Gitter eines Trenntores hindurch nannten.

Sein Typus war fast perfekt, bis auf die Augenblicke, in denen er sich auf einer der abgelegeneren Dschungellichtungen vergaß.

Seine Haut nahm dann eine grüne Schattierung an, die ihn mit den Blättern und Ranken im Hintergrund verschmelzen ließ. Sein schmutziggraues Hemd und die zerlumpten Hosen, der unvermeidliche fransige Strohhut und die mit alten Reifenstücken besohlten Ledersandalen verloren auf geisterhafte Weise ihre Konturen.

Je weiter er sich vom Oberlauf des Parana im Hinterland von Goyaz entfernte, wo Menschen mit seinem kurzgestutzten schwarzen Haar und den glitzernden dunklen Augen ein gewohnter Anblick waren, desto seltener unterliefen ihm solche Fehler.

Als er das Gebiet der *Bandeirantes* erreichte, hatte er

eine nahezu perfekte Kontrolle über den Chamäleon-Effekt.

Er hatte jetzt den dichtesten Dschungel hinter sich gelassen und wanderte über die braunen Lehmpfade, die die Farmparzellen des Wiederbesiedlungsplanes voneinander trennten. Er wußte auf seine Weise, daß er sich einem der Bandeirante-Kontrollpunkte näherte, und mit einer beinahe menschlichen Geste holte er die *cedula de graicias al sacar*, das Zertifikat, das seine weiße Herkunft bescheinigte, unter dem Hemd hervor. Hin und wieder, wenn sich keine Menschen in seiner Nähe befanden, sprach er laut den Namen aus, der für ihn gewählt worden war — »Antonio Raposo Tavares«.

Das Wort klag ein wenig hart, schroff und abgehackt, aber er wußte, es würde durchgehen. Wie schon einige Male zuvor. Die Indios aus Goyaz waren bekannt für die seltsame Melodie ihrer Aussprache. Soviel hatte er von der Farmersfamilie erfahren, die ihm in der Nacht zuvor ein Dach über dem Kopf und etwas zu Essen gegeben hatten.

Als ihre Fragen drängend wurden, hatte er sich auf ihre Schwelle gesetzt und Flöte gespielt, die *qena* der Andenbewohner, die er immer in einem Lederbeutel über der Schulter mit sich trug. Die Flöte hatte in dieser Gegend eine allgemein gültige Bedeutung. Wenn ein Guarani die Flöte an die Lippen setzte und zu spielen begann, so hieß das, daß der Worte genug gefallen waren.

Die Farmerfamilie hatte mit den Schultern gezuckt und sich zurückgezogen.

Seine mühselige Wanderung, das schwierige und bedächtige Voreinandersetzen der Füße, hatte ihn jetzt in ein Gebiet gebracht, das dicht mit Menschen besiedelt war. Vor sich konnte er rotbraune Dächer erkennen und den kristallweißen Schimmer eines Bandeirantekontrollturmes, auf dem Flugwagen starteten und landeten. Das Bild ähnelte auf seltsame Weise dem Treiben in einem Bienenstock.

Einen Augenblick lang fühlte er sich von einem Ansturm von Instinkten überwältigt, von denen er wußte, daß er sie bekämpfen mußte. Diese Instinkte konnten dazu führen, daß er die bevorstehenden Prüfungen nicht bestand. Er verließ den Lehmpfad, löste sich aus dem vorüberziehenden Menschenstrom und wiederholte im Geiste die Devise, die seine geistige Identität darstellte. Der daraus hervorgebrachte Gedanke drang bis zu den kleinsten und verborgenen Einheiten seiner Person vor: *Wir sind Grünsklaven, dem größeren Ganzen Untertan.*

Darauf setzte er seinen Weg zum Bandeirante-Kontrollpunkt fort. Der Gedanke, der seine Einheiten verband, verlieh ihm einen Hauch von Unterwürfigkeit, die ihn vor den neugierigen Blicken der vorübergehenden Menschen schützte. Seinesgleichen waren mit vielen menschlichen Eigenheiten vertraut. Sie hatten beizeiten gelernt, daß Unterwürfigkeit eine Form der Verstellung war.

Bald darauf ging der Lehmpfad in eine zweispurige, gepflasterte Fahrstraße über. Auf beiden Seiten der Straße waren in den Gräben Fußwege angelegt. Der Strom der Boden- und Luftfahrzeuge nahm zu, und auch die Fußgänger wurden zahlreicher.

Bis zu diesem Augenblick hatte er keine gefährliche Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Die gelegentlichen hämischen Seitenblicke der Eingeborenen dieser Region konnte er bedenkenlos ignorieren.

Er war auf der Hut vor allzu eindringlichen Blicken. Sie konnten Gefahr bedeuten; aber er bemerkte nichts dergleichen.

Seine Unterwürfigkeit schützte ihn.

Es war später Vormittag, die Sonne stand bereits hoch am Himmel, und die Hitze des Tages begann sich schwer auf die Erde zu legen. Vom Lehm Boden jenseits der Straße stieg ein feuchter Treibhausgeruch auf und vermischtete sich mit den Ausdünstungen der Menschen um ihn herum. Ein säuerlicher Geruch lag in der Luft, der in jedem Winkel seiner Person die Sehnsucht nach dem süßen, vertrauten Duft des Hinterlandes weckte. Darüber hinaus schwang in der Luft des Tieflandes eine weitere Komponente, die ihn mit einem unhörbaren Summen des Unbehagens erfüllte. Die Insektengifte verdichteten sich immer mehr.

Er war jetzt von Menschen dicht umringt, die drängten und sich vorwärtsschoben. Die Vorwärtsbewegung wurde immer langsamer, je näher der Menschenstrom dem Engpaß des Kontrollpunktes kam.

Schließlich kam die Menge ganz zum Stehen.

Schubweise setzte sich die Bewegung fort.

Hier wurde er auf eine entscheidende Probe gestellt, und es gab kein Entrinnen. Mit der stoischen Geduld der Indianer wartete er. Seine Atemzüge wurden tiefer, um die Hitze auszugleichen. Er korrigierte seinen Atem, um sich seiner Umgebung anzupassen. Um es den Menschen um ihn herum gleichzutun, mußte er den Anstieg der Körpertemperatur auf sich nehmen. Der Atem der Andenbewohner ging hier im Tiefland gewöhnlich flach.

Einige schlurfende Schritte vorwärts, dann wieder Halt.

Vorwärts und Halt.

Bald kam der Kontrollpunkt in Sicht.

Die Bandeirantes in ihren versiegelten weißen Anzügen mit den Plastikhelmen, Handschuhen und Stiefeln standen in Doppelreihen im Schatten eines Ziegelkorridors, der in die Stadt führte. Sie nahmen ihre Sache sehr genau. Hinter dem Korridor sah er die Straße in der sengenden Sonnenglut liegen. Die

Menschen, die den Kontrollpunkt hinter sich gelassen hatten, entfernten sich eilends.

Bohrendes Verlangen durchdrang seinen Körper beim Anblick dieses freien Bereiches hinter dem Korridor. Das Unterdrückungswarnsystem trat augenblicklich in Kraft, um diesem Gefühl entgegenzuwirken.

Gerade jetzt war jede Ablenkung auszuschließen. Jeder Teil seines Wesens mußte gefaßt sein, dem bevorstehenden Schmerz zu widerstehen.

Schlurfen und Halt ... Der erste Bandeirante, ein breitschultriger, blonder Bursche mit heller Haut und blauen Augen, legte Hand an ihn.

»Weitergehen! Etwas schneller jetzt!« sagte der Bursche.

Eine behandschuhte Hand schob ihn auf zwei Bandeirantes zu, die auf der rechten Seite des Weges standen.

»Name?« *Das war eine Stimme in seinem Rücken.*

»Antonio Raposo Tavares«, schnarrte er.

»Bezirk?«

»Goyaz.«

»Gebt dem Mann hier eine Sonderbehandlung«, rief der blonde Riese. »Er ist aus dem Hochland.«

Die beiden wartenden Bandeirantes nahmen ihn in die Mitte; der eine drückte ihm eine Atemmaske auf das Gesicht, der andere stülpte ihm einen Plastiksack über. Von dem Sack führte ein Schlauch zu dem Maschinengeräusch, das von der Straße hinter dem Korridor herüberdrang.

»Doppelte Ladung!« rief einer der Bandeirantes.

Eine blaue Gaswolke quoll aus dem Sack, der ihn umhüllte, und durch die Maske drang ein scharfer atemberaubender Luftzug. Das überwältigende Verlangen nach giftfreier Luft, das ihn überkam, erstaunte ihn.

Todesqual!

Mit stechendem Schmerz durchdrang das Gas jede vielgliedrige Verbindung seines Wesens.

*Wir dürfen nicht schwach werden, dachte er. Nehmt euch zusammen.*

Aber es war ein überwältigender, tödlicher Schmerz. Die Bindeglieder verließen allmählich die Kräfte.

»Das reicht für diesen hier«, rief der Mann, der ihm den Sack übergestülpt hatte.

Der Sack wurde heruntergezogen, die Maske abgenommen. Hände schoben ihn auf das Sonnenlicht hinter dem Korridor zu.

»Schneller! Halten Sie die Reihe nicht auf.«

Der Gestank des Giftgases umhüllte ihn in dichten Schwaden.

Es war eine neue Sorte — er kannte es nicht. Sie hatten ihn nicht auf dieses Gift vorbereitet. Er hatte die Strahlen, die Tonwellen und die alten Chemikalien erwartet ... aber nicht das.

Als er aus dem Schatten des Korridors in das helle Sonnenlicht hinaustrat, schlug ihm drückende Hitze entgegen. Er hielt auf eine kleine Passage zur Linken zu, in der sich ein Obststand an den anderen reihte. Händler feilschten mit den Käufern oder standen hinter ihren Wagen und blickten mit flinken Augen in die Menge.

Die Früchte lockten mit dem Versprechen der Geborgenheit für einige Teile seiner Person, doch seine verbindende Gesamtheit wußte, daß dieser Gedanke gegenstandslos war. Er schüttelte die Verlockung ab und setzte seinen Weg fort, so schnell er es wagte. Er drängte sich durch die Käufer und Müßiggänger.

»Kaufen Sie frische Orangen!«

Eine schweißglänzende, dunkle Hand hielt ihm zwei Orangen entgegen.

»Frische Orangen aus dem grünen Land. Denen ist nie ein Käfer nahegekommen.«

Er wich der Hand aus, aber der Duft der Orangen hätte ihn um ein Haar überwältigt.

Als er die Verkaufsstände hinter sich gelassen hatte, bog er um eine Ecke in eine schmale Seitengasse ein. Eine weitere Straßenecke, und er sah vor sich das verlockende Grün des offenen Landes, des freien Gebietes hinter der Stadt.

Er wandte sich dem Grün zu, und während er seine Schritte beschleunigte, erwog er im Geiste, wieviel Zeit ihm noch zur Verfügung stand. Er wußte, es war nahe. Das Gift hing in seinen Kleidern, aber frische Luft drang durch den Stoff - und der Gedanke an einen möglichen Sieg wirkte wie ein Gegengift.

*Wir können es noch immer schaffen!*

Das Grün kam immer näher — Bäume und Farnkräuter am Ufer des Flusses. Er hörte das Plätschern von Wasser, roch feuchte Erde. Auf einer Brücke drängten sich Fußgänger aus den umliegenden Straßen.

Es half nichts — er schloß sich dem Menschenstrom an und vermied Berührungen, soweit es ihm möglich war.

Die Verbindungsglieder an den Beinen und am Rücken begannen sich zu lockern, und er wußte, daß sich bei einer zufälligen Berührung, einem unvorhergesehenen Stoß, ganze Teile lösen konnten.

Er erreichte das Ende der Brücke und entdeckte einen Lehmpfad, der vom Fußweg ab und zum Fluß hinunterführte. Er hielt darauf zu und stieß gegen einen von zwei Männern, die zwischen sich in einem Netz ein Schwein trugen. Ein Teil der nachgeahmten Haut am Oberschenkel gab nach. Er spürte, wie sie unter der Hose abzugleiten begann.

Der Mann, den er angestoßen hatte, taumelte zwei Schritte zurück und ließ beinahe das Schwein fallen.

»Paß auf!« rief der Mann aufgebracht.

Sein Begleiter setzte hinzu: »Verdammte Betrunkene!«

Das Zappeln und Quielen des Schweines lenkte ihre Aufmerksamkeit von ihm ab.

In diesem Augenblick schlüpfte er an den beiden Männern vorbei und eilte auf dem Lehmpfad auf den Fluß zu. Er sah das Wasser, in dem die Kohlensäure von den Sperrfiltern sprudelte. Über der Wasseroberfläche lag der Schaum, der durch die Tonfrequenzspaltung erzeugt wurde.

Hinter ihm sagte einer der Männer mit dem Schwein:

»Ich glaube nicht, daß er betrunken war, Carlos. Seine Haut war trocken und heiß. Vielleicht war er krank.«

Er hörte und verstand die Worte und versuchte, sein Tempo zu beschleunigen. Das lockere Stück Hautimitation hing an seinem Bein herunter. Seine Schulter- und Rückenmuskeln lockerten sich ruckweise und brachten ihn aus dem Gleichgewicht.

Der Pfad wand sich um eine kahle, lehmige Uferböschung, wo die Erde dunkelbraun und feucht war, und verlor sich dann in einem Tunnel aus Farnkräutern und Gebüsch. Die Männer mit dem Schwein konnten ihn jetzt nicht mehr sehen, das wußte er. Er fuhr mit der Hand an das Hosenbein, unter dem die Beinoberfläche hinunterrutschte und durcheinigte den grünen Tunnel.

Am Ende des Tunnels erblickte er die erste mutierte Biene. Sie war ohne jeglichen Schutz in die Vibrationszone geflogen und darin umgekommen. Es war eine" Biene vom Schmetterlingstyp mit schimmernden gelb-orangen Flügeln. Sie lag im Kelch eines grünen Blattes, genau in einem Sonnenstrahl.

Nachdem er Form und Farbe der Biene in sich aufgenommen hatte, eilte er weiter. Seine Rasse hatte geglaubt, daß die Bienen eine Möglichkeit seien, aber sie stießen auf unüberwindliche Hindernisse. Eine Biene konnte nicht vernünftig mit Menschen reden. Und die Menschen mußten der Vernunft bald gehorchen, sonst würde es das Ende allen Lebens

bedeuten.

Er hörte schwere Schritte hinter sich.

*Verfolgung?*

*Warum sollten sie mich verfolgen? Bin ich entdeckt worden?*

Ein Gefühl des Schreckens durchflutete ihn und verlieh seinen Teilen einen Energieschub. Aber seine Bewegungsfähigkeit war eingeschränkt. Er konnte nur noch langsam schlurfen, und bald schon würde er nur noch mühsam kriechen können. Jedes Auge, das ihm zur Verfügung stand, suchte das Grün nach einem Versteck ab.

Ein schmaler, dunkler Spalt unterbrach die Wand aus Farn zu seiner Linken. Winzige menschliche Spuren führten in das Dickicht - Kinder. Er zwängte sich durch die Farne und befand sich auf einem schmalen Pfad, der am Flußufer entlangführte. Auf dem Weg lagen zwei vergessene Spielzeugflieger, ein roter und ein blauer. Sein strauchelnder Fuß trat sie in den Boden.

Der Pfad führte an einem dunklen Lehmhang entlang, der mit Kletterpflanzen überwuchert war. Er beschrieb eine scharfe Kurve an der Stelle, wo der Hang sich bog und an der Schwelle einer niedrigen Höhle endete. Hier, im grünlichen Halbdunkel des Höhleneingangs, lagen weitere Spielsachen.

, Er kniete nieder, kroch über das Spielzeug hinweg in die rettende feuchte Dunkelheit und blieb wartend liegen.

Kurz darauf eilten die stampfenden Schritte wenige Meter entfernt vorüber. Stimmen drangen an sein Ohr.

»Er ist auf den Fluß zugelaufen. Glaubst du, er wollte sich hineinstürzen?«

»Wer weiß? Aber ich bin jedenfalls sicher, daß er krank war.«

»Hier! Hier entlang; jemand ist hier entlanggelaufen.«

Die Stimmen wurden undeutlich, vermischten sich mit dem Gurgeln des Wassers.

Die Männer folgten dem Pfad weiter. Sie hatten sein Versteck übersehen. Aber warum hatten sie ihn verfolgt? Er hatte diesen Mann nicht ernsthaft verletzt. Sie konnten keinen Verdacht geschöpft haben.

Aber diese Überlegungen mußten warten.

Langsam nahm er all seine Kräfte zusammen für das, was noch zu tun blieb. Er setzte seine spezialisierten Teile in Aktion und begann, sich in den Boden der Höhle zu bohren. Immer tiefer bohrte er sich hinein und warf die überschüssige Erde hinter sich und hinaus, so

daß es aussah, als sei die Höhle eingestürzt.

Zehn Meter arbeitete er sich voran, bevor er aufhörte zu graben. Sein Energievorrat reichte gerade noch für den nächsten Schritt aus. Er drehte sich auf den Rücken, warf die abgestorbenen Teile der Beine und des Rückens ab und setzte die Königin und ihren Wächterschwarm auf der Erde unter seinem Chitintrückgrat frei. Aus Öffnungen an seinen Oberschenkeln trat Kokongespinst aus, die weiche grüne Decke, die sich zu einer Schutzhülle verhärteten würde.

Das bedeutete Sieg; die lebenswichtigen Teile hatten überlebt.

Worauf es jetzt ankam, war die Zeit — ungefähr zwanzig Tage, um neue Kräfte zu sammeln, die Metamorphose zu vollziehen und sich zu verbreiten. Bald würde es Tausende seiner Art geben — jeder mit seiner sorgfältig nachgeahmten Kleidung, den Ausweispapieren und dem äußerlen Schein der Menschlichkeit.

Einer wie der andere - jeder von ihnen.

Es würde andere Kontrollpunkte geben, aber nicht so kritische; andere Hindernisse - aber geringere.

Diese Menschenkopie hatte sich als gut erwiesen. Die höchste Instanz seiner Art hatte eine gute Wahl

getroffen. Sie hatten viel gelernt, indem sie gelegentliche Gefangene im Landesinneren beobachtet hatten. Aber es war so schwer, das menschliche Wesen zu verstehen. Selbst wenn ihnen eine beschränkte Freiheit zugestanden wurde, war es schwer, vernünftig mit ihnen zu reden. Ihre höchste Instanz lehnte alle Versuche der Kommunikation ab.

Und immer stellte sich die wichtigste Frage: Wie war es möglich, daß irgendeine höchste Koordinationsebene die Vernichtung zuließ, die diesem gesamten Planeten drohte?

Komplizierte Menschen — man würde ihnen ihre Abhängigkeit von dem Planeten beweisen müssen ... vielleicht auf dramatische Weise.

Die Königin regte sich, von ihren Wächtern zum Handeln getrieben, auf dem kühlen Grund. Eine einheitliche Mitteilung setzte sich an alle Körperteile fort, forschte nach Überlebenden, zog die übriggebliebenen Kräfte zusammen.

Sie hatten wieder neue Erfahrung gesammelt, wie es gelingen konnte, der Aufmerksamkeit der Menschen zu entgehen. Alle nachfolgenden Kolonien würden dieses Wissen teilen. Einer dieser Schwärme würde zumindest bis zu der Stadt am »Flußsee« des Amazonas vordringen, von der der allumfassende Tod auszugehen schien.

Einer von ihnen mußte durchkommen.

---



Pastellfarbene Rauchschwaden schwebten in der Luft des Kabaretts. Die Rauchwolken, eine jede Erkennungszeichen eines bestimmten Tisches, traten aus einer Öffnung in deren Mitte aus — hier ein blasses Violett, auf der anderen Seite ein Rosa, so zart wie Babyhaut und wieder an anderer Stelle ein Grün, das an die aus Pampasgras gewobenen Matten der Indianer erinnerte. Es war gerade neun Uhr abends, und das Abendprogramm in Bahias vornehmstem Kabarett, dem *A'Chigua*, hatte eben begonnen. Zu klingelnder Musik wiegte sich eine Gruppe von Tänzern in stilisierten Ameisenkostümen. Ihre falschen Fühler und Beißzangen wurden von den Rauchfahnen umkräuselt.

Die Besucher des *A'Chigua* ruhten auf niedrigen Diwanen. Die Frauen sprühten in tropischen Farben wie üppige Dschungelblüten, die sich an Männer in weißen Leinenanzügen und hier und da in dem glänzend weißen Schutzanzug eines Bandeirantes schmieгten. Hier war eine grüne Zone, in der sich die Bandeirantes nach der Arbeit im roten Dschungel oder an den Sperren erholen und die Zeit vertreiben konnten.

Fetzen von Geschäftsgesprächen und oberflächlichem

Geplänkel wehten durch den Raum ...

»Heute abend nehme ich einen rosafarbenen Tisch. Vielleicht bringt es mir Glück. Es ist die Farbe der Frauenbrust, nicht wahr?«

»Also habe ich einen Rauchteppich gelegt, und dann sind wir hineingestürmt und haben das ganze Nest ausgeräuchert — mutierte Ameisen wie damals in Piratininga. Es müssen zehn oder zwanzig Milliarden gewesen sein.«

Dr. Rhin Kelly hatte den Gesprächsfetzen im Raum etwa zwanzig Minuten lang gelauscht, und ihre Aufmerksamkeit wurde mehr und mehr von den unterschwelligen Spannungen gefesselt, die hier herrschten.

»Die neuen Gifte wirken — ja.« Das war ein Bandeirante am Tisch hinter ihr, der eine Frage nach dem Problem der Überlebenden — der widerstandsfähig gewordenen Exemplare beantwortete. »Die endgültige Säuberung wird ein brutales Werk sein, genau wie in China. Sie mußten hinuntersteigen und die letzten Käfer mit eigenen Händen umbringen.«

Rhin merkte, daß ihr Begleiter sich nervös bewegte, und sie dachte: *Er hat zugehört.*

Sie blickte vom bernsteinfarbenen Rauch ihres Tisches auf und sah in die Mandelaugen ihres Begleiters. Er

lächelte, und wie schon viele Male zuvor ging ihr durch den Kopf, was für eine vornehme *Persönlichkeit* dieser Dr. Travis Huntington Chen-Lhu doch war. Er war hochgewachsen und hatte das flache, kantige Gesicht der Nordchinesen. Mit seinen sechzig Jahren war sein dichtgekraustes Haar noch tiefschwarz. Er beugte sich zu ihr hinüber und flüsterte: »Wir entgehen den Gerüchten nirgendwo, was?«

Sie schüttelte den Kopf und fragte sich nun schon zum zehnten Mal, warum der vornehme Dr. Chen-Lhu, Bezirksdirektor der International Ecological Organisation, darauf bestanden hatte, daß sie heute abend, an ihrem ersten Tag in Bahia, hierher kam. Sie machte sich keinerlei Illusion über den Grund, aus dem er sie von Dublin hierherbeordert hatte: er hatte offenkundig ein Problem, das das Eingreifen der Spionageabteilung der IEO erforderte. Wie gewöhnlich würde sich erweisen, daß die Schwierigkeiten mit einem Mann zusammenhingen, der in irgendeiner Weise manipuliert werden mußte. Soviel hatte Chen-Lhu während der kurzen Lagebesprechung des Tages angedeutet. Aber er hatte den Namen des Mannes noch nicht genannt, den sie umgarnen sollte.

»Es heißt, daß bestimmte Pflanzen aussterben, weil sie nicht mehr bestäubt werden.« Das war eine Frau am Tisch hinter ihr, und Rhin erstarnte. Eine gefährliche Unterhaltung.

Aber der Bandeirante, der genau hinter ihr saß, sagte:

»Vorsicht, Puppe. Du klingst genau wie dieses Weibsstück, das sie in Itabuna aufgegriffen haben.«

»Welches Weibsstück?«

»Sie hat in dem Dorf dort hinter der Sperre Carsonite-Schriften verteilt. Die Polizei hat sie erwischt, bevor sie noch zwanzig Exemplare los war. Das meiste konnten sie wieder einsammeln, aber du weißt, wie dieses Zeug wirkt, besonders dort oben in der Nähe der roten Zone.«

Am Eingang des *A'Chigua* entstand Bewegung, und Rufe wurden laut. »Johnny! Du, Johnny! Joao, du Glückspilz!«

Rhin tat es den anderen Gästen des *A'Chigua* gleich und wandte den Kopf, um zu sehen, wer die Unruhe ausgelöst hatte. Sie bemerkte, daß Chen-Lhu eine gespielte Gleichgültigkeit an den Tag legte. Am Eingang standen sieben Bandeirantes, als hätte der plötzliche Wortschwall eine Sperre vor ihnen errichtet.

Vor ihnen stand ein Bandeirante mit dem goldenen Schmetterling, dem Abzeichen der Gruppenführer, am Revers. In Rhin stieg ein plötzlicher Verdacht auf, und sie musterte ihn aufmerksam. Er war mittelgroß und dunkelhäutig und hatte schwarzes, gewelltes Haar; sein Körperbau war eher stämmig, aber seine Bewegungen waren voller Anmut. Sein Körper strahlte Kraft aus. Im Gegensatz dazu war sein Gesicht schmal und adelig, beherrscht von einer scharfen, gebogenen Nase.

Offenkundig gab es unter seinen Vorfahren *Senhores de engenho*.

Rhin beschrieb ihn im Geiste als »auf ungeschliffene Weise gutaussehend«. Wieder fiel ihr Chen-Lhus gleichgültige Haltung auf, und sie dachte: *Darum sind wir also hier.*

Bei dem Gedanken wurde sie sich ihres Körpers merkwürdig bewußt. Einen Augenblick lang überkam sie Widerwillen gegen die Rolle, die sie zu spielen hatte, und sie dachte: *Ich habe schon vieles getan und viele Stücke von mir verkauft, um mich in diesem Augenblick hier zu befinden. Und was bleibt für mich selbst?* Niemand nahm die Dienste der Entomologin, Dr. Rhin Kelly, in Anspruch. Aber Rhin Kelly, die irische Schönheit, eine Frau, die ihre *anderen* Pflichten freudig erfüllte - diese Rhin Kelly war außerordentlich gefragt.

*Wenn mir die Arbeit keinen Spaß machen würde, vielleicht würde ich sie dann nicht so verabscheuen,* dachte sie.

Sie wußte, wie sie in diesem Raum wirkte, in dem es von üppigen, dunkelhäutigen Frauen wimmelte. Sie hatte rote Haare, grüne Augen und ein feingeschnittenes Gesicht -Sommersprossen auf Schultern, Stirn und Nasenrücken. Hier in diesem Raum war sie — mit dem langen Gewand, dessen Farbe zu ihren Augen paßte, einen kleinen goldenen IEO-Knopf an der Brust - eine exotische Schönheit.

»Wer ist der Mann an der Tür?« fragte sie.

Ein Lächeln wehte, wie von einer leichten Brise gekräuselt, über Chen-Lhus feine Züge. Er warf einen Blick zum Eingang hin.

»Welcher Mann, meine Liebe? Mir scheint, es sind ... sieben.«

»Lassen Sie das Spielchen, Travis.«

Er betrachtete sie prüfend mit seinen Mandelaugen, dann glitt sein Blick zu der Gruppe am Eingang zurück.  
»Das ist Joao Martinho, *Jefe* der Irmandades und Sohn von Gabriel Martinho.«

»Joao Martinho«, wiederholte sie nachdenklich. »Der Mann, dessen Verdienst die Säuberung von Piratininga war, wie Sie sagten.«

»Er hat seinen Lohn bekommen, meine Liebe. Das allein zählt für Johnny Martinho.«

»Wieviel?«

»Ah, Sie sind eine praktische Frau«, sagte er. »Sie haben sich fünfhunderttausend Cruzados geteilt.« Chen-Lhu ließ sich in den Diwan zurücksinken und sog den schweren Duft ein, der mit dem Rauch aus der Öffnung des Tisches aufstieg. *Fünfhunderttausend!* dachte er.

*Das wird ausreichen, um Johnny Martinho zu vernichten — wenn die Sache nach meinem Wunsch läuft. Und wie könnte es schiefgehen mit Rhin auf meiner Seite? Dieser Weiße aus Bahia wird eine so helle Frau wie Rhin mit offenen Armen aufnehmen. Ja. Der Sündenbock wird sich uns bald präsentieren: Johnny Martinho, der Capitalista, der vornehme Senhor, der seine Ausbildung bei den Yankees erhalten hat.*

»Joao Martinhos Name wird in gewissen Gerüchten in Dublin erwähnt«, sagte Rhin.

»Ah, die Gerüchteküche«, entgegnete er. »Was sagte man über ihn?«

»Die Schwierigkeiten in Piratininga — sein Name und der seines Vaters werden in diesem Zusammenhang genannt.«

»Ah, ich verstehe.«

»Man erzählt sich merkwürdige Dinge.«

»Und finden Sie sie bedrohlich?«

»Nein — nur seltsam.«

*Seltsam, dachte er. Das Wort versetzte ihm einen Stich, denn es wiederholte die Nachricht des Boten aus seinem Heimatland, die ihn veranlaßt hatte, Rhin Kelly*

holen zu lassen. »*Ihre seltsame Behäbigkeit bei der Lösung unseres Problems wirft sehr beunruhigende Fragen auf.*« Dieser Satz und das Wort waren ihm besonders ins Auge gesprungen. Chen-Lhu verstand die Ungeduld, die hinter diesen Worten stand: die lauernde Katastrophe in China konnte jeden Augenblick entdeckt werden. Und er wußte, es gab einige, die ihm wegen des verfluchten weißen Mannes unter seinen Vorfahren nicht trauten.

Er senkte die Stimme zum Flüstern und sagte: »Seltsam ist nicht ganz das richtige Wort für die Wiederverseuchung der grünen Zonen durch die Bandeirantes.«

»Ich habe einige recht verwegene Geschichten gehört«, murmelte sie. »Geheime Laboratorien der Bandeirantes — illegale Versuche mit Mutationen ...«

»Sie werden feststellen, Rhin, daß die meisten Berichte über merkwürdige, riesige Insekten von Bandeirantes stammen. Das ist das einzige Seltsame daran.«

»Das ist nur logisch«, entgegnete sie. »Die Bandeirantes befinden sich draußen an der Front, wo derartige Dinge sich ereignen können.«

»Sie als Entomologin glauben solche haarsträubenden Geschichten doch wohl nicht«, sagte er.

Mit einem merkwürdigen Gefühl des Unbehagens

zuckte sie die Achseln. Er hatte natürlich recht; er mußte recht haben.

»Logik«, fuhr Chen-Lhu fort. »Der Mißbrauch von haarsträubenden Gerüchten, um bei den Bauerntölpeln aus dem Hinterland abergläubische Furcht zu erzeugen, das ist die einzige Logik, die ich erkennen kann.«

»Sie wollen also, daß ich mich dieses Bandeiranteführers annehme«, sagte Rhin. »Was soll ich herausfinden?«

*Sie sollen das herausfinden, was ich Ihnen sage*, dachte Chen-Lhu. Laut aber sagte er: »Warum sind Sie so sicher, daß dieser Martinho Ihr Ziel ist? War das auch Gegenstand der Gerüchte, die Sie gehört haben?«

»Oh«, rief sie aus und wunderte sich über den Zorn, der in ihr aufwallte. »Es hatte keinen besonderen Grund, daß Sie mich rufen ließen. Meine bezaubernde Person war Grund genug.«

»Ich hätte es nicht besser sagen können«, erklärte er. Er wandte sich um und winkte einem Kellner, der augenblicklich heraneilte und sich zu ihm niederbeugte, um seine Wünsche entgegenzunehmen. Gleich darauf bahnte sich der Kellner einen Weg zu der Gruppe am Eingang und sagte etwas zu Joao Martinho.

Der Bandeirante musterte Rhin, und einen Augenblick lang flackerten seine Augen auf, dann glitt sein Blick

weiter zu Chen-Lhu. Chen-Lhu nickte.

Einige Frauen hatten Martinhos Gruppe wie bunte Schmetterlinge umringt. Ihre Augen waren so geschminkt, daß es den Anschein hatte, als starrten sie aus Facettenhöhlen. Martinho löste sich von seinen Begleitern und steuerte auf den Tisch mit dem bernsteinfarbenen Rauch zu. Er blieb vor Rhin stehen und verbeugte sich zu Chen-Lhu hin. »Dr. Chen-Lhu, vermute ich«, sagte er. »Es ist mir ein Vergügen. Wie kann das IEO um einer solchen Tändelei willen auf seinen Bezirksdirektor verzichten?« Mit einer weitausholenden Armbewegung umfaßte er das hektische Treiben im *A'Chigua*.

Dabei dachte Martinho: *So — nun habe ich meine Gedanken auf eine Weise ausgesprochen, die dieser verschlagene Mensch verstehen wird.*

»Ich verwöhne mich selbst«, entgegnete Chen-Lhu. »Ein wenig Entspannung zur Begrüßung eines neuen Mitglieds unseres Stabes.« Damit erhob er sich vom Diwan und sah auf Rhin hinunter. »Rhin, ich möchte Sie mit Senhor Joao Martinho bekanntmachen. Johnny, das ist Dr. Rhin Kelly aus Dublin, eine neue Entomologin in unserer Abteilung.«

Und bei sich dachte Chen-Lhu: *Das ist der Feind. Machen Sie keinen Fehler. Das ist der Feind. Das ist der Feind.*

Martinho verneigte sich tief. »Ich bin entzückt.«

»Es ist eine Ehre für mich, Sie kennenzulernen, Senhor Martinho«, sagte sie. »Ich habe von Ihren Taten gehört ... selbst in Dublin.«

»Selbst in Dublin«, wiederholte er murmelnd. »Man hat mir schon manche Ehre erwiesen, aber noch nie habe ich mich so geehrt gefühlt wie in diesem Augenblick.« Er starrte sie mit verwirrender Eindringlichkeit an und fragte sich, welche besondere Aufgabe diese Frau zu erfüllen hatte. War sie die Geliebte Chen-Lhus?

In das plötzliche Schweigen hinein drang die Stimme einer Frau, die am Tisch hinter ihnen saß: »Aber die Bedrohung der Menschen durch Schlangen und Nagetiere nimmt wirklich zu. Das steht in ...«

Jemand brachte sie hastig zum Schweigen.

Martinho sagte: »Travis, das versteh ich nicht. Wie können Sie eine so schöne Frau Doktor nennen?«

Chen-Lhu kicherte fröhlich. »Vorsicht, Johnny. Dr. Kelly ist mein neuer Außendienstdirektor.«

»Ein Direktor, der seinen Standort wechselt, hoffe ich«, entgegnete Martinho.

Rhin warf ihm einen kühlen Blick zu, aber ihre kühle Haltung war nicht echt. Seine Direktheit erregte und

erschreckte sie. »Man hat mich vor den Schmeicheleien der Lateinamerikaner gewarnt«, erklärte sie. »Man hat mir gesagt, daß im Stammbaum eines jeden von Ihnen ein Stückchen des irischen Lügensteins verborgen läge.«

Ihre Stimme klang volltönend und kehlig, und Chen-Lhu lächelte in sich hinein. *Denken Sie daran — das ist der Feind*, dachte er. »Wollen Sie uns Gesellschaft leisten, Johnny?« fragte er.

»Sie bewahren mich davor, mich Ihnen aufzudrängen«, entgegnete Martinho. »Aber Sie wissen, daß ich einige meiner Irmandades mitgebracht habe?«

»Sie scheinen sich gut zu amüsieren«, sagte Chen-Lhu und nickte zum Eingang hin, wo die Schmetterlingsfrauen außer einem Mann alle Begleiter Martinhos umringten. Die Frauen und die Bandeirantes nahmen an einem großen Tisch mit blauem Rauch in einer Ecke des Raumes Platz.

Der allein zurückgebliebene Mann blickte von Martinho zu seinen Gefährten an dem Tisch und wieder zu Martinho zurück.

Rhin betrachtete den Mann aufmerksam: er hatte aschgraue Haare und ein langes, altersloses Gesicht mit einer Säurenarbe auf der linken Wange. Er erinnerte sie an den Küster in ihrer Kirche in Wexfort.

»Ah, das ist Vierho«, erklärte Martinho. »Wir nennen ihn den Padre. Im Augenblick ist er unentschlossen, wen er beschützen soll — unsere Brüder von den Irmandades dort drüber oder mich. Ich glaube, ich brauche ihn mehr als die anderen.« Er winkte Vierho heran, wandte sich dann wieder um und setzte sich neben Rhin.

Ein Kellner trat an den Tisch und stellte eine durchscheinende Kugel mit einem goldenen Getränk vor Martinho. Ein Glashalm ragte aus der Kugel. Martinho nahm das Getränk kaum zur Kenntnis, sondern starnte Rhin unverwandt an.

»Sind die Iren bereit, sich uns anzuschließen?« fragte er.

»Sich Ihnen anzuschließen?«

»In der Umgestaltung der Insektenpopulation der Welt.«

Sie warf Chen-Lhu einen schnellen Blick zu, aber seine Züge verrieten keine Reaktion auf die Frage. Sie wandte sich wieder Martinho zu. »Die Iren teilen die ablehnende Haltung der Kanadier und der Nordamerikaner der Vereinigten Staaten. Die Iren werden noch ein wenig abwarten.«

Die Antwort schien ihn zu verärgern. »Aber ... Irland muß doch die Vorteile sehen«, sagte er. »Sie haben

keine Schlangen. Das muß ...«

»Das ist etwas, das Gott durch St. Patricks Hand bewirkt hat«, sagte sie. »Ich glaube nicht, daß die Bandeirantes aus demselben Stoff geschaffen sind.« Sie hatte in einem Anflug von Zorn gesprochen und bedauerte ihre Worte im gleichen Augenblick.

»Ich hätte Sie warnen sollen, Johnny«, sagte Chen-Lhu.  
»Sie hat irisches Temperament.«

Dabei dachte er: *Er inszeniert diese Szene um meinetwillen — verschlagener kleiner Kerl.*

»Ich verstehe«, sagte Martinho. »Wenn Gott nicht dafür gesorgt hat, daß wir von der Insektenplage befreit werden, ist es vielleicht falsch, daß wir versuchen, es selbst in die Hand zu nehmen.«

Rhin starre ihn empört an.

,Chen-Lhu unterdrückte seinen aufsteigenden Zorn.  
*Dieser heuchlerische Südamerikaner brachte Rhin absichtlich in diese Lage!*

»Meine Regierung erkennt die Existenz eines Gottes nicht an«, erklärte er. »Wenn Gott vielleicht einen Austausch von Botschaftern anregen würde ...« Er tätschelte Rhins Arm und stellte fest, daß sie zitterte.  
»Jedenfalls ist die IEO überzeugt, daß wir den Kampf nördlich des Rio Grande im Laufe der nächsten zehn

Jahre ausweiten werden.«

»Das ist die Überzeugung der IEO? Oder glaubt China das?«

»Beide«, erwiderte Chen-Lhu.

»Auch wenn sich die Nordamerikaner widersetzen?«

»Es wird erwartet, daß sie sich dem Licht der Vernunft beugen.«

»Und die Iren?«

Rhin brachte ein Lächeln zustande. »Die Iren«, sagte sie, »waren schon immer bekannt für ihre Unvernunft.« Sie streckte die Hand aus und zögerte dann, als ihr Blick auf einen weißgekleideten Bandeirante auf der anderen Seite des Tisches fiel - Vierho.

Martinho sprang auf und verneigte sich erneut vor Rhin. »*Doktor* Kelly, erlauben Sie, daß ich Ihnen einen meiner Brüder von den Irmandades vorstelle, Padre Vierho. Verehrter Padre, diese bezaubernde Frau ist ein Außendienstdirektor der IEO.«

Vierho nickte kurz, dann setzte er sich steif an den äußersten Rand des Diwans und murmelte: »Sehr erfreut.«

»Meine Irmandades sind sehr zurückhaltend«, erklärte

Martinho. Er nahm seinen Platz neben Rhin wieder ein.  
»Sie sind lieber draußen und töten Ameisen.«

»Johnny, wie geht es Ihrem Vater?« erkundigte sich Chen-Lhu.

Martinho antwortete, ohne den Blick von Rhin abzuwenden. »Die Mato Grosso-Probleme halten ihn auf Trab.« Er schwieg einen Augenblick, dann fuhr er, an Rhin gewandt, fort: »Sie haben wunderschöne Augen.«

Wieder brachte seine Direktheit Rhin aus der Fassung. Sie nahm die goldene Kugel, die vor ihm stand und fragte: »Was ist das?«

»Das ist der brasilianische Met. Nehmen Sie es. In Ihren Augen schimmern kleine Lichtpunkte, die gut zum Gold des Getränkes passen.«

Sie unterdrückte eine aufbrausende Antwort und hob das Getränk neugierig an die Lippen. Ihr Blick begegnete Vierho, der ihr Haar erstaunt anstarrte, und sie hielt im Trinken inne.

»Ist die Farbe echt?« fragte Vierho.

Martinho lachte, ein überraschtes und seltsam liebevolles Lachen. »Ach, Padre«, sagte er.

Rhin nahm einen Schluck, um ihre Verwirrung zu

verbergen. Das Getränk war von samtiger Süße, erfüllt von der Erinnerung an Blumen und mit einer leichten Schärfe hinter dem Zucker.

»Ist die Farbe wirklich echt?« fragte Vierho hartnäckig.

Chen-Lhu beugte sich vor. »Viele irische Mädchen haben rotes Haar, Vierho. Man sagt, es deutet auf ein ungezügeltes Temperament hin.«

Rhin stellte das Getränk auf den Tisch zurück und wunderte sich über ihre eigenen Gefühle. Sie spürte eine tiefe Zuneigung zwischen Vierho und seinem Chef und bedauerte, daß sie nicht daran teilhaben konnte.

»Was ist Ihr nächstes Ziel, Johnny?« fragte Chen-Lhu.

Martinho warf seinem Gefährten einen schnellen Blick zu, dann sah er Chen-Lhu kalt in die Augen. *Warum stellt dieser Vertreter der IEO hier und jetzt eine solche Frage?* dachte er. *Chen-Lhu muß unser nächstes Ziel kennen. Es kann gar nicht anders sein.*

»Es überrascht mich, daß Sie es noch nicht gehört haben«, sagte Martinho.

»Heute nachmittag habe ich die Serra Dos Parecis inspiziert.«

»Beim großen Käfer der Mambuca«, warf Vierho murmelnd ein.

Ein Schatten des Zorns überzog plötzlich Martinhos Gesicht. »Vierho!« sagte er scharf.

Rhin starre von einem zum anderen. Unbehagliches Schweigen hatte sich über den Tisch gesenkt. Sie spürte ein Kribbeln auf Armen und Schultern. Etwas an dem Schweigen war furchteinflößend, ja es hatte sogar etwas Erotisches ... und zutiefst Verwirrendes. Sie erkannte die Reaktion ihres Körpers, haßte sie, wußte, daß sie die Quelle dieser Reaktion diesesmal nicht genau bestimmen konnte. Alles, was sie wußte, war: *Darum hat Chen-Lhu mich rufen lassen — um diesen Joao Martinho zu umgarnen und zu lenken. Ich werde es tun, aber ich werde mich dafür hassen, daß es mir Freude macht.*

»Aber Jefe«, sagte Vierho. »Sie wissen doch selbst, was gemunkelt wird über ...«

»Ich weiß es!« unterbrach Martinho ihn scharf. »Ja!«

Vierho nickte, und ein gequälter Ausdruck lag auf seinen Zügen. »Sie haben gesagt, es war ...«

»Es gibt Mutanten, das wissen wir«, erklärte Martinho. Und gleichzeitig dachte er: *Warum hat Chen-Lhu diese Enthüllung gerade jetzt erzwungen? Um mich mit einem meiner Männer streiten zu sehen?*

»Mutanten?« fragte Chen-Lhu.

»Wir haben gesehen, was wir gesehen haben«, entgegnete Vierho.

»Aber die Beschreibung dieses *Dings* ist physikalisch völlig ausgeschlossen«, warf Martinho ein. »Es muß der abergläubischen Furcht eines Menschen entspringen. Das ist, was ich weiß.« .

»Wirklich, Jefe?«

»Wir können mit allem fertig werden, das es dort draußen gibt.«

»Wovon reden Sie?« fragte Rhin.

Chen-Lhu räusperte sich. *Jetzt wird sie sehen, wozu unser Feind fähig ist*, dachte er. *Jetzt soll sie die Verruchtheit dieser Bandeirantes erkennen. Wenn ich ihr dann sage, was zu tun ist, wird sie es bereitwillig tun.*

»Es gibt da eine Geschichte, Rhin«, erklärte Chen-Lhu.

»Geschichte!« rief Martinho höhnisch.

»Also gut, ein Gerücht«, fuhr Chen-Lhu fort. »Einige der Bandeirantes um Diogo Alvarez sagen, daß sie in der Serra Dos Parecis eine drei Meter große Heuschrecke gesehen haben.«

Vierho beugte sich mit steinernem Gesicht zu Chen-

Lhu hinüber. Die Säurenarbe auf der Wange des Bandeirante trat weiß hervor.

»Alvarez hat sechs Männer verloren, bevor er die Serra aufgab. Wissen Sie das, Senhor? Sechs Männer! Und er ...«

In diesem Augenblick trat ein untermetzter, dunkelhäutiger Mann in verschmiertem Bandeirante- Arbeitsanzug ein, und Vierho verstummte. Der Neuankömmling hatte ein rundes Gesicht und indianische Augen. Hinter Martinho blieb er stehen.

Er beugte sich herunter und flüsterte Martinho etwas ins Ohr.

Rhin verstand nur wenige Worte des Gesagten — der Mann sprach sehr leise und in seinem rauhen Hinterlanddialekt — etwas über die Plaza, den Hauptplatz der Stadt ... einen Menschenauflauf.

Martinho pfiff durch die Zähne und fragte: »Wann?«

Ramon straffte sich und fuhr, jetzt ein wenig lauter, fort: »In diesem Augenblick, Jefe.«

»Auf der Plaza?«

»Ja — weniger als einen Häuserblock von hier entfernt.«

»Was ist es?« fragte Chen-Lhu.

»Eine Ameise«, erwiderte Martinho.

»Eine Ameise?«

»Das wird behauptet.«

»Aber dies hier ist eine grüne Zone«, warf Rhin ein.  
Und sie war erstaunt über das Gefühl des Widerwillens,  
das in ihr aufstieg.

Martinho erhob sich von dem Diwan.

Chen-Lhu blickte zu dem Jefe der Bandeirantes auf,  
und seine Züge verrieten eine seltsame Wachsamkeit.

»Sie entschuldigen mich bitte, Rhin Kelly«, wandte  
sich Martinho an Rhin.

»Wohin gehen Sie?« fragte sie ihn.

»Es gibt Arbeit zu erledigen«, erwiderte er.

»Eine Ameise?« fragte Chen-Lhu verwundert. »Sind  
Sie sicher, daß es sich nicht um einen Irrtum handelt?«

»Das ist kein Irrtum, Senhor«, warf Ramon ein.

»Haben Sie keine Einrichtung, die sich um derartige  
Zwischenfälle kümmert?« fragte Rhin. »Offensichtlich

handelt es sich um einen blinden Passagier, der mit irgendeiner Schiffsladung oder etwas ähnlichem in die grüne Zone eingeschleppt worden ist ...«

»Vielleicht auch nicht«, entgegnete Martinho. Er nickte Vierho zu. »Hol die Männer zusammen. Ich brauche insbesondere Thome für den Lastwagen und Lon für die Scheinwerfer.«

»Sofort, Jefe.« Vierho sprang auf und eilte quer durch den Raum auf die anderen Irmandades zu.

»Was meinen Sie damit - *vielleicht nicht?*« fragte Chen-Lhu.

»Es ist eines von den neuen Exemplaren, deren Existenz Sie bestreiten«, erklärte Martinho. Er wandte sich an Ramon. »Geh mit Vierho voraus, bitte.«

»Ja, Jefe.«

Ramon machte mit einer fast militärischen Bewegung kehrt und folgte in Vierhos Fahrwasser.

»Erklären Sie das bitte«, sagte Chen-Lhu.

»Es wird als Säuresprüher beschrieben und soll beinahe einen halben Meter lang sein«, entgegnete Martinho.

»Unmöglich!« rief Chen-Lhu aus.

Rhin schüttelte den Kopf. »Eine Ameise kann unmöglich ...«

»Das ist ein Scherz der Bandeirantes«, sagte Chen-Lhu.

»Wie Sie wünschen, Senhor«, sagte Martinho. »Haben Sie die Säurenarben auf Vierhos Wange gesehen? Sie wurden ihm von einem derartigen Scherz zugefügt.« Er wandte sich an Rhin. »Verzeihen Sie, Senhorita.«

Rhin erhob sich. *Eine Ameise von beinahe einem halben Meter Länge!*

Die merkwürdigen Gerüchte, die sie eine halbe Welt entfernt gehört hatte, ergriffen sie jetzt und erfüllten sie mit dem Gefühl der Unwirklichkeit. Es gab physikalische Grenzen. Ein solches Gebilde konnte nicht sein. Oder doch? Sie war jetzt ganz Entomologin. Logik und Ausbildung ergriffen Besitz von ihr. Es war eine Sache, die in wenigen Minuten bewiesen oder widerlegt werden konnte. Weniger als einen Häuserblock entfernt, hatte der Mann gesagt. Auf der Plaza. Und ganz gewiß würde Chen-Lhu es nicht begrüßen, wenn sie sich bereits so schnell wieder von Martinho trennte.

»Wir begleiten Sie natürlich«, erklärte sie.

»Natürlich«, pflichtete Chen-Lhu ihr bei und erhob sich.

Rhin hakte sich bei Martinho ein. »Zeigen Sie mir bitte diese sagenhafte Ameise, Senhor Martinho.«

Martinho legte seine Hand auf die ihre, und ein warmer Schauder durchrieselte ihn. *Welch eine aufregende Frau!* »Bitte«, sagte er. »Sie sind eine so bezaubernde Frau, und der Gedanke, was die Säure dieses ...«

»Ich bin überzeugt, wir sind einigermaßen sicher vor einem Gerücht«, unterbrach Chen-Lhu ihn. »Würden Sie bitte vorausgehen, Johnny?«

Martinho seufzte. Sie waren so eigensinnig und mißtrauisch — aber immerhin bot ihm dies eine Gelegenheit, an höchster Stelle einen Beweis für das zu liefern, was die meisten Bandeirantes bereits wußten. Ja, Bezirksdirektor Chen-Lhu sollte mitkommen. Er mußte sogar mitkommen. Widerstrebend überließ Martinho Rhins Arm Chen-Lhu. »Natürlich können Sie mitkommen«, sagte er. »Aber sorgen Sie dafür, daß die entzückende Rhin Kelly sich im Hintergrund hält, Senhor. Gerüchte entwickeln manchmal einen schrecklichen Stachel.«

»Wir werden alle notwenige Vorsicht walten lassen«, versicherte Chen-Lhu. Der Spott in seiner Stimme war unüberhörbar.

Martinhos Männer waren bereits an der Tür. Er wandte sich um und schritt auf seine Männer zu, ohne die plötzliche Stille zu beachten, die sich über den Raum

gesenkt hätte, während die Augen der übrigen Gäste ihm neugierig folgten.

Rhin trat an Chen-Lhus Seite auf die Straße hinaus. Sie sah Martinho nach, und die entschlossene Haltung seiner Schultern berührte sie eigenartig. Er sah nicht aus wie ein Mann, der Verrat im Sinn hatte — aber genau das mußte es sein. Es konnte nicht anders sein.

---

### |||

Die Nacht war ein blau-weißes Gleißend aus Scheinwerfern, die an Trägerbalken über der Straße hingen. Ein bunter Strom von Menschen in den Trachten mannigfaltiger Nationen und Gegenden strömten am *A'Chigua* vorüber auf die Plaza zu.

Martinho beschleunigte den Schritt und reihte sich in die Menge ein. Die Menschen wichen zur Seite, um ihn und seine Männer durchzulassen; Rufe des Erkennens wurden laut.

»Das ist Joao Martinho und seine Irmandades.«

»... die Piratininga mit Benito Alvarez.«

»Joao Martinho ...«

Auf der Plaza hatte ein weißer Lastwagen der Hermosillo-Bandeirantes seine Suchscheinwerfer auf den Brunnen gerichtet. Andere Lastwagen und Fahrzeuge standen über den Platz verteilt. Der Hermosillo-Lastwagen war ein besonders ausgerüstetes Arbeitsfahrzeug, das seinem Äußeren nach zu urteilen gerade erst aus dem Hinterland zurückgekehrt war. Die Verbindungsstücke seiner ausfahrbaren Flügel waren noch schmutzbedeckt. An der Außenhaut war die Durchbruchlinie zu erkennen - ein Riß, der sich um das gesamte Fahrzeug zog. Zwei der Hubgehäuse paßten nicht zum Weiß der anderen, offensichtlich das Ergebnis einer Reparatur draußen im Gelände.

Martinho folgte dem Strahl der Suchscheinwerfer. Er kämpfte sich zu einer Reihe von Polizisten und Bandeirantes vor, die die Menschen zurückdrängten. Wo man ihn erkannte, wurde ihm eine Gasse freigemacht, in der ihm seine Männer folgten.

»Wo ist Ramon?« fragte Martinho.

Vierho trat dicht zu ihm heran und sagte: »Ramon ist mit Thome und Lon gegangen, um den Lastwagen zu holen. Ich sehe keine Ameise.«

»Aber sieh dir das an«, sagte Martinho und wies mit dem Finger zum Brunnen hin.

Rund um den Platz wurde die Menge auf fünfzig Meter von dem Brunnen in der Mitte ferngehalten, dessen

Wasser in sprühenden, glitzernden Bögen aufstieg. Zwischen dem Brunnen und der Menge lag ein gepflasteter Kreis, dessen Mosaik mit Bildern der brasiliianischen Vögel geschmückt war. In diesem Mosaikring führte ein zehn Zentimeter hoher Sims zu einer grünen Rasenfläche hinauf, die einen Durchmesser von etwa *zwanzig* Metern hatte, und in der Mitte der Rasenfläche befand sich das geriffelte Becken des Brunnens. Der Rasen zwischen Mosaik und Brunnen wies zahlreiche gelbe Flecken auf. Martinhos Zeigefinger wies nacheinander auf jeden einzelnen dieser Flecken von verdorrtem Gras.

»Säure«, flüsterte Vierho.

Plötzlich verharrten die Suchscheinwerfer auf einer wiegenden Bewegung im Sprühregen am Rande des Brunnens. Ein Zischen ging durch die Menge wie eine plötzlich anschwellende Brise.

»Und da ist sie auch schon«, sagte Martinho. »Ob der so mißtrauische Beamte der IEO es jetzt glaubt?«

Bei diesen Worten stieß das Wesen in hohem Bogen einen schillernden Sprühregen aus, der sich auf den Rasen ergoß.

Ein Stöhnen ging durch die Menge.

Martinho vernahm ein leises Klagen zu seiner Linken. Er wandte sich um und sah, daß ein Arzt zum inneren

Ring der Schaulustigen geführt wurde. Der Arzt bahnte sich einen Weg durch die Menge. Als er sich auf der anderen Seite des Hermosillo-Lastwagens zwischen den Menschen hindurchdrängte, hob er seine Tasche über den Kopf.

»Wer ist verletzt?« fragte Martinho.

Einer der Polizisten hinter ihm antwortete: »Es ist Alvarez. Er hat versucht, an dieses ... Ding heranzukommen, aber er hat nur ein Handschild und eine Sprühpistole mitgenommen. Das Schild war der Schnelligkeit des Tieres nicht gewachsen. Es hat Alvarez am Arm erwischt.«

Vierho zupfte Martinho am Ärmel und deutete in die Menge hinter dem Polizisten. Dort gaben die Neugierigen für Rhin Kelley und Chen-Lhu den Weg frei, nachdem sie ihre IEO-Abzeichen erkannt hatten.

Rhin winkte und rief: »Senhor Martinho - dieses Ding ist unmöglich! Es ist mindestens fünfundseibzig Zentimeter lang. Es muß drei oder vier Kilogramm wiegen.«

»Trauen Sie Ihren eigenen Augen nicht?« fragte Vierho.

Chen-Lhu war bei dem Polizisten angelangt, der Martinho Alvarez' Verletzung beschrieben hatte und sagte: »Lassen Sie uns bitte durch.«

»Wie? Oh ... ja, Sir.« Die Reihe der Polizisten teilte sich.

Chen-Lhu trat zu dem Chef der Bandeirantes und blickte von Rhin zu Martinho. »Ich kann es auch nicht glauben. Ich würde etwas dafür geben, wenn ich dieses ... Ding in die Hände bekäme.«

»Was glauben Sie nicht?« fragte Martinho.

»Ich glaube, daß es so etwas wie ein Automat sein muß. Oder nicht, Rhin?«

»Das muß *es* sein«, stimmte sie zu.

»Wieviel würden Sie geben?« fragte Martinho.

»Zehntausend Cruzados.«

»Bitte sorgen Sie dafür, daß die entzückende Dame hier außer Reichweite bleibt«, sagte Martinho. Dann wandte er sich an Vierho. »Wo bleibt Ramon mit dem Lastwagen? Geh ihn suchen. Ich brauche unser Magnaglas-Schild und ein Spezialsprühgewehr.«

»Jefe!«

»Sofort. Ach ja - bring ein großes Musterglas mit.«

Vierho seufzte, dann machte er kehrt, um Martinhos

Anweisungen Folge zu leisten.

»Was sagten Sie, was das Ding dort ist?« fragte Chen-Lhu.

»Das brauche ich Ihnen doch nicht zu sagen.«

»Wollen *Sie* damit sagen, daß das eines der *Dinger* ist, die niemand außer den Bandeirantes im Hinterland zu sehen scheint?«

»Ich bestreite nicht, was ich mit eigenen Augen sehe.«

»Warum haben wir niemals derartige Wesen gesehen, frage ich mich?« meinte Chen-Lhu nachdenklich.

Martinho schluckte, um eine zornige Bemerkung zu unterdrücken. Dieser Narr hier in seiner sicheren grünen Zone! Er wagte es, in Frage zu stellen, was für die Bandeirantes unumstößlich feststand?

»Ist das nicht eine interessante Frage?« sagte Chen-Lhu.

»Wir haben Glück gehabt, daß wir mit dem nackten Leben davongekommen sind«, entgegnete Martinho zornig.

»Jeder Entomologe wird Ihnen sagen, daß dieses Ding eine physikalische Unmöglichkeit ist«, warf Rhin ein.

»Das Material würde seinen Bewegungen bei diesem Körperbau nicht standhalten«, fügte Chen-Lhu hinzu.

»Ich sehe ein, daß die Entomologen recht haben müssen«, sagte Martinho spöttisch.

Rhin warf ihm einen Blick zu. Sein beißender Spott überraschte sie. Er griff an, zog sich nicht in die Verteidigung zurück. Er benahm sich wie ein Mensch, der daran glaubte, daß diese *Unmöglichkeit* dort am Brunnen wirklich ein riesiges Insekt war. Aber in dem Nachtclub hatte er eine andere Meinung vertreten.

»Haben Sie solche Dinger im Dschungel gesehen?« fragte Chen-Lhu.

»Haben Sie nicht die Narbe auf Vierhos Wange gesehen?«

»Was beweist schon eine Narbe?«

»Wir haben gesehen, was wir gesehen haben.«

»Aber ein Insekt kann nicht so groß werden!« widersprach Rhin. Sie wandte sich dem schwarzen Wesen zu, das am Brunnenrand hinter dem Wasservorhang unruhig umhertänzelte und betrachtete es aufmerksam.

»Das habe ich schon einmal gehört«, entgegnete Martinho. Er dachte über die Berichte aus der Serra Dos

Parecis nach. Heuschrecken von drei Metern Länge. Er kannte alle Gründe, die gegen die Existenz eines solchen Wesens sprachen. Rhin - alle Entomologen hatten recht. Insekten konnten kein so großes, lebendiges Körpergerüst hervorbringen. War es möglich, daß diese Dinger Roboter waren? Wer sollte so etwas bauen? Und warum?

»Es muß ein mechanisches Gebilde sein«, erklärte Rhin.

»Die Säure ist allerdings echt«, warf Chen-Lhu ein.  
»Sehen Sie sich die gelben Flecke auf dem Rasen an.«

Martinho rief sich in Erinnerung, daß seine eigene Ausbildung ihn zwang, Rhin und Chen-Lhu zuzustimmen. Er selbst hatte Vierho gegenüber die mögliche Existenz riesiger Heuschrecken geleugnet. Er wußte, wie leicht Gerüchte verbreitet wurden. Es gab jetzt nur noch so wenige Menschen außer den Bandeirantes in den roten Zonen. Der Umsiedlungsplan war erfolgreich durchgeführt worden. Und es war nicht zu leugnen, daß viele Bandeirantes unwissende Narren waren, abergläubische Männer, die nur an Liebesabenteuer und Geld dachten.

Martinho schüttelte den Kopf. Er war beim Goyazfeldzug dabeigewesen, an dem Tag, an dem Vierho die Verbrennungen erlitten hatte. Er hatte gesehen, was er gesehen hatte. Und nun dieses Wesen dort am Brunnen.

Das hohe Brüllen der Lastwagenmotoren bohrte sich in sein Bewußtsein. Das Geräusch wurde rasch lauter. Die Menge teilte sich, um dem Rückstoß auszuweichen, als Ramon den Lastwagen der Irmandades neben dem Fahrzeug der Hermosillos in Stellung brachte. Die hinteren Türen wurden aufgestoßen, und Vierho sprang heraus. Die Motoren verstummten.

»Jefe«, rief Vierho. »Warum nehmen wir nicht den Wagen? Ramon könnte ihn fast bis an den ...«

Martinho bedeutete ihm, zu schweigen und wandte sich an Chen-Lhu. »Der Lastwagen ist zu schwerfällig. Sie haben gesehen, wie schnell das Ding ist.«

»Sie haben mir noch nicht gesagt, was Sie glauben, was es ist«, entgegnete Chen-Lhu.

»Ich werde es Ihnen sagen, wenn ich es in dem Musterglas sehe«, erklärte Martinho.

Vierho trat an seine Seite und sagte: »Aber mit dem Wagen hätten wir ...«

»Nein! Dr. Chen-Lhu wünscht ein unbeschädigtes Exemplar. Hol ein paar Rauchbomben. Wir arbeiten mit den Händen.«

Vierho seufzte und zuckte die Achseln. Dann kehrte er zur Hinterseite des Fahrzeugs zurück und sprach kurz mit jemandem im Innern. Ein Bandeirante reichte

einige Ausrüstungsgegenstände heraus.

Martinho wandte sich zu dem Polizisten um, der damit beschäftigt war, die Menge der Schaulustigen zurückzudrängen und sagte: »Können Sie eine Nachricht an die Fahrzeuge auf der anderen Seite des Platzes durchgeben?«

»Selbstverständlich, mein Herr.«

»Ich möchte, daß sie die Scheinwerfer ausschalten. Ich will nicht das Risiko eingehen, von dort drüben geblendet zu werden. Verstehen Sie?«

»Es wird sofort durchgegeben.« Er wandte sich ab und gab die Nachricht an einen anderen Beamten in der Kette weiter.

Martinho trat an die Rückseite des Lastwagens, nahm ein Sprühgewehr heraus, untersuchte den Ladungszylinder, zog ihn heraus und nahm einen anderen aus einer Halterung in der Tür. Er schob ihn in das Gewehr und untersuchte es noch einmal eingehend.

»Behaltet das Musterglas hier, bis ich dieses ... Ding kampfunfähig gemacht habe«, sagte er. »Ich werde danach rufen.«

Vierho rollte das Schutzschild aus. Es war aus zwei Zentimeter dickem, säurebeständigem und gehärtetem Magna-glas, das auf einem zweirädrigen Handwagen

befestigt war. Durch einen schmalen Schlitz auf der rechten Seite wurde das Gewehr geschoben.

Ein Bandeirante reichte zwei Schutzanzüge aus dem Wagen heraus — silbergraue Fiberglasplatten, eingehüllt in glatten, säureabweisenden Kunststoff.

Martinho schlüpfte in einen der Anzüge und prüfte die Verschlüsse.

Vierho streifte den zweiten über.

»Ich könnte Thome für das Schild mitnehmen«, sagte Martinho.

»Thome ist nicht erfahren genug, Jefe«, widersprach Vierho.

Martinho nickte und begann, die Rauchbomben und die Hilfsgeräte zu überprüfen. In eine Halterung am Schild hängte er einige Ersatzladungen für das Sprühgewehr ein.

Das alles geschah schnell und schweigend und mit der Selbstverständlichkeit jahrelanger Erfahrung. Die Menschen um sie herum wurden von ihrem Schweigen angesteckt — es war ein spannungsgeladenes Warten. Lediglich leise gemurmelte Kommentare umschwirrten den Lastwagen.

»Es ist immer noch dort auf dem Brunnen, Jefe«, sagte

Vierho.

Er faßte den Kontrollhebel des Schildes und lenkte es auf die Mosaikfläche hinüber. Das rechte Rad kam auf dem gemusterten, blauschimmernden Hals eines Condors, der in das Pflaster eingearbeitet war, zum Stehen. Martinho legte das Sprühgewehr in den dafür vorgesehenen Schlitz ein.

»Es wäre leichter, wenn wir es nur töten müßten.«

»Diese Dinger sind schnell wie der Teufel«, entgegnete Vierho. »Die Sache gefällt mir nicht, Jefe. Wenn das Ding unser Schild umgeht ...« Er strich mit den Fingern über den Ärmel seines Schutzanzuges. »Das hier wäre so gut, als wollte man mit einem Netz einen Fluß eindämmen.«

»Dann laß es eben nicht hinter das Schild kommen.«

»Ich werde mein Bestes tun, Jefe.«

Martinho betrachtete nachdenklich das Wesen hinter dem Wasservorhang auf dem Brunnenrand und sagte: »Hol einen Handstrahler. Vielleicht können wir es ablenken.«

Vierho blockierte die Räder des Schildes und kehrte zum Lastwagen zurück. Kurze Zeit später kehrte er zurück, und an seinem Gürtel baumelte eine Lampe.

»Also los«, sagte Martinho.

Vierho löste die Bremse und schaltete den Motor des Handwagens ein. Ein leises Summen ertönte. Er drehte den Antriebshebel auf Stufe zwei. Das Schild setzte sich langsam in Bewegung, schob sich über den Steinsims auf die höherliegende Rasenfläche der Plaza.

Das Wesen am Brunnen stieß eine hohe Säurefontäne aus, die zehn Meter vor ihnen niederging. Dichter, brodelnder Rauch stieg vom Rasen auf und wurde von der leichten Brise verweht. Martinho stellte fest, daß der Wind nach links zog und gab Vierho ein Zeichen, das Schild aus der Windrichtung zu lenken. Sie wendeten sich nach rechts und bewegten sich ein Stück um den Brunnen herum.

Wieder kam in hohem Bogen ein Säureschwall auf sie zu und landete in etwa der gleichen Entfernung vor ihnen.

»Es will uns etwas sagen, Jefe«, unkte Vierho.

Langsam rückten sie näher heran, überquerten eine der gelben Stellen im Rasen.

Wieder spritzte ein Schwall Säure vom Brunnenrand auf. Vierho neigte das Schild ein wenig nach hinten. Säure traf das Magnaglas und lief an der glatten Fläche herunter. Ein beißender Gestank stieg den Männern hinter dem Schild in die Nase.

Von der Menschenmenge auf dem Platz stieg ein Stöhnen auf.

»Sie sind verrückt, daß sie so dicht stehen, weißt du«, sagte Vierho. »Wenn es diesem Ding einfällt, anzugreifen ...«

»Dann würde jemand es mit einem Hartgeschoß töten«, erklärte Martinho. »Und die Ameise wäre dahin.«

»Damit wäre auch Dr. Chen-Lhus Musterexemplar dahin«, wandte Vierho ein. »Und zehntausend Cruzados ebenfalls.«

»Ja«, pflichtete Martinho bei. »Wir dürfen nicht vergessen, warum wir uns dieser Gefahr aussetzen.«

»Du glaubst hoffentlich nicht, ich würde es aus Liebe tun«, sagte Vierho. Vorsichtig schob er das Schild einen Meter voran.

An der Stelle, wo die Säure über das Glas gelaufen war, begann sich eine milchiger Fleck zu bilden.

»Das Magnaglas ist verätzt!« rief Vierho, und in seiner Stimme schwang Verwunderung.

»Roch wie Oxalsäure«, sagte Martinho. »Muß aber wesentlich stärker sein. Mach jetzt langsam. Ich möchte einen sicheren Schuß haben.«

»Warum versuchst du es nicht mit einer Rauchbombe?«

»Vierho!«

»Ach ja: das Wasser.«

Das Wesen begann sich am Brunnenrand entlang zu ihrer Rechten hin zu bewegen. Vierho schwenkte das Schild, um nach dieser Richtung hin Deckung zu schaffen. Daraufhin hielt das Wesen inne und glitt wieder zurück.

»Warte einen Augenblick«, sagte Martinho. Er suchte eine klare Stelle im Schild und betrachtete das Ding prüfend.

Das Wesen zuckte unruhig vor und zurück und war jetzt auf dem Brunnenrand deutlich zu erkennen. Es ähnelte seinem winzigen Namensvetter auf groteske Weise. Sein gegliederter Körper schien auf geriffelten Beinen zu ruhen, die sich nach außen bogen und in kräftigen Greifhaaren endeten. Die Fühler waren stark und kurz und glänzten feucht an den Enden.

Plötzlich hob es die Nase und stieß einen harten Säurestrahl gegen das Glas aus.

Unwillkürlich duckte sich Martinho. »Wir müssen dichter heran«, rief er. »Es darf keine Zeit haben, wieder zu sich zu kommen, wenn ich es betäubt habe.«

»Womit ist das Gewehr geladen, Jefe?«

»Mit unserer Spezialmischung — verdünnte Schwefelsäure und Quecksilberchlorid in einer Trägerflüssigkeit aus ungesättigtem Butyl. Ich möchte seine Beine lahmen.«

»Ich wünschte, du hättest auch etwas, um ihm die Nase zuzubinden.«

»Komm schon, alter Griesgram«, lachte Joao.

Vierho schob das Schild näher heran und beugte sich nieder, um durch eine klare Stelle im Glas zu spähen.

Die riesige Ameise tänzelte seitwärts, machte dann plötzlich kehrt und schoß zu ihrer Rechten hinüber. Gleich darauf wirbelte sie herum und sprühte ihnen, noch immer vom Brunnenrand aus, einen Schwall Säure entgegen. Die Flüssigkeit glitzerte im Licht der Scheinwerfer wie eine Diamantenkette. Vierho blieb kaum Zeit, das Schild in die Richtung des neuen Angriffs zu schwenken.

»Beim Blute der zehntausend Heiligen«, stieß Vierho hervor. »Es gefällt mir nicht, so nah an diesem Ding zu arbeiten, Jefe. Wir sind keine Stierkämpfer.«

»Das ist kein Stier, mein Bruder. Es hat keine Hörner.«

»Ich glaube, ich würde die Hörner vorziehen.«

»Wir reden zuviel«, mahnte Martinho. »Dichter heran, ja?«

Vierho schob das Schild voran, bis sie nur noch knapp zwei Meter von dem Wesen am Brunnen trennten.  
»Schieß!« zischte Vierho.

»Wir haben nur einen Schuß«, entgegnete Martinho.  
»Ich darf das Tier nicht zerstören. Der Doktor wünscht ein unbeschädigtes Musterexemplar.«

Bei sich dachte er: *Und ich will es auch.*

Er richtete das Gewehr auf das Tier, doch die Ameise sprang auf den Rasen und dann auf den Brunnenrand zurück. Ein Schrei erhob sich aus der Menge.

Martinho und Vierho duckten sich und verfolgten aufmerksam die Bewegung ihrer Beute.

»Warum hält es nicht einen Augenblick lang still?« fragte Martinho.

»Jefe, wenn es unser Schild unterläuft, ist es aus mit uns. Worauf wartest du noch? Gib es ihm.«

»Ich muß einen sicheren Schuß haben«, entgegnete Martinho.

Mit der Mündung des Gewehrs folgte er den

zuckenden, tänzelnden Bewegungen des Insekts. Es zog sich immer weiter nach rechts zurück. Plötzlich machte es kehrt und eilte um den Brunnenrand herum zur anderen Seite. Jetzt befand sich die gesamte Wasserfontäne zwischen den Männern und dem Tier, aber die Suchscheinwerfer waren seinem Rückzug gefolgt, und es war noch immer deutlich zu sehen.

In diesem Augenblick stieg der seltsame Verdacht in Martinho auf, daß das Ding versuchte, sie in eine bestimmte Stellung zu lenken. Er hob das Gesichtsschild seines Schutzzuges und wischte sich mit der Linken den Schweiß von der Stirn. Er war schweißgebadet. Es war eine schwüle Nacht, aber hier am Brunnen war die Luft von kühlem Dunst erfüllt — und vom scharfen Geruch der Säure.

»Ich glaube, wir sind in Schwierigkeiten«, sagte Vierho. »Wenn es dort auf der anderen Seite bleibt und der Brunnen zwischen ihm und uns steht, wie sollen wir es dann fangen?«

»Hör auf«, entgegnete Martinho. »Wenn es auf der anderen Brunnenseite bleibt, lasse ich eine zweite Mannschaft kommen. Es kann nicht zwei Trupps ausweichen.«

Vierho schob das Schild seitlich um den Brunnen herum. »Ich bin immer noch der Meinung, daß wir den Lastwagen hätten nehmen sollen«, murkte er.

»Zu groß und unbeweglich«, widersprach Martinho.  
»Abgesehen davon könnte der Lastwagen das Ding  
derartig erschrecken, daß es versucht, sich einen  
Fluchtweg durch die Menge zu bahnen. So dagegen hat  
es vielleicht das Gefühl, uns gewachsen zu sein.«

»Ja, Jefe, das glaube ich auch.«

In diesem Augenblick schoß die Riesenameise auf sie zu, hielt inne und zog sich langsam wieder zurück. Sie hielt die Nase auf das Schild gerichtet und bot jetzt ein festes Ziel, doch der Wasserschleier zwischen dem Tier und Martinho war zu dicht, um einen sicheren Schuß abzugeben.

»Wir haben Rückenwind, Jefe«, bemerkte Vierho.

»Ich weiß. Wir können nur hoffen, daß das Ding nicht schlau genug ist, über uns hinwegzuspucken. Der Wind würde uns die Säure in den Rücken wehen.«

Die Ameise zog sich an eine Stelle zurück, an der der Brunnenaufbau ihr Schutz vor den Suchscheinwerfern bot. Sie schob sich im Sichtschatten vor und zurück, eine dunkelfeuchte Bewegung.

»Jefe, das Ding wird nicht lange an dieser Stelle bleiben. Das habe ich im Gefühl.«

»Halt das Schild einen Augenblick hier an«, sagte Martinho. »Ich glaube, du hast recht. Wir sollten die

Plaza räumen lassen. Wenn es sich entschließt, in die Menge zu stürmen, würde es Verletzte geben.«

»Das ist wahr, Jefe.«

»Vierho, nimm die Handlampe. Versuch, es zu blenden. Ich werde mich nach rechts vom Schild lösen und einen Weitschuß versuchen.«

»Jefe!«

»Hast du einen besseren Vorschlag?«

»Laß uns wenigstens das Schild weiter hinaus auf den Rasen ziehen. Dann bist du nicht so nah, wenn ...«

Noch immer im Brunnenschatten, sprang die Ameise vom Rand auf den Rasen hinunter. Vierho riß den Handstrahler hoch und tauchte das Tier in einen blauweißen Lichtstrahl.

»O Dios, Jefe! Schieß!«

Martinho schwenkte das Gewehr herum und visierte die neue Stellung des Tieres an, doch der Schlitz im Schild war so schmal, daß er keinen vollen Schwenk vollziehen konnte. Er fluchte und packte den Kontrollhebel, aber bevor er das Schild herumlenken konnte, öffnete sich im Schein des Handstrahlers ein Loch von der Größe eines Kanaleinstieges hinter der Ameise im Rasen. Eine schwarze Gestalt mit

dreiehörnem Kopf erschien in der Öffnung und stieß einen rasselnden Laut aus.

Die Ameise schnellte an der Gestalt vorüber und verschwand in dem Loch.

Die Menge schrie jetzt, ein Aufschrei, in dem sich Wut, Angst und wilde Erregung mischten, erfüllte den Himmel über der Plaza. In dem Getöse hörte Martinho Vierho mit leiser Stimme beten - es war fast ein Gesang: »Heilige Maria, Mutter Gottes ...«

Martinho gab den Versuch auf, das Schild auf das Tier in der Rasenöffnung zuzuschieben. Vierho stemmte sich, in dem Versuch, das Gebilde wegzu ziehen, mit aller Kraft dagegen. Als Martinho seine Bemühungen einstellte, drehte sich das Schild auf den Rädern um seine Achse, und die beiden Männer standen schutzlos vor der schwarzen Gestalt, die sich gerade einen weiteren halben Meter aus dem Loch im Rasen hervorschob. Martinho konnte es mit aller Deutlichkeit im Schein des Handstrahlers erkennen. Das Ding sah aus wie ein riesiger Hirschkäfer — größer als ein Mensch und mit dreifach geästelten Hörnern.

Verzweifelt bemühte sich Martinho, das Gewehr aus dem Schlitz zu zerren, dann richtete er es auf das Ungeheuer.

»Jefe, Jefe, Jefe!« rief Vierho flehend.

Martinho legte die Waffe an und löste einen Zweisekundenladung aus. Dann zählte er: »Eins Schmetterling, zwei Schmetterling.«

Die Gift-Butylmischung prallte gegen das Untier und hüllte es ein.

Das Tier, dessen Umrisse von dem Sprühnebel des Giftgemischs verwischt wurden, zögerte und hob sich dann ein Stück weiter aus der Bodenöffnung heraus. Es stieß dabei einen rasselnden, grunzenden Laut aus, der sich deutlich von den Schreien der Menge abhob.

Als das Wesen sich aufrichtete — ein gepanzertes Ungeheuer, grün, schwarz, schillernd, mindestens einen Meter größer als ein Mensch -, verstummten die Schaulustigen plötzlich.

Von dem Tier drang ein schmatzendes, keuchendes Geräusch zu Martinho herüber, ein merkwürdig feuchter Laut, als wolle das Wesen mit dem Brunnen wetteifern.

Sorgfältig zielte er mit dem Sprühgewehr auf den gehörnten Kopf — ein vollkommen sicheres Ziel — und leerte die gesamte Ladung des Zylinders: zehn Sekunden. Das Wesen wich in die Bodenöffnung zurück, schien sich aufzulösen und kämpfte mit grausig zuckenden Gliedmaßen und Tentakeln gegen das erstickende Butyl an.

»Jefe, laß uns hier verschwinden«, flehte Vierho.

»Bitte, Jefe.« Er schwenkte das Schild herum, bis es wieder zwischen ihnen und dem riesigen Insekt stand.

»Bitte«, wiederholte Vierho. Er zog das Schild zurück und zwang Martinho so, ebenfalls zurückzuweichen.

Martinho griff nach einem zweiten Ladungszylinder, rammte ihn in den Gewehrlauf und nahm mit der Linken eine Rauchbombe aus der Halterung. In ihm war kein anderes Gefühl mehr als das Verlangen, das Ungeheuer anzugreifen und zu töten. Aber bevor er den Arm heben und die Bombe fortschleudern konnte, spürte er einen plötzlichen Druck gegen das Schild. Er blickte auf und sah einen beständigen Strom von Flüssigkeit, die auf das Schild herunterprasselte. Das Ungeheuer in dem Loch spie Säure aus ohne Unterbrechung.

Es bedurfte keines weiteren Drängens, als Vierho rief:  
»Lauf!«

Indem sie das Schild hinter sich herzogen, traten sie den Rückzug an.

Der Angriff brach ab, als sie sich außer Reichweite befanden. Martinho blieb stehen und blickte zurück. Er spürte, daß Vierho an seiner Seite zitterte. Das dunkle Wesen ließ sich langsam in die Bodenöffnung zurück sinken. Es war der bedrohlichste Rückzug, den Martinho je gesehen hatte. Die ganze Bewegung strahlte die Bereitschaft aus, den Angriff fortzusetzen. Als es in dem Loch verschwunden war, schloß sich die

Rasenfläche wieder über dem Wesen.

Wie auf ein Signal hin wurden überall auf dem Platz wieder Stimmen laut, und obwohl Martinho die Worte nicht verstehen konnte, hörte er doch die Angst heraus.

Er schob den Gesichtsschutz zurück und lauschte auf die Wortfetzen, die wie scharfe Vogelschreie an sein Ohr drangen.

»Wie ein Riesenkäfer!«

»Hast du den Bericht aus dem Ufergebiet gehört?«

»Vielleicht ist die ganze Gegend verseucht!«

»... im Kloster von Monte Ochoa ... Waisenhaus ...«

Das alles wurde übertönt von einer Frage, die immer wieder gestellt wurde: »Was war das?« »Was war das?« »Was war das?«

Jemand zupfte Martinho am Ärmel, und er fuhr herum. Neben ihm stand Chen-Lhu, die Augen unverwandt auf die Stelle gerichtet, an der der Riesenkäfer verschwunden war. Von Rhin Kelly war nichts zu sehen.

»Ja, Johnny«, sagte Chen-Lhu. »Was war das?«

»Es sah aus wie ein riesiger Hirschkäfer«, erwiderte

Martinho. Er war erstaunt, wie ruhig seine Stimme klang.

»Er war fast doppel so groß wie ein Mensch«, murmelte Vierho. »Jefe ... diese Geschichten über die Serra dos Paresis ...«

»Ich habe die Leute über Monte Ochoa und das Ufergebiet reden hören, etwas über ein Waisenhaus«, sagte Martinho. »Was hat das zu bedeuten?«

»Rhin ist hingefahren, um die Sache zu untersuchen«, erklärte Chen-Lhu. »Es gab einige beunruhigende Berichte. Ich lasse den Platz jetzt räumen. Die Leute werden aufgefordert, sich zu zerstreuen und nach Hause zu gehen.«

»Wie lauten die beunruhigenden Berichte?«

»Daß sich irgendeine Tragödie im Ufergebiet und im Waisenhaus des Klosters Monte Ochoa ereignet hat.«

»Was für eine Tragödie?«

»Das untersucht Rhin gerade.«

»Sie haben das Ding da auf dem Rasen gesehen«, sagte Martinho. »Glauben Sie nun, was wir Ihnen schon seit vielen Monaten zu erklären versuchen?«

»Ich habe einen säurespuckenden Roboter und einen als

Hirschkäfer verkleideten Menschen gesehen«, entgegnete Chen-Lhu. »Ich bin neugierig zu erfahren, welche Rolle Sie bei diesem Schwindel gespielt haben.«

Vierho fluchte leise vor sich hin.

Martinho holte tief Luft, um den aufsteigenden Zorn zurückzudrängen und sagte dann: »Ich hatte nicht den Eindruck, daß es sich um einen verkleideten Menschen handelt.« Er schüttelte den Kopf. Es war nicht der rechte Zeitpunkt, die Vernunft durch Gefühle verdrängen zu lassen. *Insekten konnten auf keinen Fall derartig groß werden. Die Kräfte der Gravitation ...* Wieder schüttelte er den Kopf. *Was war es aber dann?*

»Wir sollten zumindest Proben von der Säure auf dem Rasen nehmen«, schlug Martinho vor. »Und das Loch im Rasen muß untersucht werden.«

»Ich habe unsere Sicherheitsabteilung benachrichtigen lassen«, erklärte Chen-Lhu. Er wandte sich ab und dachte darüber nach, wie er die Berichte zu diesem Ereignis formulieren mußte — den an seine Vorgesetzten in der IEO und den Geheimbericht an seine eigene Regierung.

»Haben Sie gesehen, wie es in dem Loch verschwunden ist, nachdem ich es mit der Giftladung getroffen hatte?« wandte sich Martinho an Chen-Lhu. »Dieses Gift kann sehr schmerhaft sein, Travis. Ein Mensch hätte

geschrrien.«

»Nicht, wenn er Schutzkleidung trug«, entgegnete Chen-Lhu, ohne sich umzudrehen. Er begann, sich über Martinho zu wundern. Der Mann schien ehrlich erstaunt zu sein. Aber das spielte keine Rolle. Der Zwischenfall würde sich als durchaus nützlich erweisen. Das erkannte Chen-Lhu deutlich.

»Aber es ist wieder zurückgekommen aus dem Loch«, warf Vierho ein. »Das haben Sie doch gesehen. Es ist zurückgekommen.«

Ein Murren erhob sich auf der gesamten Plaza, als die Menschen abgedrängt wurden. Es setzte sich fort wie ein Windstoß — eine Stimme gesellte sich zur anderen.

Martinho wandte sich um und beobachtete die Vorgänge. »Vierho«, sagte er.

»Jefe?«

»Hol die Sprengkugelgewehre aus dem Lastwagen.«

»Sofort, Jefe.«

Vierho trottete über den Rasen auf den Lastwagen zu, um den jetzt nur noch vereinzelte Bandeirantes herumstanden. Martinho erkannte einige der Männer — am zahlreichsten schien Alvarez' Mannschaft vertreten, aber auch von den Hermosillos und Junitza waren

Bandeirantes anwesend.

»Was haben Sie mit den Sprengkugelgewehren vor?« fragte Chen-Lhu.

»Ich werde einen Blick in dieses Loch werfen.«

»Meine Leute von der Sicherheitsabteilung müssen bald eintreffen. Wir werden auf sie warten.«

»Ich gehe jetzt.«

»Martinho, ich sage Ihnen, daß ...«

»Doktor, Sie sind nicht die brasilianische Regierung. Ich bin durch meine Regierung ermächtigt, eine spezielle Aufgabe zu erfüllen. Ich bin verpflichtet, diese Aufgabe jederzeit ...«

»Martinho, wenn Sie irgendwelche Beweismittel vernichten ...«

»Sie haben diesen Dingern nicht Auge in Auge gegenübergestanden, *Doktor*. Sie haben sich in sicherem Abstand am Rande der Plaza gehalten, während ich mir das Recht verdient habe, in dieses Loch hineinzusehen.«

Chen-Lhus Miene wurde starr vor Zorn, aber er schwieg, bis er sicher war, daß er seine Stimme unter Kontrolle hatte. Dann sagte er: »In diesem Fall gehe ich

jetzt gleich mit Ihnen.«

»Wie Sie wünschen.«

Martinho wandte sich um und blickte zu dem Lastwagen zurück, aus dem die Gewehre gerade herausgereicht wurden.

Vierho nahm sie in Empfang und schickte sich dann an, über den Rasen zurückzukehren. Ein großer, kahlköpfiger Schwarzer gesellte sich zu Vierho. Sein rechter Arm war bandagiert, und er trug die einfache weiße Uniform der Bandeirantes mit dem Gruppenführerabzeichen auf der linken Schulter. Seine zerklüfteten, maurischen Gesichtszüge waren schmerzverzerrt.

»Da ist Alvarez«, sagte Chen-Lhu.

»Das sehe ich«, entgegnete Martinho.

Chen-Lhu sah Martinho in die Augen. Er verzog die Lippen zu einem reuevollen Lächeln, das zu seinem Tonfall paßte. »Johnny — wir wollen nicht streiten. Sie wissen, warum mich das IEO nach Brasilien geschickt hat.«

»Ich weiß es. China hat die Umgestaltung seiner Insekten bereits zu Ende geführt. Sie haben einen beachtlichen Erfolg erzielt.«

»Wir haben heute nur noch die mutierten Bienen, Johnny - es gibt kein einziges Tier mehr, das Krankheiten verbreiten oder die Nahrung fressen könnte, die für die Menschen bestimmt ist.«

»Ich weiß, Travis. Und Sie sind hier, um uns unsere Aufgabe zu erleichtern.«

Chen-Lhu glaubte einen Anflug von geduldigem Spott in Martinhos Stimme zu bemerken und runzelte die Stirn. Er sagte: »Genau so ist es.«

»Warum lassen Sie dann unsere Beobachter oder die der Vereinten Nationen nicht in Ihr Land, um sich selbst zu überzeugen, Doktor?«

»Johnny! Sie wissen doch sicherlich, wie lange mein Land unter den weißen Imperialisten zu leiden hatte. In meinem Volk ist der Glauben weit verbreitet, daß die Gefahr noch immer besteht. Sie sehen überall Spione.«

»Sie dagegen sind ein Mann von Welt, Sie wissen es besser, wie, Travis?«

»Selbstverständlich! Meine Urgroßmutter war Engländerin, sie war eine Travis-Huntington. In meiner Familie gehört umfassende Bildung zur Tradition.«

»Es ist ein Wunder, daß Ihnen Ihr Land traut«, sagte Martinho. »Sie sind doch teilweise ein weißer Imperialist.« Er wandte sich Alvarez zu, der vor ihm

stehengeblieben war, und begrüßte den Schwarzen.  
»Hallo, Benito. Die Sache mit deinem Arm tut mir wirklich leid.«

»Hallo, Johnny.« Alvarez hatte eine tiefe, kehlige Stimme. »Gott hat mich beschützt. Es wird schon wieder werden.«

Er warf einen Blick auf die Gewehre in Vierhos Hand und wandte sich dann wieder an Martinho. »Ich habe gehört, wie der Padre 'um Sprengkugelgewehre gebeten hat. Ihr könnt Sie nur aus einem Grund brauchen.«

»Ich muß einen Blick in dieses Loch werfen, Benito.«

Alvarez deutete eine knappe Verbeugung zu Chen-Lhu hin an. »Und Sie haben nichts dagegen einzuwenden, Doktor?«

»Ich habe einiges dagegen einzuwenden, aber nicht die Macht, es zu verbieten«, entgegnete Chen-Lhu. »Ist Ihr Arm ernsthaft verletzt? Lassen Sie meine Ärzte einen Blick darauf werfen.«

»Der Arm wird wieder gesund«, grollte Alvarez.

»Er will eigentlich wissen, ob du tatsächlich verletzt bist«, warf Martinho ein.

Chen-Lhu warf Martinho einen erstaunten Blick zu, verbarg seine Überraschung aber schnell.

Vierho reichte seinem Chef eines der Gewehre und fragte: »Jefe, müssen wir das wirklich tun?«

»Warum sollte der gute Doktor Zweifel daran haben, daß mein Arm wirklich verletzt ist?« fragte Alvarez.

»Er hat Geschichten gehört«, erklärte Martinho.

»Was für Geschichten?«

»Daß wir Bandeirantes die gute Sache nicht zu Ende führen wollen, daß wir die grünen Zonen wieder verseuchen, daß wir in geheimen Labors neue Insekten züchten.«

»So ein Blödsinn!« grollte Alvarez.

»Welche Bandeirantes sollen das angeblich tun?« fragte Vierho. Er warf Chen-Lhu einen finsternen Blick zu und packte sein Gewehr fester, als sei er bereit, es gegen den IEO-Beamten zu richten.

»Immer mit der Ruhe, Padre«, sagte Alvarez. »Das verraten die Geschichten nie. Es heißt immer *sie* - Namen werden niemals genannt.«

Martinho sah zu dem Rasenfleck hinüber, an dem der riesige Käfer verschwunden war. Das Wortgeplänkel erschien ihm wesentlich verlockender als der Gang über den Rasen zu dieser Stelle hin. In der Nachtluft

schwang ein Hauch von Unheil und ... Hysterie. Und das Seltsamste war die Abneigung, zu handeln, die überall um ihn herum zu erkennen war. Es war wie die benommene Ruhe nach einer furchtbaren Schlacht im Krieg.

*Es ist wohl so etwas wie ein Krieg*, dachte er bei sich.

Acht Jahre währte dieser Krieg nun schon in Brasilien. Bei den Chinesen hatte er zweiundzwanzig Jahre lang gedauert, aber sie hatten gesagt, hier könnte es in zehn Jahren vollbracht werden.

Der Gedanke, daß er hier zweiundzwanzig Jahre dauern konnte — weitere vierzehn Jahre —, drohte ihn einen Augenblick lang zu überwältigen. Er fühlte sich entsetzlich müde.

»Sie müssen zugeben, daß sich merkwürdige Dinge ereignen«, sagte Chen-Lhu.

»Das geben wir allerdings zu«, entgegnete Alvarez.

»Warum verdächtigt niemand die Carsoniten?« fragte Vierho.

»Eine gute Frage, Padre«, warf Alvarez ein. »Sie haben mächtige Anhänger, die Carsoniten — alle Nationen, die die Hinhaltepolitik vertreten: die Vereinigten Staaten von Amerika, Kanada, das UK, das Vereinte Europa.«

»Alles Länder, die niemals wirklich Ärger mit Insekten hatten«, sagte Vierho.

Seltsamerweise war es Chen-Lhu, der widersprach.  
»Nein«, sagte er. »Die Hinalte-Nationen kümmern sich nicht um uns — sie sind lediglich froh, daß wir mit diesem Kampf beschäftigt sind.«

Martinho nickte. Ja — dasselbe hatten alle seine Schulkameraden in Nordamerika gesagt. Sie hätten sich nicht weniger darum kümmern können.

»Ich gehe jetzt hinüber und werfe einen Blick in das Loch«, erklärte Martinho entschlossen.

Alvarez nahm Vierho das Gewehr aus der Hand, hängte es sich über die gesunde Schulter und faßte den Kontrollhebel des Schildes. »Ich gehe mit dir, Johnny.«

Martinho warf Vierho einen Blick zu und sah, daß sich in den Zügen des Mannes Erleichterung und Furcht mischten. Er wandte sich wieder an Alvarez. »Was ist mit deinem Arm?«

»Ich habe immer noch einen gesunden Arm. Was brauche ich mehr?«

»Travis, halten Sie sich dicht hinter uns«, sagte Martinho.

»Meine Sicherheitsleute sind gerade eingetroffen«, erklärte Chen-Lhu. »Warten Sie noch einen Augenblick, dann kreisen wir die Stelle ein. Ich sage Ihnen, sie sollen Schilder mitbringen.«

»Das ist vernünftig, Johnny«, sagte Alvarez.

»Wir werden langsam gehen«, sagte Martinho. »Padre, geh zum Lastwagen zurück. Sag Ramon, er soll ihn dort hinüber an den Rand des Rasens fahren. Der Hermosillo-Wagen soll alle seine Scheinwerfer auf die Stelle richten.« Er deutete mit einem Kopfnicken auf die Rasenfläche vor sich.

»Sofort, Jefe.«

Vierho machte sich auf den Weg zu dem Lastwagen.

»Sie werden dort nichts verändern?« fragte Chen-Lhu.

»Wir sind ebenso begierig wie Sie, herauszufinden, was das ist«, entgegnete Alvarez.

»Laß uns gehen«, sagte Martinho ungeduldig.

Chen-Lhu entfernte sich zu einer Seitenstraße hin, in der gerade ein Geländewagen der IEO auftauchte. Die Menschenmenge schien sich dort widerspenstig den Versuchen zu widersetzen, sie von der Plaza in die umliegenden Straßen abzudrängen.

Alvarez drehte den Kontrollhebel, und das Schild begann, sich langsam über den Rasen voranzuschieben.

Mit leiser Stimme fragte Alvarez: »Johnny, warum verdächtigt der Doktor die Carsoniten nicht?«

»Seine Spionageorganisation ist die beste der Welt«, erwiderte Martinho. »Er muß es wissen.« Er hielt den Blick unverwandt auf das aufgewühlte Rasenstück, diese geheimnisvolle Stelle neben dem Brunnen, gerichtet.

»Aber was wäre geeigneter, uns zu sabotieren, als die Bandeirantes zu verleumden?«

»Das ist wahr. Aber ich glaube nicht, daß Travis Huntington Chen-Lhu einen so schwerwiegenden Fehler begehen würde.« Gleichzeitig dacht er: *Seltsam, wie dieses Stück Rasen gleichzeitig anzieht und abstößt.*

»Du und ich, wir haben oft versucht, uns gegenseitig auszustechen, Johnny. Vielleicht vergessen wir manchmal, daß wir einen gemeinsamen Feind haben.«

»Weißt du, wer dieser Feind ist?«

»Es ist der Feind im Dschungel, im Gras der Savannen und unter der Erde. Die Chinesen brauchten zweiundzwanzig Jahre ...«

»Verdächtigst du sie?« Martinho warf seinem Begleiter

einen forschenden Blick zu und bemerkte den angestrennten Ausdruck, der seine Züge überschattete.  
»Sie lassen uns ihre Ergebnisse nicht überprüfen.«

»Die Chinesen sind paranoid. Sie waren schon so, bevor sie je mit der westlichen Welt zusammengestoßen sind, und die westliche Welt hat sie in ihrer Verrücktheit nur bestärkt. Ob ich die Chinesen verdächtige? Ich glaube nicht.«

»Ich schon«, entgegnete Martinho. »Ich verdächtige jeden.«

Beim Klang seiner eigenen Worte überkam ihn ein Gefühl der Trostlosigkeit. Es stimmte - er verdächtigte jeden, selbst Benito hier an seiner Seite und Chen-Lhu ... und die reizende Rhin Kelly. Laut sagte er: »Ich muß oft an die alten Insektenvertilgungsmittel denken, daran, wie die Insekten trotz der — oder gerade wegen der Insektengifte immer stärker wurden.«

In diesem Augenblick wurde Martinho von einem Geräusch abgelenkt. Er legte die Hand auf Alvarez' Arm, hielt das Schild an und wandte sich um.

Es war Vierho, der ihnen folgte. Er zog einen mit Ausrüstungsgegenständen beladenen Hilfskarren hinter sich her. Martinho erkannte eine lange Brechstange, eine große Körperhülle, die für Alvarez bestimmt sein mußte und Sprengstoffpakete.

»Jefe ... ich dachte, ihr würdet diese Sachen brauchen«, sagte Vierho.

Eine Welle der Zuneigung für den Padre durchflutete Martinho, und er sagte barsch: »Bleib dicht hinter uns, und komm uns nicht in den Weg, hast du verstanden?«

»Natürlich, Jefe. Tue ich das nicht immer?« Er streckte Alvarez die Körperhülle entgegen. »Die habe ich für dich mitgebracht, Jefe Alvarez, damit du nicht noch eine Verwundung davonträgst.«

»Ich danke dir, Padre«, entgegnete Alvarez. »Aber ich ziehe meine Bewegungsfreiheit vor. Und im übrigen hat dieser alte Körper schon so viele Narben, daß es auf eine mehr oder weniger nicht ankommt.«

Martinho blickte sich nach allen Seiten um und stellte fest, daß sich weitere Schilder über den Rasen näherten. »Schnell«, mahnte er. »Wir müssen als erste dort sein.«

Alvarez drehte am Kontrollhebel. Wieder bahnte sich ihr Schild einen Weg zum Brunnen.

Vierho folgte seinem Chef dicht auf den Fersen und flüsterte ihm leise zu: »Jefe, dort hinten am Lastwagen gehen merkwürdige Gerüchte um. Es heißt, daß irgendwelche Tiere die Fundamente eines Lagerhauses im Hafengebiet gefressen haben. Das Lagerhaus ist eingesürzt. Menschen wurden getötet. Es ist eine Riesenaufregung.«

»Chen-Lhu hat so etwas angedeutet«, entgegnete Martinho.

»Ist das nicht die Stelle?« fragte Alvarez.

»Halt das Schild an«, sagte Martinho. Er starrte auf den Rasen hinunter und suchte die Stelle — anhand der Entfernung vom Brunnen und der Spur, die ihr Schild zuvor hinterlassen hatte.

»Das ist die richtige Stelle«, sagte er. Er reichte Vierho sein Gewehr und bat: »Gib mir die Brechstange ... und eine Betäubungsladung.«

Vierho reichte ihm ein kleines Päckchen mit Sprengstoff und einem Sprengkopf. Die gleichen Sprengkörper benutzten die Bandeirantes in den roten Zonen, um Insektennester in der Erde aufzubrechen. Martinho zog seinen Gesichtsschutz fest herunter und nahm die Brechstange zur Hand. »Vierho, gib mir von hier aus Deckung. Benito -kannst du mir mit einem Handstrahler leuchten?«

»Natürlich, Johnny.«

»Jefe ... benutzt du nicht das Schild?«

»Dazu ist keine Zeit.« Bevor Vierho etwas erwidern konnte, trat er um den Rand des Schildes herum. Der Strahl der Handlampe erleuchtete hell den Boden vor ihm. Er bückte sich, ließ die Spitze der Brechstange

über den Boden gleiten und schob und bohrte sie in die Erde. Schließlich gab der Boden nach, und die Spitze glitt ins Leere hinunter. Etwas berührte die Stange dort unten, und ein elektrischer Schlag durchfuhr Martinho.

»Padre«, flüsterte er, »hier unten.«

Vierho beugte sich mit schußbereitem Gewehr zu ihm hinunter. »Jefe?«

»Genau vor der Stange — senkrecht in den Boden.«

Vierho zielte und löste zwei Schüsse.

Ein heftiges, scharrendes Geräusch drang aus dem Boden zu ihnen herauf. Etwas platschte vernehmlich.

Wieder löste Vierho einen Schuß. Die Detonation der Sprengkugeln in der Erde klang merkwürdig gedämpft.

Von unten herauf drangen wilde, plätschernde Geräusche — als würde ein ganzer Fischschwarm an der Wasseroberfläche gefüttert.

Stille.

Um die drei Männer herum blitzten Scheinwerfer auf. Martinho hob den Kopf und sah, daß sich ein Kreis von Schildern um sie geschlossen hatte — Uniformen von IEO-Leuten und Bandeirantes.

Wieder richtete er seine Aufmerksamkeit auf den Rasenfleck vor seinen Füßen.

»Padre, ich breche es jetzt auf. Halt dich bereit.«

»Klar, Jefe.«

Martinho setzte einen Fuß als Hebel unter die Stange und verlegte das Gewicht auf das Stangenende.

Langsam hob sich ein Stück Rasen wie eine Falltür. Es schien mit einer gummiartigen Substanz versiegelt zu sein, die jetzt in Fetzen herunterhing. Der Geruch von Schwefel und Quecksilberchlorid verriet Martinho, was die Siegelmasse sein mußte - die Butylladung, die er aus dem Sprühgewehr abgefeuert hatte. Plötzlich gab die Falltür nach und klappte auf den Rasen zurück.

Neben Martinho tauchten jetzt zahlreiche Handstrahler auf. Als sie in das Loch gerichtet wurden, enthüllten sie ölig schwarzes Wasser. Es roch wie der Fluß.

»Sie sind vom Fluß her gekommen«, sagte Alvarez.

Chen-Lhu trat an Martinhos Seite und sagte: »Die Verkleidungskünstler scheinen verschwunden zu sein. Wie günstig.« Und er dachte bei sich: *Ich habe Rhin die richtigen Anweisungen gegeben. Wir müssen uns in ihre Organisation einschleusen. Hier steht der Feind: dieser Bandeiranteführer, der bei den Yankees ausgebildet worden ist. Er ist einer von denen, die versuchen, uns zu vernichten; es ist keine andere*

*Antwort möglich.*

Martinho beachtete den Spott in Chen-Lhus Worten nicht; er war zu erschöpft, um sich über den Narren zu ärgern. Er richtete sich auf und ließ den Blick über die Plaza schweifen. Es regte sich kein Lufthauch, und es war, als erwartete der ganze Himmel ein Unheil. Einige Schaulustige standen noch hinter der ausgedehnten Polizeikette - wahrscheinlich irgendwelche Beamte mit Sonderrechten -, doch die Menge der Neugierigen war in die angrenzenden Straßen abgedrängt worden.

Ein kleines, rote Bodenfahrzeug näherte sich von einer Straße zur Linken des Platzes. Seine Fensterscheiben glitzerten unter dem hellen Licht der Laternen. Die drei Scheinwerfer des Fahrzeugs streiften Menschen und Wagen auf dem Platz. Die Polizisten bahnten ihm einen Weg. In diesem Augenblick erkannte Martinho das Zeichen der IEO auf seiner Haube. Das Fahrzeug kam mit einem Ruck am Rande der Rasenfläche zum Stehen, und Rhin Kelly sprang heraus.

Sie trug jetzt einen grünen Arbeitsoverall der IEO. Er hatte fast die Farbe von sonnengebleichtem Gras unter den gelben Lichtern der Plaza.

Sie schritt über den Rasen auf Martinho zu und dachte unentwegt: *Wir müssen uns seiner bedienen und ihn unschädlich machen. Er ist der Feind. Das ist jetzt offensichtlich.*

Martinho sah ihr entgegen, und er empfand Bewunderung für ihre Anmut und Weiblichkeit, die von der schmucklosen Uniform noch unterstrichen wurde.

Sie blieb dicht vor ihm stehen und sprach mit rauchiger, drängender Stimme: »Senhor Martinho, ich bin gekommen, um Ihnen das Leben zu retten.«

Er glaubte, nicht richtig gehört zu haben und schüttelte fragend den Kopf. »Was ...«

»Hier wird bald der Teufel los sein«, erklärte sie atemlos.

Aus der Ferne klangen Schreie an Martinhos Ohf.

»Eine Meute«, sagte sie. »Bewaffnet.«

»Was, zum Teufel, wird da gespielt?« fragte er.

»Es hat heute nacht einige Tote gegeben«, sagte sie. »Darunter Frauen und Kinder. Ein Teil des Berges hinter Monte Ochoa ist eingestürzt. Der Berg ist vollkommen mit Gängen durchzogen.«

Vierho sagte: »Das Waisenhaus ...«

»Ja«, entgegnete sie. »Das Waisenhaus und das Kloster Monte Ochoa sind begraben worden. Man macht Bandeirantes dafür verantwortlich. Sie wissen, was

erzählt wird über ...«

»Ich werde mit den Leuten sprechen«, erklärte Martinho. Zorn stieg in ihm auf bei dem Gedanken, daß diejenigen, denen der diente, ihn bedrohten. »Das ist doch alles Unsinn. Wir haben nichts getan, was ...«

»Jefe«, warf Vierho ein. »Es ist sinnlos, mit einer aufgebrachten Menschenmeute vernünftig reden zu wollen.«

»Zwei Männer von der Lifcado-Gruppe sind bereits gelyncht worden«, sagte Rhin. »Sie haben eine Chance, wenn Sie sich beeilen. Ihre Lastwagen sind hier. Sie sind groß genug für Sie alle.«

Vierho faßte ihn am Arm. »Jefe, wir müssen tun, was sie sagt.«

Martinho stand schweigend da und hörte zu, wie die Nachricht an die anderen Bandeirantes weitergegeben wurde — »Eine Meute ... geben uns die Verantwortung ... Waisenhaus ...«

»Wohin sollen wir gehen?« fragte er.

»Die Gewalttätigkeit scheint auf dieses Gebiet begrenzt zu sein«, sagte Chen-Lhu. Er hielt inne und lauschte; die Schreie der aufgebrachten Menge wurden lauter. »Ziehen Sie sich ins Haus Ihres Vaters in Cuiaba zurück. Nehmen Sie Ihre Gruppe mit. Die anderen

können sich zu den Stellungen in den roten Zonen zurückziehen.«

»Warum muß ich ...«

»Ich werde Rhin zu Ihnen schicken, wenn wir einen Handlungsplan entworfen haben.«

Rhin nahm ihr Stichwort auf und sagte: »Ich muß wissen, wo ich Sie finden kann.« Und sie dachte bei sich: *Im Hause des Vaters, ja. Dort muß der Ausgangspunkt des Ganzen sein ... Dort oder im Goyaz, wie Travis vermutete.*

»Aber wir haben nichts getan«, widersprach Martinho.

»Bitte«, sagte sie.

Vierho zog ihn am Arm.

Martinho nahm einen tiefen Atemzug, dann sagte er: »Padre, geh du mit den Männern. Es wird sicherer sein draußen in der roten Zone. Ich werde den kleinen Wagen nehmen und nach Cuiaba fahren. Ich muß die Sache mit meinem Vater, dem Präfekten, besprechen. Jemand muß zum Regierungssitz gehen und sich bei den Leuten dort Gehör verschaffen.«

»Für was?« fragte Alvarez.

»Die ... Arbeiten müssen eingestellt werden ...

zumindest vorübergehend«, erklärte Martinho. »Es muß eine Untersuchung stattfinden.«

»Das ist doch albern!« rief Alvarez. »Wer wird etwas auf solches Geschwätz geben?«

Martinho schluckte krampfhaft. Seine Kehle war trocken. Die Nacht umgab ihn kalt und bedrückend ... und die Schreie der Menge wurden lauter. Polizei und Militärposten würden nicht mehr lange in der Lage sein, dieses erzürnte, vielzellige Ungeheuer in Zaum zu halten.

»Sie können es sich nicht leisten, darauf zu hören«, murmelte Alvarez. »Selbst wenn du recht hättest.«

Die Schreie der Meute unterstrichen die Wahrheit dieser Worte. Martinho war sich dessen bewußt. Die Männer an der Macht konnten keine Niederlage eingestehen. Sie waren aufgrund bestimmter Versprechungen an der Macht. Wenn diese Versprechungen nicht eingehalten werden konnten, mußte jemand gefunden werden, dem man die Schuld dafür zuschieben konnte.

*Velleicht hat man schon jemanden gefunden,* dachte er.

Endlich ließ er es zu, daß Vierho ihn zu den wartenden Wagen führte.

---

# IV

Es war eine Höhle hoch über den feuchtglänzenden, schwarzen Felsen einer Schlucht im Goyazgebiet. In der Höhle pulsierten Gedanken in einem Gehirn, das der Stimme eines menschlichen Nachrichtensprechers im Radio lauschte. Der Reporter berichtete die Neuigkeiten des Tages: Aufruhr in Bahia, Bandeirantes gelyncht, Fallschirmjäger gelandet, um die Ordnung wiederherzustellen ...

Das Radio, ein kleines Transistorgerät, hallte bleichern wider in der Höhle. Das Geräusch reizte die Sensoren des Gehirns, aber die Nachrichten der Menschen mußten überwacht werden ... solange die Batterien noch funktionierten. Vielleicht konnten danach biochemische Zellen eingesetzt werden, aber das technische Wissen des Gehirns war begrenzt. Über das theoretische Wissen verfügte es aus den verlassenen Tonbildarchiven in den roten Zonen reichlich, aber die praktische Erfahrung war eine andere Sache.

Eine Zeitlang hatte ein tragbares Fernsehgerät zur Verfügung gestanden, aber der Empfangsbereich war begrenzt, und jetzt funktionierte es überhaupt nicht mehr.

Die Nachrichtensendung ging zu Ende, und Musik dröhnte aus dem Lautsprecher.. Das Gehirn gab ein Zeichen, daß das Gerät zum Schweigen gebracht

werden sollte. In der willkommenen Stille lag das Gehirn pulsierend da und dachte nach.

Es war eine Masse von vier Metern im Durchmesser und einem halben Meter Höhe, kannte sich als »Höchste Integration« und war erfüllt von passiver Wachsamkeit, jedoch immer ein wenig verärgert über die Notwendigkeiten, die es an diesen Höhlenufluchtsort fesselten.

Auf der Oberfläche des Hirns lag wie eine Mütze eine bewegliche Sensorenmaske, die es verschieben und nach Wunsch formen konnte — einmal als Scheibe, dann als Membrantrichter, sogar als riesiges, menschliches Gesicht. Jetzt waren die Sensoren auf das graue Dämmerlicht gerichtet, das durch den Höhleneingang hereindrang.

Ein gelber Sack an der Seite pumpte mit gleichmäßigem Pulsieren eine dunkle, gallertige Flüssigkeit in das Gehirn. Flügellose Insekten krochen über seine Oberflächenmembranen. Sie untersuchten, setzten instand, verabreichten Spezialnahrung, wenn erforderlich.

Schwärme geflügelter Insekten hatten sich in den Spalten der Höhle gesammelt und gingen ihren jeweiligen Aufgaben nach. Einige produzierten Säure, die anderen spalteten die Säuren, um Sauerstoff zu erhalten, manche verdauten, und wieder andere versorgten die Muskeln zum Pumpen.

Die Höhle war von bittersüßem Säuregeruch durchdrungen.

Insekten flogen in dem Dämmerlicht aus und ein. Manche hielten inne und tanzten, wiegten sich und summten vor den Sensoren des Gehirns.

Manche überbrachten durch verschiedene hohe Zirplaute Nachrichten. Einige tauchten in Schwärmen auf, die auf bestimmte Weise angeordnet waren, andere bildeten komplizierte Muster durch ständigen Farben Wechsel. Wieder andere bewegten ihre Antennen nach einem ausgeklügelten System.

Jetzt kamen die Berichte aus Bahia: »Viel Regen — feuchter Boden; die Gänge unseres Lauschpostens sind eingebrochen. Ein Beobachter wurde entdeckt und angegriffen, aber ein Ordner konnte ihn in Sicherheit bringen, indem er vom Fluß her einen Tunnel gegraben hat. Die Gänge am Fluß brachten ein Gebäude zum Einsturz. Wir haben keine Spuren hinterlassen, außer dem, was die Menschen von uns gesehen haben. Diejenigen von uns, die nicht entkommen konnten, wurden vernichtet.«

»Es gab Tote unter den Menschen.«

*Tote unter den Menschen, überlegte das Gehirn. Dann hatten die Radionachrichten also gestimmt.*

Das war eine Katastrophe.

Der Sauerstoffbedarf des Gehirns stieg an;  
Wartungsinsekten eilten in Scharen herbei, die  
Pumpgeschwindigkeit wurde gesteigert.

*Die Menschen werden glauben, sie würden angegriffen,  
dachte das Gehirn. Die komplizierte  
Verteidigungshaltung der Menschheit wird in Kraft  
treten. Diese Haltung mit ruhiger Vernunft zu  
durchbrechen, wird schwierig, wenn nicht gar  
unmöglich sein.*

*Wer kann mit vernünftigen Argumenten gegen die  
Unvernunft ankommen?*

Es war furchtbar schwierig, die Menschen mit ihren  
Göttern und ihrer Vorratshaltung zu verstehen.

»Handel« wurde ihre Vorratshaltung in den Büchern  
genannt, aber der Sinn dieses Verhaltensmusters wollte  
dem Gehirn nicht eingehen. Geld konnte man nicht  
essen, es speicherte keine erkennbare Energie und war  
als Baumaterial unbrauchbar. Die Lehm- und  
Schilfhütten der Ärmsten unter den Menschen waren  
haltbarer.

Dennoch gierten die Menschen danach. Das Zeug  
mußte also wichtig sein. Es mußte ebenso wichtig sein  
wie ihre Gottesvorstellung, die so etwas wie eine  
Höchste Integration sein mußte, deren Beschaffenheit  
und Standort nicht zu ergründen war. Höchst  
verwirrend.

Irgendwo, spürte das Gehirn, mußte es ein Denkmuster geben, was diese Dinge verständlich machte, aber dieses Muster entzog sich ihm.

Dann dachte das Gehirn daran, wie sonderbar es doch war, dieses *Denkmuster* des Seins, diese Umsetzung innerer Energie, um Vorstellungsbilder zu erzeugen, die tatsächlich Pläne und Ordnungen waren und die sich streckenweise auf Pfaden bewegten, die ausweglos waren. Wie eigenartig, wie subtil und doch wie wunderbar war diese menschliche Entdeckung, die jetzt nachgeahmt worden war und zum Nutzen anderer Wesen eingesetzt wurde. Wie bewundernswert und erhaben sie war, diese Manipulation des Universums, die nur innerhalb der passiven Grenzen der Vorstellung existierte.

Einen Augenblick lang stellte sich das Gehirn selbst auf die Probe und versuchte, menschliche Gefühle nachzuempfinden. Angst und das Verbundenheitsgefühl des einzelnen mit der Masse konnte es verstehen. Aber die andere Seite, die Abwandlung der Angst, die man *Haß* nannte, war schwieriger zu begreifen.

Niemals zog das Gehirn in Erwägung, daß es einst Teil eines Menschen gewesen war und damit derartigen Gefühlen unterworfen. Anflüge solcher Überlegungen waren als beunruhigend empfunden worden. Auf seine eigenen Anweisungen hin waren sie ausgelöscht worden. Jetzt ähnelte das Gehirn seinem menschlichen Gegenstück nur noch entfernt, es war größer und

komplizierter. Kein menschlicher Kreislauf hätte sein Verlangen nach Nahrung stillen können. Kein menschliches Sinnessystem hätte seinen gierigen Hunger nach Informationen befriedigen können.

Es war einfach *Gehirn*, ein notwendiger Teil des ganzen Systems — und es erfüllte gegenwärtig eine wichtigere Aufgabe als selbst die Königinnen.

»Welcher Klasse gehörten die getöteten Menschen an?« fragte das Gehirn.

Die Antwort folgte in tiefen Zirptönen: »Arbeiter, Weibchen, unfertige Menschen und unfruchtbare Königinnen.«

*Weibchen und unfertige Menschen*, dachte das Gehirn. Auf seinem Bewußtseinsschirm formte es einen indianischen Fluch, dessen Herkunft gelöscht worden war. Mit diesen Todesfällen würde die Reaktion der Menschen einen außerordentlich heftigen Verlauf nehmen. Rasches Handeln war unumgänglich.

»Welche Nachricht gibt es von unseren Boten, der in das Sperrgebiet eingedrungen ist?« fragte das Gehirn.

Die Antwort lautete: »Versteck des Botenschwarmes unbekannt.«

»Die Boten müssen gefunden werden. Sie müssen in ihrem Versteck bleiben, bis ein günstigerer Augenblick

da ist. Gebt diesen Befehl augenblicklich weiter.«

Eine Gruppe von Spezialisten brach augenblicklich auf, um den Befehl auszuführen.

»Wir müssen eine umfassendere Auswahl von Menschen fangen«, befahl das Gehirn. »Wir müssen einen verwundbaren Führer unter ihnen finden. Schickt Beobachter und Boten und Handlungseinheiten aus. Berichtet sobald wie möglich.«

Dann lauschte das Gehirn, hörte, daß seine Befehle ausgeführt wurden, dachte an die Botschaften, die in die Ferne getragen wurden. Ein unbestimmtes Unbehagen regte sich in dem Gehirn, Bedürfnisse, auf die es keine Antwort wußte. Es hob seine Sensormaske auf Stützen hoch, formte Augen und richtete sie auf den Höhleneingang.

Helles Tageslicht.

Jetzt konnte es nur warten.

Warten war der schwierigste Teil der Existenz.

Das Gehirn begann, diesen Gedanken näher zu untersuchen, formulierte Folgerungen daraus und mögliche Alternativen zum Vorgang des Wartens, stellte sich Möglichkeiten des körperlichen Wachstums vor, die das Warten überflüssig machen würden.

Die Gedanken erzeugten eine Art geistiger Verdauungsstörungen, die die Wartungsschwärme in Aufruhr versetzten. Sie umsummten das Gehirn aufgeregt, schirmten es ab, nährten es, schickten Heere von Kriegern zum Höhleneingang.

Diese Geschäftigkeit beunruhigte das Gehirn.

Das Gehirn wußte, was seine Heerscharen in Bewegung versetzt hatte: der Instinkt, das *kostbare Herz* des Ganzen zu beschützen, hatte seine Wurzeln im Überlebenstrieb der Art. Die primitiven Einheiten konnten dieses Verhaltensmuster nicht abwandeln, erkannte das Gehirn. Doch sie mußten sie ändern. Sie mußten die Beweglichkeit der Bedürfnisse, die Beweglichkeit der Beurteilung erlernen. Sie mußten lernen, jede Situation als *einmalig* zu begreifen.

*Ich muß fortfahren, zu lehren und zu lernen*, dachte das Gehirn.

Es verspürte jetzt den Wunsch, Neues von den winzigen Beobachtern zu hören, die es ostwärts gesandt hatte. Das Verlangen nach Informationen aus diesem Gebiet war gewaltig — etwas, um das Wenige zu ergänzen, das von den Lauschposten bisher angesammelt worden war. Vielleicht würde von dort der lebenswichtige Beweis kommen, der die Menschheit von ihrem Sturz in den allumfassenden Tod zurückhalten konnte.

Indem sich das Gehirn von den schmerzlichen Abgründen der Gedanken zurückzog, verlangsamten die Schwärme ihr heftiges Treiben wieder.

*Inzwischen warten wir,* sagte sich das Gehirn.

Und es widmete sich dem Problem einer geringfügigen Genveränderung bei den flügellosen Wespen, mit dem Ziel, das Sauerstofferzeugungssystem zu verbessern.

Senhor Gabriel Martinho, Präfekt des Mato Grosso-Paktes, schritt in seinem Arbeitszimmer auf und ab. Während er zum wiederholten Male an dem hohen, schmalen Fenster vorüberkam, durch das die Abendsonne hereinschien, murmelte er verärgert vor sich hin. Von Zeit zu Zeit blieb er stehen und blickte finster auf seinen Sohn Joao hinunter, der es sich auf einem Tapirledersofa unter einem der zahlreichen Bücherregale im Raum bequem gemacht hatte.

Der ältere Martinho war ein dunkler, knochendürrer Mann mit grauen Haaren, tief in den Höhlen liegenden, braunen Augen über einer mächtigen Adlernase, schmallippigem Mund und vorspringendem Kinn. Er trug, wie es sich für seine Stellung geziemte, einen altmodischen schwarzen Anzug. Das Leinenhemd hob sich blendend weiß von dem schwarzen Stoff ab. Wenn er die Arme bewegte, blitzten goldene Manschettenknöpfe auf.

»Man macht sich über mich lustig!« stieß er empört hervor.

Joao nahm die Bemerkung schweigend auf. Nachdem er eine Woche lang Zeuge der Zornausbrüche seines Vaters geworden war, hatte er das Schweigen schätzen gelernt. Er blickte an sich herunter, betrachtete den weißen Bandeiranteanzug, dessen Hosenbeine in halbhohen Dschungelstiefeln steckten — alles glänzend, frisch und sauber, während seine Männer sich mit der vorläufigen Untersuchung der Serra Dos Paresis abschinden müßten.

Dunkelheit begann sich über den Raum zu senken, eine plötzliche, tropische Dunkelheit, gehetzt von den Gewitterwolken, die sich am Horizont auftürmten. Das schwindende Tageslicht überzog die Welt mit trübem Blau. Blitze teilten das Fleckchen Himmel, das durch das hohe Fenster sichtbar war, und die Luft im Arbeitszimmer lud sich bedrückend auf. Ein gewaltiger Donnerschlag folgte. Wie auf ein verabredetes Zeichen ließen die Haussensoren überall da, wo sich Menschen aufhielten, die Lichter aufflammen. Das Arbeitszimmer wurde in gelben Schein getaucht.

Wieder blieb der Präfekt vor seinem Sohn stehen.  
»Warum verbreitet mein eigener Sohn, der berühmte Jefe der Irmandades, diesen Carsonitenunsinn?«

Joao senkte den Blick zu Boden. Der Kampf auf der Plaza von Bahia, die Flucht vor der aufgebrachten

Menge - es war erst eine Woche her, und doch schien es ihm eine Ewigkeit entfernt, als wäre es ein Teil der Vergangenheit eines anderen Menschen. An diesem Tag hatten sich bedeutende politische Persönlichkeiten die Klinke des Arbeitszimmers in die Hand gegeben — höfliche Begrüßung des berühmten Joao Martinho und geflüsterte Besprechungen mit seinem Vater.

Der alte Mann kämpfte für seinen Sohn — Joao wußte das sehr genau. Aber der ältere Martinho konnte nur auf die ihm bekannte Weise kämpfen: mit Scheingefechten hinter den Kulissen, dem Austausch von Machtdemonstrationen, dem Zusammenziehen politischer Stärke, wo es darauf ankam - für den seit alters her geltenden Sippenzusammenhalt. Joaos Zweifel und Vermutungen würden er nicht einmal am Rande in Erwägung ziehen. Den Irmandades, Alvarez und seinen Hermosillos — allen, die im Zusammenhang standen mit der Piratininga — hafte zur Zeit ein übler Geruch an. Es galt, einiges zu reparieren.

»Die Umgestaltung unterbrechen?« grollte der alte Mann. »Den Marsch gegen Westen verzögern? Bist du wahnsinnig? Auf welche Weise, glaubst du, behaupte ich meine Stellung? Ich! Ein Nachkomme von Edelleuten, deren Vorfahren über eine der alten Capitanias herrschten! Wir sind keine Wilden, deren Vorfahren von Rui Barbosa versteckt wurden, doch die *caboclos* nennen mich den ›Vater der Armen‹. Diesen Namen habe ich mir nicht durch Torheit verdient.«

»Vater, wenn du nur ...«

»Sei still! Ich habe unser Eisen im Feuer, und es wird eifrig geschmiedet. Alles wird gutgehen.«

Joao seufzte. Seine Bemühungen hier erfüllten ihn mit Scham und Widerwillen. Vor diesem Zwischenfall hatte sich der Präfekt bereits teilweise in den Ruhestand begeben

— wegen seines schwachen Herzens. Die Ruhe des alten Mannes nun auf diese Weise zu stören ... aber er beharrte so sehr auf seiner Blindheit!

»Untersuchen, sagst du«, höhnte der alte Mann. »Was untersuchen? Gerade jetzt können wir keine Untersuchungen und Verdächtigungen gebrauchen. Dank der Bemühungen meiner Freunde während der vergangenen Woche vertritt die Regierung die Meinung, daß alles normal ist. Man ist beinahe bereit, den Carsoniten die Schuld für die Katastrophe in Bahia zu geben.«

»Aber dafür gibt es keine Beweise«, warf Joao ein.  
»Das hast du selbst zugegeben.«

»In solchen Zeiten geht es nicht um Beweise«, entgegnete sein Vater. »Was zählt, ist, daß wir den Verdacht weit von uns lenken. Wir müssen Zeit gewinnen. Abgesehen davon ist es etwas, das die Carsoniten getan haben könnten. Es würde mich nicht

wundern.«

»Aber ebensogut könnten sie es nicht getan haben«, erwiderte Joao hartnäckig.

Der alte Mann schien seine Worte gar nicht gehört zu haben. »Erst letzte Woche«, sagte er und machte eine weitausholende Bewegung mit dem Arm, »am Tag, bevor du hier wie ein wahnsinniger Wirbelsturm angekommen bist

— an jenem Tag habe ich auf Bitten meines Freundes, des Landwirtschaftsministers, zu den Bauern von Lacuia gesprochen. Und das Gesindel hat mich ausgelacht, verstehst du? Ich sagte, wir würden die grüne Zone in diesem Monat um zehntausend Hektar erweitern. Sie lachten und sagten: ›Ihr eigener Sohn glaubt nicht daran!‹ Jetzt verstehe ich auch, warum sie derartige Dinge sagen. Den Marsch gegen Westen unterbrechen, natürlich.«

»Du hast die Berichte aus Bahia gehört«, sagte Joao.  
»Die Mitarbeiter der IEO selbst ...«

»Die IEO! Dieser hinterhältige Chinese, dessen Gesicht nichts verrät. Er ist mehr Bahianer als die Bahianer selbst, dieser verschlagene Kerl. Und dieser neue *weibliche* Doktor, diese Frau, die er überallhin schickt, um zu schnüffeln und zu spionieren. Seine *mai de santo*, seine *sidaga* — die Geschichten, die man sich über die erzählt! Ich kann dir sagen! Erst gestern habe

ich gehört ...«

»Ich will es nicht hören!«

Der alte Mann verstummte und starrte auf ihn hinunter.  
»Ahhh?«

»Ahhh!« ahmte Joao ihn nach. »Was soll das heißen?«

»Das heißt *Ahhh!*« erklärte der alte Mann.

»Sie ist eine sehr schöne Frau«, sagte Joao.

»Das habe ich gehört. Und viele Männer sind in den  
Genuß ihrer Schönheit gekommen ... heißt es.«

»Das glaube ich nicht.«

»Joao«, sagte der Präfekt, »hör auf einen alten Mann,  
den die Erfahrung klug gemacht hat. Das ist eine  
gefährliche Frau. Sie gehört mit Körper und Seele der  
IEO, die sich schon oft in unsere Angelegenheiten  
gemischt hat. Du, du bist ein *empreiteiro*, ein bekannter  
Unternehmer, dessen Fähigkeiten und Erfolge ganz  
sicher an mancher Stelle Neid erregt haben. Diese Frau  
soll eine Insektenforscherin sein, aber ihre Taten  
zeigen, daß sie eine ganze Reihe von Aufgaben erfüllt.  
Und einige ihrer Aufgaben, ahh, einige dieser Aufgaben  
...«

»Jetzt ist es genug, Vater!«

»Wie du willst.«

»Sie soll bald hier eintreffen«, erklärte Joao. »Ich möchte nicht, daß deine gegenwärtige Einstellung ...«

»Ihr Besuch könnte sich verzögern«, unterbrach ihn der Präfekt.

Joao betrachtete ihn mißtrauisch. »Warum?«

»Am Dienstag vergangener Woche, dem Tag nach deinem kleinen Zwischenfall in Bahia, ist sie in den Goyaz geschickt worden. Noch in derselben Nacht oder am nächsten Morgen; das spielt keine Rolle.«

»Ach?«

»Du weißt natürlich, was sie im Goyaz tut — die Geschichten über einen geheimen Stützpunkt der Bandeirantes dort. Sie schnüffelt ein wenig in dieser Angelegenheit herum ... wenn sie noch am Leben ist.«

Joao fuhr auf. »Wie?«

»Man munkelt im Hauptquartier der IEO in Bahia, daß sie vermißt wird. Vielleicht ein Unfall. Es heißt, daß der große Travis Huntington Chen-Lhu höchstpersönlich morgen aufbricht, um nach seinem weiblichen Doktor zu suchen. Was hältst du davon?«

»Er schien sie zu mögen, als ich ihnen in Bahia begegnet bin, aber diese Geschichte über ...«

»Mögen? Oh, ja, natürlich.«

»Du denkst nur Schlechtes, Vater.« Er atmete tief durch, und seine Gedanken wanderten zu der bezaubernden Frau irgendwo tief im Inneren des Landes, wo nur noch Dschungelwesen lebten. Diese Schönheit - tot oder verstümmelt. Bei dem Gedanken stieg ein Gefühl der Übelkeit und der Leere in Joao auf.

»Vielleicht möchtest du in den Westen ziehen, um nach ihr zu suchen?«

Joao beachtete den Spott in der Stimme seines Vaters nicht.

Er sagte: »Dieser ganze Kreuzzug bedarf einer Ruhepause, während der wir herausfinden können, was da schiefgelaufen ist.«

»Wenn du in Bahia so geredet hast, mache ich ihnen keinen Vorwurf, daß sie sich gegen dich gewendet haben«, erklärte der Präfekt. »Vielleicht hat diese aufgebrachte Meute ...«

»Du weißt, was wir auf der Plaza gesehen haben!«

»Unsinn, aber der Unsinn von gestern. Das muß jetzt ein Ende haben. Du darfst nichts unternehmen, das das

Gleichgewicht stören könnte. Das befehle ich dir!«

»Die Leute verdächtigen die Bandeirantes nicht mehr«, sagte Joao, und in seinem Ton lag Bitterkeit.

»Doch, einige verdächtigen euch noch immer. Und warum auch nicht, wenn das, was ich aus deinem eigenen Munde gehört habe, ein Beispiel dafür ist, welche Reden du führst?«

Joao starrte auf seine schwarzglänzenden Stiefel spitzen. Ihr makellos glattes Leben erschien ihm irgendwie sinnbildlich für das Leben seines Vaters. »Es tut mir leid, daß ich dir Kummer gemacht habe, Vater«, sagte er. »Manchmal bedaure ich es, ein Bandeirante zu sein, aber«, er zuckte die Achseln, »wie sonst hätte ich die Dinge erfahren können, die ich dir gerade erzählt habe? Die Wahrheit ist ...«

»Joao!« rief sein Vater mit bebender Stimme aus. »Hast du die Stirn, mir zu sagen, daß du unsere Ehre besudelt hast? Hast du einen falschen Eid geschworen, als du deine Irmandades zusammengeführt hast?«

»So war es nicht, Vater.«

»So? Wie war es dann?«

Joao zog ein Sprüherabzeichen aus der Brusstasche und drehte es zwischen den Fingern. »Ich habe es geglaubt ... damals. Wir konnten nach Wunsch mutierte Bienen

formen, die jede Lücke im Gleichgewicht des Insektenlebens ausfüllen würden. Es war ein großer Kreuzzug. Daran habe ich geglaubt. Wie die Menschen in China habe ich gesagt: ›Nur die Nützlichen dürfen weiterleben!‹ Und ich habe es auch so gemeint. Aber das ist ein paar Jahre her, Vater. Seither habe ich gelernt, daß wir kein vollständiges Wissen darüber besitzen, was nützlich ist.«

»Es war ein Fehler, dich in Nordamerika ausbilden zu lassen«, sagte sein Vater. »Dafür mache ich mir heute große Vorwürfe. Ja — ich bin schuld daran. Dort hast du die ketzerischen Gedanken der Cafsoniten in dir aufgenommen. Für *sie* ist es schön und gut, sich der ökologischen Gleichschaltung zu widersetzen; sie haben nicht Millionen von Mäulern zu stopfen wie wir. Aber mein eigener Sohn!«

Joao entgegnete: »Draußen in der roten Zone sieht man vieles, Vater. Es ist schwierig, das zu erklären. Dort sehen die Pflanzen gesünder aus. Die Früchte sind ...«

»Das ist lediglich eine vorübergehende Erscheinung«, unterbrach ihn sein Vater.

»Wir werden Bienen formen, die jedes erdenkliche Bedürfnis erfüllen. Die Zerstörer rauben uns die Nahrung vom Munde. Es ist alles ganz einfach. Sie müssen sterben und durch Wesen ersetzt werden, die für die Menschen nützliche Aufgaben erfüllen.«

»Die Vögel sterben, Vater.«

»Wir retten die Vögel! Wir haben von jeder Gattung Musterexemplare in unseren Gehegen. Wir werden neue Nahrung für sie entwickeln, um ...«

»Einige Pflanzen sind bereits ausgestorben wegen der fehlenden natürlichen Bestäubung.«

»Keine einzige Nutzpflanze ist verloren!«

»Und was geschieht«, fragte Joao, »wenn unsere Sperren von den Insekten durchbrochen werden, bevor wir den Bestand an natürlichen Raubtieren ersetzt haben? Was geschieht dann?«

Der ältere Martinho fuchtelte mit seinem dünnen Zeigefinger unter der Nase seines Sohnes herum und sagte: »Dieser Unsinn muß sofort aufhören! Ich will nichts mehr davon hören! Hast du verstanden?«

»Bitte, beruhige dich, Vater.«

»Mich beruhigen? Wie kann ich mich angesichts dieser Ungeheuerlichkeit beruhigen? Du versteckst dich wie ein gewöhnlicher Verbrecher! Aufruhr in Bahia und Santarem und ...«

»Vater, hör auf!«

»Ich werde nicht aufhören. Weißt du, was diese

Bauernmestizen in Lacuia noch zu mir gesagt haben? Sie haben gesagt, Bandeirantes würden die grünen Zonen wieder verseuchen, um ihre Arbeit nicht zu verlieren! Das haben sie gesagt.«

»Das ist doch Unsinn, Vater!«

»Natürlich ist das Unsinn! Aber es ist die logische Folge solcher zersetzenden Reden, wie ich sie heute von dir gehört habe. Und alle Rückschläge, die wir erleiden, geben diesen Angriffen Nahrung.«

»Rückschläge?«

»Ich habe gesagt: Rückschläge!«

Der Präfekt wandte sich ab, durchmaß den Raum bis zu seinem Schreibtisch und zurück und blieb dann wieder vor seinem Sohn stehen. Er stemmte die Hände in die Hüften. »Du spielst sicher auf die Piratininga an.«

»Unter anderem.«

»Deine Irmandades waren dort an der Front.«

»Nicht einmal ein Floh ist durch unsere Reihen durchgekommen!«

»Aber vor einer Woche war die Piratininga grün. Heute ...«

Er deutete auf seinen Schreibtisch. »Du hast den Bericht gelesen. Es wimmelt dort von Insekten. Es wimmelt!«

»Ich kann nicht jeden Bandeirante im Mato Grosso im Auge behalten«, sagte Joao. »Wenn sie ...«

»Die IEO gibt uns nur sechs Monate Zeit, das Gebiet zu säubern«, sagte der ältere Martinho. Er hob die Hände in einer hilflosen Gebärde; sein Gesicht war gerötet.  
»Sechs Monate!«

»Wenn du nur zu deinen Freunden in der Regierung gehen und sie von dem überzeugen könntest, was ...«

»Sie überzeugen? Zu ihnen gehen und ihnen sagen, sie sollen politischen Selbstmord begehen? Meine Freunde? Weißt du, daß die IEO damit droht, eine Handelssperre gegen Brasilien zu verhängen? So, wie sie es mit Nordamerika getan haben?« Er ließ die Hände sinken. »Kannst du dir vorstellen, welchem Druck wir ausgesetzt sind? Kannst du dir vorstellen, was ich mir in bezug auf die Bandeirantes und ganz besonders in bezug auf meinen eigenen Sohn alles anhören muß?«

Joao schloß die Hand so fest um das Sprüherabzeichen, daß es sich in seine Handfläche bohrte. Eine Woche dauerte das nun schon an, und es überstieg beinahe seine Kräfte. Er sehnte sich danach, draußen bei seinen Männern zu sein, Vorbereitungen für den Kampf in der

Serra Dos Parecis zu treffen. Sein Vater betrieb das Geschäft der Politik schon zu lange, um seine Meinung zu ändern — die Erkenntnis überfiel Joao mit überwältigender Klarheit. Er sah zu seinem Vater auf. Wenn der alte Mann nur nicht so leicht erregbar wäre — die Sorge um sein Herz. »Du regst dich unnötig auf«, sagte er.

»Ich rege mich auf!«

Die Nasenflügel des Präfekten bebten; er beugte sich zu seinem Sohn hinunter.

»Wir haben bereits zwei Termine überschritten — die Piratininga und die Tefe. Das ist Land, verstehst du das nicht? Und auf dem Land sind keine Menschen, die es bestellen und fruchtbar machen!«

»Die Piratininga war noch nicht vollständig erschlossen, Vater. Wir hatten gerade erst die Säuberung der ...«

»Ja! Und wir gewannen eine Hinausschiebung des Termins, als ich verkündete, daß mein Sohn und der gefürchtete Benito Alvarez die Piratininga gesäubert hatten. Wie erklärst du es jetzt, daß sie wieder verseucht ist, daß wir die ganze Arbeit noch einmal machen müssen?«

»Ich habe keine Erklärung dafür.«

Joao steckte das Sprüherabzeichen in die Tasche zurück. Es war offenkundig, daß er seinen Vater nicht überzeugen konnte. Es war im Laufe der vergangenen Woche immer offenkundiger geworden. Enttäuscht biß Joao die Zähne zusammen. Und doch mußte der alte Mann überzeugt werden! Jemand mußte überzeugt werden. Jemand mit dem politischen Einfluß seines Vaters mußte ins Ministerium gehen, die Leute aufrütteln und sie zwingen, zuzuhören.

Der Präfekt kehrte zu seinem Schreibtisch zurück und setzte sich. Er nahm ein antikes Kruzifix zur Hand, eine Elfenbeinschnitzerei des großen Aleihadinho, und betrachtete es, wohl um seine Ruhe wiederzufinden, eingehend. Plötzlich weiteten sich seine Augen, und sein Blick wurde starr. Langsam legte er das Kruzifix auf den Schreibtisch zurück, ohne den Blick davon abzuwenden.

»Joao«, flüsterte er.

*Es ist sein Herz*, dachte Joao.

Er sprang auf und eilte zu seinem Vater hinüber.  
»Vater! Was ist los?«

Der ältere Martinho deutete mit zitternder Hand auf das Kruzifix.

Durch die Zacken der Dornenkrone, über das gequälte Elfenbeinlitz, über die angespannten Muskeln der

Christusfigur, kroch ein Insekt. Es hatte die Farbe von Elfenbein und ähnelte einem Käfer. Über Flügel und Brust zog sich ein Zackenrand, und seine ungewöhnlich langen Antennen waren am Ende gefiedert.

Der ältere Martinho streckte die Hand nach einer Zeitung aus, um das Tier zu zerschmettern, aber Joao hielt ihn zurück. »Warte. Das ist ein neues Exemplar. Ein solches habe ich noch nie gesehen. Gib mir eine Lampe. Wir müssen ihm folgen und seinen Brutplatz suchen.«

Der Präfekt murmelte etwas Unverständliches, nahm eine kleine Taschenlampe aus der Schreibtischschublade und reichte sie seinem Sohn.

Joao nahm die Lampe, schaltete sie aber nicht ein. Er betrachtete aufmerksam das Insekt. »Seltsam«, sagte er. »Sieh nur, wie genau seine Färbung zu dem Elfenbein paßt.«

Das Insekt hielt inne und schwenkte seine Fühler auf die beiden Männer zu.

»Es sind merkwürdige Dinge beobachtet worden«, sagte Joao. »Gerüchte machen die Runde. Im vergangenen Monat hat jemand in einem der Dörfer im Sperrgebiet etwas Ähnliches gefunden. Es befand sich innerhalb der grünen Zone. Erinnerst du dich an den Bericht? Zwei Bauern haben es gefunden, als sie nach einem kranken Mann suchten.« Joao sah seinen Vater

an. »Sie achten sehr genau auf Krankheiten in den neu erschlossenen grünen Zonen, weißt du. Es hat Epidemien gegeben ... und das ist auch so etwas.«

»Da besteht keine Verbindung«, sagte sein Vater aufbrausend.

»Ohne die Insekten als Überträger von Seuchen wird es weniger Krankheiten geben.«

»Vielleicht«, erwiderte Joao, aber sein Tonfall verriet, daß er nicht daran glaubte.

Joao wandte sich wieder dem Insekt auf dem Kruzifix zu. »Ich glaube nicht, daß unsere Entologen alles wissen, was sie zu wissen vorgeben. Und ich mißtraue unseren chinesischen Beratern. Sie preisen die Vorteile, die aus der Vernichtung der Insektenseuchen erwachsen, mit so blumigen Worten, und doch lassen sie uns nicht ihre Grünzone untersuchen. Ausflüchte. Immer wieder neue Ausflüchte. Ich glaube, daß sie Schwierigkeiten haben, von denen sie nicht möchten, daß wir sie herausfinden.«

»Das ist albern«, brummte der ältere Martinho, aber seinem Tonfall war anzumerken, daß er diesen Standpunkt nicht mit Nachdruck verteidigen wollte.

»Es sind ehrenwerte Leute — mit ein paar Ausnahmen, die ich nennen könnte. Und ihre Lebenweise entspricht unserem Sozialismus eher als Nordamerikas dekadenter

Kapitalismus. Dein Problem ist, daß du sie zu sehr mit den Augen derjenigen betrachtest, die dich erzogen haben.«

»Ich wette, daß dies eine der Spoantenmutationen ist«, sagte Joao. »Es ist fast so, als tauchten sie nach einem bestimmten Plan auf ... Hol mir bitte ein Gefäß, in dem ich das Tier fangen und ins Labor bringen kann.«

Der ältere Martinho rührte sich nicht von der Stelle.  
»Was willst du sagen, wo du es gefunden hast?«

»Hier natürlich.«

»Du würdest uns also weiter der Lächerlichkeit preisgeben, ohne zu zögern?«

»Aber Vater ...«

»Kannst du nicht hören, was sie sagen werden? In seinem eigenen Haus ist dieses Insekt gefunden worden. Es ist eine seltsame neue Gattung. Vielleicht züchtet er sie dort, um die Grünzonen wieder zu verseuchen.«

»Jetzt redest *du* Unsinn, Vater. Mutationen sind eine ganz normale Sache unter bedrohten Arten. Und wir können nicht leugnen, daß diese Insekten bedroht sind — die Gifte, die Vibratoren im Sperrgebiet, die Fallen. Bring mir einen Behälter, Vater. Ich kann das Tier nicht allein lassen, sonst würde ich ihn mir selbst holen.«

»Und du willst wirklich sagen, wo du es gefunden hast?«

»Mir bleibt nichts anderes übrig! Wir müssen das ganze Gebiet absperren und die Brutstätten suchen. Es könnte natürlich ein ... Zufall sein, aber ...«

»Oder ein Versuch, mich bloßzustellen.«

Joao sah auf und blickte seinem Vater forschend in die Augen. *Das* war natürlich auch eine Möglichkeit. Sein Vater hatte Feinde. Und die Carsoniten durfte man auch nicht vergessen. Sie hatten an vielen Orten Freunde ... und einige von ihnen waren so fanatisch, daß sie vor nichts zurückschreckten. Und doch ...

Joao traf eine Entscheidung. Er wandte sich wieder dem Insekt zu. Sein Vater mußte überzeugt werden, und hier hatte er ein mögliches Mittel dazu in der Hand.

»Sieh dir dieses Wesen an, Vater«, sagte er.

Widerstrebend warf der Präfekt einen Blick auf das Insekt. »Unsere ersten Gifte«, erklärte Joao, »haben die Schwachen getötet und diejenigen ausgesondert, die immun waren gegen die Bedrohung durch die Menschen. Nur die immunen Arten können sich weiter vermehren. Die Gifte, die wir heute verwenden, bieten solche Schlupflöcher nicht mehr ... dazu kommen noch die tödlichen Wellen in den Sperrgebieten ...« Er zuckte die Achseln. »Und doch ist das hier eine Käferart,

Vater, und er ist irgendwie durch die Sperren gelangt.  
Ich will dir etwas zeigen.«

Joao zog eine lange, dünne Pfeife aus schimmerndem Metall aus der Brusttasche. »Es gab Zeiten, in denen diese Pfeife für unzählige Käfer den Tod bedeutet hat. Ich mußte sie nur auf ihr Reizspektrum abstimmen.« Er setzte die Pfeife an die Lippen, blies hinein und drehte dabei am anderen Ende. Es wurde kein für das menschliche Ohr vernehmbarer Laut erzeugt, doch die Fühler des Käfers zuckten.

Joao setzte die Pfeife ab.

Die Fühler hörten auf zu zucken.

»Siehst du, es hat sich nicht von der Stelle gerührt«, sagte Joao. »Es ist ein Käfer und müßte durch die Pfeife angezogen werden, aber er hat sich nicht gerührt. Und ich glaube, Vater, daß diese Wesen Anzeichen für boshafte Intelligenz aufweisen. Sie sind weit von der Ausrottung entfernt, Vater ... und ich glaube, daß sie beginnen, zurückzuschlagen.«

»Boshafte Intelligenz, pah!« rief sein Vater höhnisch aus.

»Du mußt mir glauben, Vater« sagte Joao eindringlich. »Niemand hört uns zu, wenn wir Bandeirantes berichten, was wir gesehen haben. Sie lachen und sagen, wir seien zu lange im Dschungel gewesen. Und

wo bleiben die Beweise? Sie sagen, solche Geschichten könnte man allenfalls von unwissenden Bauern erwarten ... und dann kommen ihnen Zweifel, und sie verdächtigen uns.«

»Mit gutem Grund, würde ich sagen.«

»Glaubst du deinem eigenen Sohn nicht?«

»Was hat mein Sohn gesagt, das ich glauben könnte?« Der ältere Martinho war jetzt ganz Präfekt. Hoch aufgerichtet stand er da und musterte Joao kalt.

»Im letzten Monat«, sagte Joao, »haben Antonil Lisboas Bandeirantes drei Männer im Goyaz verloren, die ...«

»Unfälle.«

»Sie kamen durch Ameisensäure ums Leben.«

»Sie sind unvorsichtig mit ihren Giften umgegangen. Die Menschen werden immer sorgloser mit ...«

»Nein! Die Ameisensäure war ganz besonder hochkonzentriert; sie entsprach genau der von Insekten produzierten Säure. Die Männer waren darin getränkt.«

»Willst du damit sagen, daß Insekten wie dieses hier ...« Der Präfekt deutete auf das reglose Tier auf dem Kruzifix. »Daß blinde Kreaturen wie diese ...«

»Sie sind nicht blind.«

»Ich meine es nicht wörtlich, ich meine ohne Intelligenz«, erklärte der Präfekt. »Du kannst doch nicht ernsthaft behaupten, daß diese Wesen Menschen angreifen und töten.«

»Wir müssen noch genau untersuchen, wie diese Männer zu Tode kamen«, sagte Joao. »Wir haben nur die Leichen und die physikalischen Beweismittel am Schauplatz des Geschehens. Aber es hat andere Todesfälle gegeben, Vater. Männer werden vermißt, und es gibt Berichte über seltsame Wesen, die Bandeirantes angreifen. Wir gelangen jeden Tag mehr zu der Überzeugung, daß ...«

Er verstummte, als er sah, daß der Käfer vom Kruzifix auf den Tisch hinunter krabbelte. Augenblicklich veränderte sich die Farbe des Tieres und paßte sich dem Braun der Tischplatte an.

»Bitte, Vater, hol mir einen Behälter.«

Der Käfer erreichte den Rand des Tisches und zögerte. Er legte seine Fühler zurück und streckte sie dann vor.

»Ich hole dir den Behälter nur, wenn du Stillschweigen darüber wahrst, wo du das Tier gefunden hast«, erklärte der Präfekt.

»Vater, ich ...«

Der Käfer sprang mit einem weiten Satz vom Tisch in die Mitte des Raumes, krabbelte eilends zur Wand, kroch hinauf und verschwand in einer Mauerritze neben dem Fenster.

Joao schaltete die Taschenlampe ein und richtete den Strahl auf das Loch, in dem das Insekt verschwunden war.

»Wie lange ist das Loch schon da, Vater?«

»Seit Jahren. Es war ein Fehler im Mauerwerk ... durch ein Erdbeben, einige Jahre, bevor deine Mutter starb, glaube ich.«

Mit wenigen Schritten war Joao an der Tür, durchschritt einen Bogengang, stieg eine steinerne Treppe hinunter und durchquerte einen zweiten kurzen Gang. Dann trat er durch ein Gittertor in den Garten hinaus. Er schaltete den Handstrahler auf volle Stärke und ließ seinen blauweißen Lichtkegel über die Mauer unterhalb des Fensters zum Arbeitszimmer gleiten.

»Joao, was tust du da?«

»Ich tue meine Arbeit, Vater.« Joao warf einen Blick zurück und sah, daß sein Vater ihm in den Garten gefolgt und am Tor stehengeblieben war.

Joao wandte sich wieder der Mauer zu und richtete den Lichtstrahl in die Ritzen zwischen den Mauersteinen unter dem Fenster. Er bückte sich, untersuchte im Schein der Lampe den Boden, blickte unter jeden Erdklumpen, vertrieb jeden Schatten.

Die Suche setzte sich über den kahlen Lehmboden fort, wandte sich dem Gebüsch und dann dem Rasen zu.

Joao hörte die Schritte seines Vaters hinter sich.

»Siehst du es?«

»Nein.«

»Du hättest mich nicht daran hindern sollen, es zu zerquetschen.«

Joao erhob sich und starrte zu den Dachziegeln und der Regenrinne hinauf. Um sie herum war es jetzt vollkommen dunkel, lediglich im Lichtschein, der aus dem Arbeitszimmer drang, und im Schein der Taschenlampe konnte er Einzelheiten erkennen.

Ein durchdringendes Zirpen, das in den Ohren schmerzte, durchdrang plötzlich die Nacht. Es kam vom äußeren Garten her, der die Straße und die Steinmauer begrenzte. Noch nachdem er verklungen war, schien der Laut die Luft um sie herum zu erfüllen. Er erinnerte Loao an den Jagdschrei von Raubtieren. Ein Schauder lief ihm über den Rücken. Er wandte sich der Auffahrt

zu, wo er seinen Luftwagen geparkt hatte und richtete den Strahl der Handlampe darauf.

»Was für ein merkwürdiger Laut«, sagte sein Vater.  
»Ich ...«

Er verstummte und starrte entsetzt auf den Rasen hinunter. »Was ist das?«

Der ganze Rasen schien in Bewegung zu sein, schien wie eine Welle, die sich am Strand bricht, auf sie zuzurollen. Die Welle hatte ihnen bereits den Weg zum Eingang des Hauses abgeschnitten. Sie war noch zehn Schritte entfernt, kam aber rasch näher.

Joao packte seinen Vater am Arm. Ruhig, in der Hoffnung, seinen Vater mit Rücksicht auf sein schwaches Herz nicht noch mehr aufzuregen, sagte er:  
»Wir müssen zu meinem Wagen laufen, Vater. Wir müssen durch sie hindurch laufen.«

»Sie?«

»Es sind die gleichen Tiere wie das Insekt, das wir im Haus gesehen haben, Vater - Millionen von ihnen. Sie greifen an. Vielleicht sind es doch keine Käfer. Vielleicht sind es Kampfameisen. Wir müssen es zum Lastwagen schaffen. Dort habe ich Vorräte und die nötige Ausrüstung, um sie abzuwehren. Im Lastwagen sind wir sicher. Es ist ein Bandeirantewagen, Vater. Du mußt mit mir rennen, verstehst du? Ich werde dir

helfen, aber du darfst nicht stolpern und in sie hineinfallen.«

»Ich verstehe.«

Sie begannen zu rennen.

Joao hielt seinen Vater am Arm und leuchtete mit dem Handstrahler den Weg.

*Laß sein Herz stark genug sein,* betete Joao.

Dann befanden sie sich inmitten der Welle, doch die Tiere sprangen beiseite und öffneten ihnen einen Durchgang, der sich gleich darauf wieder hinter ihnen schloß.

Etwa fünfzehn Meter vor ihnen, in der Kurve der Auffahrt, ragten die weißen Umrisse des Flugwagens aus der Dunkelheit auf.

»Joao ... mein Herz«, keuchte der ältere Martinho.

»Du kannst es schaffen«, mahnte Joao. »Schneller!« Die letzten paar Schritte trug er seinen Vater fast.

Jetzt hatten sie die breite Hintertür erreicht, die in die Laborabteilung des Lastwagens führte. Joao riß die Tür auf, drückte den Lichtschalter auf der linken Seite und griff nach einer Schutzhaube und einem Sprühgewehr. Mitten in der Bewegung hielt er inne und starre in das

in gelbes Licht getauchte Innere des Wagens.

Zwei Männer saßen da — Sertaoindianer, ihrem Aussehen nach zu urteilen; mit glitzernden Augen und kurzgeschnittenen, schwarzen Haaren unter den fransigen Strohhüten. Sie sahen aus, als seien sie eineiige Zwillinge, selbst die schlammgrauen Sandalen, die Kleidung und die ledernen Schultertaschen waren die gleichen. Die käferartigen Insekten krabbelten um sie herum, an den Laborwänden hinauf und über die Instrumente und Glasbehälter.

»Was, zum Teufel, hat das zu bedeuten?« brauste Joao auf.

Einer der beiden hob eine Querflöte und machte ein Zeichen damit. Er sprach mit rasselnder, merkwürdig singender Stimme: »Kommen Sie herein. Es wird Ihnen nichts geschehen, wenn Sie gehorchen.«

Joao spürte, wie sein Vater in seinen Armen schlaff wurde. Wie leicht er war.

Der alte Mann atmete in kurzen, qualvollen Stößen. Schweißperlen standen auf seiner Stirn.

»Joao«, flüsterte der Präfekt, »Schmerzen ... meine Brust.«

»Die Medizin«, sagte Joao. »Wo ist deine Medizin?«

»Haus«, brachte der alte Mann hervor. »Schreibtisch.«

»Er scheint zu sterben«, rasselte einer der Indianer.

Joao fuhr, seinen Vater in den Armen, zu dem Paar herum und rief zornig aus:

»Ich weiß nicht, wer ihr seid und warum ihr diese Käfer hier losgelassen habt, aber mein Vater stirbt und braucht Hilfe. Geht mir aus dem Weg!«

»Gehorchen Sie, sonst sterben Sie beide«, sagte der Indianer mit der Flöte. »Steigen Sie ein.«

»Er braucht seine Medizin und einen Arzt«, flehte Joao verzweifelt. Die Art, wie der Indianer mit der Flöte auf ihn deutete, gefiel ihm nicht. Die Bewegung legte die Vermutung nahe, daß das Instrument in Wahrheit eine Waffe war.

»Welcher Teil hat versagt?« fragte der andere Indianer. Er starrte Joaos Vater neugierig an. Der Atem des alten Mannes ging jetzt flach und schnell.

»Es ist sein Herz«, erklärte Joao. »Ich weiß, daß ihr Bauern der Meinung seit, er hätte nicht schnell genug gehandelt, um ...«

»Keine Bauern«, unterbrach ihn der Mann mit der Flöte.

»Herz?«

»Pumpe«, erklärte der andere.

»Pumpe«, wiederholte der Indianer mit der Flöte. Er erhob sich von der Bank an der Frontseite des Labors und deutete darauf.

»Legen Sie ... Vater hierher.«

Der andere erhob sich ebenfalls und trat beiseite.

Trotz der Besorgnis um seinen Vater war Joao gefesselt von der seltsamen Erscheinung dieses Paars, ihrer glatten, schuppenartigen Haut, dem glitzernden Leuchten ihrer Augen. Standen sie unter der Wirkung irgendeiner Dschungeldroge?

»Legen Sie Vater hierher«, wiederholte der Mann mit der Flöte.

Er deutete noch einmal auf die Bank. »Hilfe ist ...«

»Möglich«, fiel der andere ein.

»Möglich«, wiederholte der Mann mit der Flöte.

Joao richtete seine Aufmerksamkeit jetzt auf die Insektenmasse an den Wänden, auf die geduldige Wartehaltung in ihren Reihen. Sie waren wirklich wie das eine Insekt im Arbeitszimmer. Völlig identisch.

Der Atem des alten Mannes wurde immer flacher und schneller. Joao spürte das Flattern der Atemzüge in seinen Armen, an seiner Brust.

*Er stirbt*, dachte Joao voller Verzweiflung.

»Hilfe ist möglich«, sagte der Indianer mit der Flöte noch einmal. »Wenn Sie gehorchen, werden wir Ihnen nichts tun.«

Der Indianer hob die Flöte und richtete sie auf Joao.  
»Gehorchen Sie.«

Die Bewegung ließ kein Mißverständnis zu. Das Ding war eine Waffe.

Langsam stieg Joao in den Lastwagen, ging zu der Bank hinüber und legte seinen Vater vorsichtig auf die gepolsterte Sitzfläche.

Der Indianer mit der Flöte winkte ihn beiseite.

Der andere Indianer beugte sich über den älteren Martinho und schob ihm ein Augenlid hoch. Die Bewegung war von einer berufsmäßigen Präzision, die Joao in Erstaunen versetzte. Der Indianer drückte vorsichtig auf das Zwerchfell des sterbenden Mannes, öffnete seinen Gürtel und lockerte den Kragen. Ein kräftiger, brauner Finger preßte sich auf die Halsschlagader des alten Mannes.

»Sehr schwach«, rasselte der Indianer.

Joao warf dem Indianer einen Blick zu und wunderte sich über den Wilden aus dem Hinterland, der sich benahm wie ein Arzt.

»Krankenhaus«, erklärte der Indianer.

»Krankenhaus?« fragte der Indianer mit der Flöte.

Der andere stieß ein leises, zirpendes Zischen aus.

»Krankenhaus«, bestätigte der mit der Flöte.

Dieses zirpende Zischen! Joao starnte den Indianer an der Seite seines Vaters an. Der Laut erinnerte an das Geräusch, das über den Rasen zu ihm herübergeklungen war.

Der Mann mit der Flöte stieß ihn an und sagte: »Sie!  
Gehen Sie nach vorne und lenken Sie dieses ...«

»Fahrzeug«, ergänzte der Mann, der sich um Joaos Vater bemühte.

»Fahrzeug«, wiederholte der mit der Flöte.

»Krankenhaus?« fragt Joao flehend.

»Krankenhaus«, stimmte der mit der Flöte zu.

Joao warf einen letzten Blick auf seinen Vater. Der alte Mann lag so still da. Der andere Indianer traf bereits Vorbereitungen für den Flug, indem er den älteren Martinho an der Bank festschnallte. Wie gekonnt er alle Handgriffe verrichtete, trotz seines hinterwäldlerischen Aussehens.

»Gehorchen Sie«, sagte der Mann mit der Flöte.

Joao öffnete die Luke zum Fahrerabteil und schlüpfte hindurch. Der bewaffnete Indianer folgte ihm dicht auf den Fersen. Einige Regentropfen fielen auf die gewölbte Windschutzscheibe. Joao ließ sich in den Fahrersitz gleiten. Als sich die Luke hinter ihnen schloß, wurde es dunkel in der Kabine. Die automatischen Sperrhaken der Luke schlössen sich mit einem dumpfen Schlag. Joao schaltete die Standbeleuchtung des Kontrollpultes ein und stellte fest, daß sich der Indianer mit auf ihn gerichteter Flöte hinter ihm zusammengekauert hatte.

*Ein Pfeilrohr, dachte Joao. Wahrscheinlich vergiftet.*

Er drückte auf den Anlasser und schnallte sich an, während er darauf wartete, daß die Turbinen Geschwindigkeit aufnahmen. Der Indianer saß noch immer ohne Schutzgurt hinter ihm zusammengekauert - er war jetzt verletzlich, wenn der Flugwagen scharf herumgerissen wurde.

Joao schaltete den Hebel des Kommunikationsgerätes

am linken unteren Rand des Kontrollpultes ein und sah auf den winzigen Bildschirm, der ihm einen Blick in das Laborabteil ermöglichte. Die Hintertüren standen noch offen, er schloß sie mit der Hydraulik. Sein Vater lag sicher angeschnallt auf der Bank, der Indianer hatte an seiner Kopfseite Platz genommen.

Die Turbinen hatten aufheulend ihren Höhepunkt erreicht.

Joao schaltete die Scheinwerfer und den hydrostatischen Antrieb ein. Das Fahrzeug hob sich etwa zehn Zentimeter. Er wandte sich nach rechts zur Straße hin, stieg um weitere zwei Meter auf, um die Geschwindigkeit zu steigern und hielt auf die Lichter einer Fahrstraße zu.

Dicht an seinem Ohr ertönte die Stimme des Indianers.  
»Steuern Sie die Berge dort drüber an.« Eine Hand fuhr nach vorn und deutete zur Rechten.

*Die Alejandro-Klinik befindet sich in den Ausläufern des Gebirges, dachte Joao. Ja, die Richtung stimmt.*

Joao folgte der vorgeschriebenen Kurve in eine Querstraße hinein, die zu der Fahrstraße führte.

Bald darauf hob er das Fahrzeug um einen weiteren Meter und steigerte die Geschwindigkeit erneut. Im selben Moment schaltete er das Funkgerät zum hinteren Abteil ein und verband es mit dem Mikrophon und

Verstärker unter der Bank, auf der sein Vater lag.

Das Mikrophon, das stark genug war, eine zu Boden fallende Stecknadel wie einen Kanonenschlag klingen zu lassen, übertrug nur ein entferntes Zischen und Rasseln. Joao stellte den Verstärker lauter. Das Gerät hätte jetzt den Herzschlag des alten Mannes als vernehmliches, rhythmisches Dröhnen in die Fahrerkabine übertragen müssen.

Es war kein Laut zu hören, außer dem Zischen und Rasseln.

Tränen stiegen Joao in die Augen. Er schüttelte den Kopf, um seine klare Sicht wiederzuerlangen.

*Mein Vater ist tot, dachte er. Umgebracht von diesen wahnsinnigen Hinterwäldlern.*

Auf dem Bildschirm am Kontrollpult sah er, daß der Indianer im Fond eine Hand unter den Rücken des alten Mannes geschoben hatte. Er schien den Hals des Toten zu massieren. Das rhythmische Rasseln paßte sich der Bewegung an.

Wut stieg in Joao auf.

Am liebsten hätte er den Flugwagen gegen einen Straßenpfeiler gejagt und sein Leben geopfert, um diese Wahnsinnigen umzubringen.

Das Fahrzeug näherte sich dem Außenbezirk der Stadt. Kreisträger führten nach links zu der Fahrstraße hin. Hier gab es kleine Gärten und Wochenendhäuser, die durch Überflugdächer geschützt waren.

Joaob hob den Wagen über die Dächer hinweg und hielt auf die Fahrstraße zu. *Zum Krankenhaus, ja*, dachte er. *Aber es ist zu spät.*

In diesem Augenblick wurde ihm bewußt, daß aus dem hinteren Raum überhaupt keine Herzschläge nach vorne drangen — nur dieses langsame, rhythmische Rasseln, und jetzt, da er darauf lauschte, hörte er noch ein an- und abschwellendes Summen wie von Zikaden.

»Zu den Bergen dort«, sagte der Indianer hinter ihm. Er streckte wieder die Hand nach vorn, um nach rechts zu deuten.

Als die Hand im Schein der Kontrollbeleuchtung dicht vor Joaos Augen war, sah er, daß die panzerartigen Teile eines Fingers ihre Lage änderten. In der Bewegung erkannte er die Teilchen an ihren Zackenrändern.

*Die Käfer!*

*Der Finger bestand aus miteinander verbundenen Käfern, die sich in Einklang miteinander bewegten!*

Joaob fuhr herum und starrte dem Indianer in die Augen.

Jetzt erkannte er, warum sie so glitzerten: sie waren aus Tausenden von kleinen Facetten zusammengesetzt.

»Krankenhaus, dort«, sagte das Wesen und deutete noch einmal nach rechts.

Joao wandte sich wieder dem Kontrollpunkt zu und kämpfte darum, seine Fassung nicht zu verlieren. Es waren keine Indianer ... es waren überhaupt keine Menschen. Es waren Insekten — ein Schwärm, der sich so geformt und zusammengefügt hatte, daß er einen Menschen imitierte.

Folgerungen aus dieser Entdeckung überschlugen sich in seinen Gedanken. Wie trugen sie ihr Gewicht? Wie aßen und atmeten sie?

Wie sprachen sie?

Alle persönlichen Sorgen mußten zurückgestellt werden hinter die Notwendigkeit, diese Information und den Beweis dafür zu einem der großen Regierungslabore zurückzubringen, wo man der Sache auf den Grund gehen konnte.

Selbst der Tod seines Vaters durfte jetzt keine Rolle mehr spielen. Joao wußte, er mußte eines dieser Wesen in seine Gewalt bringen und mit ihm zurückkehren. Er streckte die Hand nach dem Schalter des Kommandosenders über seinem Kopf und stellte seinen Leitstrahl auf einen Ruf zu seinem Hauptstützpunkt ein.

*Hoffentlich ist einer meiner Irmaos wach und beobachtet sein Gerät,* betete er.

»Mehr nach rechts«, rasselte das Wesen hinter seinem Rücken.

Joao korrigierte erneut den Kurs.

*Die Stimme - dieser rasselnde, zirpende Ton.* Joao fragte sich erneut, wie das Wesen diese Imitation der menschlichen Sprache zuwege brachte. Die Koordination, die dafür erforderlich war, ließ schwerwiegende Schlußfolgerungen zu.

Joao sah aus dem Fenster zu seiner Linken. Der Mond stand jetzt hoch am Himmel und schien auf einer Reihe von Bandeiranteturmen hinunter. Die erste Sperre.

Der Wagen würde die grüne Zone bald verlassen und das Grau der ärmsten Höfe des Umsiedlungsplanes erreichen — dann kam wieder eine Sperre, und dahinter lag die große Rotzone, die ihre Ausläufer durch den Goyaz und den inneren Mato Grasso bis weit hinaus in die Anden erstreckten, wo die Mannschaften aus Ecuador sich zu nähern begannen. Joao erkannte vor sich die verstreuten Lichter der Umsiedlungshöfe, dahinter Dunkelheit.

Der Flugwagen war schneller als ihm lieb war, aber er wagte nicht, das Tempo zu verlangsamen, da er fürchtete, sich verdächtig zu machen.

»Sie müssen höher steigen«, sagte das Wesen hinter ihm.

Joao hob die Nase des Fahrzeuges in die Luft und stieg auf, bis er eine Höhe von dreihundert Metern erreicht hatte.

Vor ihm tauchten weitere Bandeiranteturme auf. Sie standen hier dichter beieinander. Joao fing die Sperrsignale auf den Meßgeräten seines Kontrollpultes auf und blickte zu seinem Wächter zurück. Die Spaltungswellen der Sperre schienen ohne Wirkung auf das Wesen zu sein.

Als sie die Sperre passierten, spähte Joao durch das Seitenfenster hinunter. Niemand dort unten würde ihn anhalten, das wußte er sicher. Er saß in einem Bandeirantefahrzeug, das auf die rote Zone zuhielt ... und sein Leitsender strahlte ein Signal zu seinem Stützpunkt. Wenn die Wachposten an der Sperre seine Wellenlänge erkannten, würde sie das in ihrer Überzeugung nur bestärken.

Joao hatte gerade einen erfolgreichen Feldzug in der Serra Dos Parecis beendet. Alle Bandeirantes wußten das.

Joao seufzte. Er sah den gewunden Lauf des Sao Francisco zu seiner Linken, der im Mondschein silbern glänzte, und schmalere Flußläufe rollten sich wie Fäden vom Fuße des Gebirges aus.

*Ich muß das Nest finden — egal, wohin wir fliegen,  
dachte Joao.*

Er spielte einen Augenblick mit dem Gedanken, sein Empfangsgerät einzuschalten — aber wenn seine Männer dann ihre Berichte durchgeben würden ... Nein, das würde den Verdacht dieser Wesen wecken; möglicherweise würden sie zu einem grausamen Gegenschlag ausholen.

*Meine Männer werden merken, daß etwas nicht stimmt,  
wenn ich nicht antworte, dachte er. Sie werden mir folgen.*

*Wenn jemand von ihnen mein Signal hört.*

»Wie weit ist es noch?« fragte Joao.

»Sehr weit«, erwiederte der Wächter.

Joao stellte sich auf einen langen Flug ein. *Ich muß Geduld haben, dachte er. Ich muß so geduldig warten wie eine Spinne in ihrem Netz.*

Die Stunden verrannen in eintönigem Flug: zwei, drei ... vier Stunden.

Nur mondheller Dschungel raste unter dem Fahrzeug dahin, und der Mond hatte sich dem Horizont bereits genähert; er würde bald untergehen. Hier war tiefe

Rotzone, wo anfangs Breitbandgifte mit beinahe katastrophalen Folgen angewandt worden waren. Hier waren die ersten tiefgreifenden Mutationen entdeckt worden.

Der Goyaz.

*Hierher ist Rhin Kelly gefahren, wie mein Vater gesagt hat, dachte Joao. Ist sie jetzt irgendwo dort unten?*

Der Dschungel, der in kaltes Mondlicht getaucht unter ihm lag, gab ihm keine Antwort.

Der Goyaz: das war das Gebiet, das für den letzten Ansturm aufbewahrt wurde, wo man bewegliche Sperrlinien einsetzen würde, wenn der Kreis eng genug gezogen war.

»Wie weit ist es noch?« fragte Joao wieder.

»Bald.«

Joao legte die Notladung ein, die die Fahrerkabine vom hinteren Teil des Wagens trennen würde, wenn er sie abfeuerte. Die Hilfsflügel am vorderen Teil des Wagens und die Notturbomotoren würden ihn in das Gebiet der Bandeirantes zurückbringen.

Mit dem *Musterexemplar* hinter ihm sicher in seiner Gewalt, hoffte Joao.

Er sah durch die Wagenkuppel in den Himmel hinauf und suchte dann den Horizont ab, soweit er schauen konnte. War das der Widerschein des Mondlichtes auf einem Lastwagen zur Rechten in weiter Ferne? Er konnte es nicht mit Sicherheit erkennen ... aber ihm schien es so.

»Bald?« fragte Joao.

»Geradeaus«, rasselte das Wesen.

Die zirpenden Schwingungen in dieser Stimme ließen Joao eine Gänsehaut über den Rücken laufen. Er sagte: »Mein Vater ...«

»Krankenhaus für ... den Vater ... dort vorne«, sagte das Wesen.

Joao stellte fest, daß die Morgendämmerung bald heraufziehen würde. Er konnte den ersten trügerischen Lichtschimmer am Horizont hinter sich erkennen. Diese Nacht war so rasend schnell vergangen. Joao fragte sich, ob ihm sein Wächter ohne sein Wissen eine zeitverzerrende Droge verabreicht hatte. Aber er glaubte es nicht. Er war wachsam, jeden Augenblick auf etwas Unvorhergesehenes gefaßt. Dies war nicht der richtige Augenblick für Müdigkeit, er mußte sich jeden halbwegs erkennbaren Punkt in der Landschaft merken und soviel wie möglich von diesen Wesen, die ihn umgaben, in sich aufnehmen. Der bittersüße Geruch von Ameisensäure deutete auf eine chemische

Umwandlung von Säure in Sauerstoff hin.

Aber wie koordinierten sie all die verschiedenen Insekten-einheiten?

Sie schienen über ein Bewußtsein zu verfügen. War auch das nur Mimikry? Was benutzten sie als Gehirn?

Der Morgen brach an und enthüllte die Hochebene des Mato Grosso: ein Kessel voll flüssigen Grüns, das über die Ränder der Welt überbrodelte. Als Joao aus dem Seitenfenster hinunterblickte, sah er den Schatten des Flugwagens über eine Lichtung hüpfen: starre, verzinnte Metalldächer inmitten des Grün - ein während der Umsiedlung verlassenes Gehöft oder vielleicht die Schuppen einer Plantage an der Kaffeegrenze. Der Ort hatte ausgesehen, als sei er gerade richtig für ein Lagerhaus. Es stand unweit eines schmalen Flusses, und der Boden in der Umgebung hatte Zeichen von Flußuferbestellung aufgewiesen.

Joao kannte dieses Gebiet: in Gedanken konnte er den Lageplan der Bandeirantes darüberlegen — es nahm fünf Breitengrade und sechs Längengrade ein. Einst waren hier verstreut liegende Plantagen von unabhängigen Mischlingen oder Schwarzen oder von *branco sertanistas*, die an das Encomenderosystem gefesselt waren, bearbeitet worden. Die Eltern von Benito Alvarez stammten aus dieser Gegend. Sie war von Hartholzwäldern, schmalen Flüßchen, deren Ufer mit üppigem Strauchwerk und Farnen bewachsen waren und von Savannen gezeichnet, und das Leben war ein

harter Kampf gewesen.

Hier und da befanden sich in den höhergelegenen Flussregionen die Überreste von hydroelektrischen Kraftwerken, die alle schon seit langer Zeit verlassen waren, wie das an den Paulo Alfonso-Fällen - sie alle waren durch Sonnenenergie- und Atomkraftwerke ersetzt worden.

Das war es: das Hinterland des Goyaz. Selbst bis in das gegenwärtige Zeitalter hinein war das Leben hier primitiv geblieben, eine Tatsache, die man den Insekten und Seuchen zuschrieb. Dort lag es, der letzte Strohhalm fruchtbaren Insektenlebens in der westlichen Hemisphäre, und es wartete auf eine moderne Tropentechnologie, die es in das einundzwanzigste Jahrhundert heben würde.

Die Versorgungsgüter für den Vorstoß der Bandeirantes würden von São Paulo hergebracht werden - auf dem Luftwege und über die vielstöckigen Autobahnen, dann auf alten Dieselzügen nach Itapira, auf dem Wasserweg nach Bahus und mit dem Flugwagen nach Registro und Leopoldina am Araguaya.

Und wenn es vollbracht war — würden die Menschen aus den Umsiedlungsbezirken und den Barackensiedlungen zurückkehren.

Heftige Luftströmungen erschütterten den Lastwagen und rissen Joao aus seiner Träumerei. Die Lage, in der

er sich augenblicklich befand, drängte sich in sein Bewußtsein.

Ein Blick auf seinen Wächter zeigte ihm, daß das Wesen noch immer regungslos und wachsam hinter ihm kauerte ... ebenso geduldig wie die Indios, die es imitierte. Die Gegenwart des *Dings* dort hinten wurde immer bedrängender, und Joao mußte gegen ein wachsendes Gefühl des Abscheus ankämpfen.

Er hatte das Gefühl, als läge die schimmernde, mechanische Sachlichkeit des Wageninneren um ihn herum mit dem Insektenwesen im Kampf. Es hatte hier nichts zu suchen, in dieser Kabine, die so ruhig über das Gebiet flog, in dem seine Artgenossen die Oberhand hatten.

Joao blickte aus dem Fenster auf den schwelenden, grünen Wald hinunter, die *zona de mata*. Er wußte, daß es in dem Gebiet unter ihm von Insekten wimmelte: Drahtwürmer in den Savannenwurzeln, Raupen, die sich in die feuchte, schwarze Erde bohrten, springende Käfer, pfeilschnelle Wespen, Fliegen, die dem noch immer blühenden Xango-Kult heilig waren, Ameisen, Hornissen, weiße Termiten, Halbflügler, Schaben, Läuse, Wanzen, Moskitos, Milben, Motten, exotische Schmetterlinge, Heuschrecken — und zahlreiche, widernatürliche Mutationen all dieser Arten.

Das stand mit Sicherheit fest.

Dies würde ein teurer Flug werden - wenn er nicht ohnehin schon verloren war.

*So darf ich nicht denken, ermahnte sich Joao. Aus Respekt für meinen Vater. Ich darf so nicht denken ... noch nicht.*

Auf den Karten der IEO erschien diese Gegend in verschiedenen tiefen Rottönen. Um das Rot zog sich ein grauer Ring, der mit hellroten Flecken durchsetzt war, wo wenige resistente Insektenarten den Giften der Menschen, den Gallertladungen, Astringenten, Schallwellen widerstanden - die Verbindung aus Giften und Überschallwellen, die die Insekten aus ihren Verstecken in den wartenden Tod trieben — und all den mechanischen Fallen und lockenden Ködern im unerschöpflichen Arsenal der Bandeirantes.

Eine Netzkarte würde über dieses Gebiet gelegt und jedes Viertel von tausend Hektar den unabhängigen Bandeirantegruppen im Wettbewerbsverfahren angeboten.

*Wir Bandeirantes sind die endgültigen Raubtiere, dächte Joao. Es ist kein Wunder, daß uns diese Wesen imitieren.*

Aber wie gut waren diese Imitationen wirklich, fragte er sich. Und wie tödlich für die Raubtiere? Wie weit war das schon fortgeschritten?

»Dort«, sagte das Wesen hinter seinem Rücken. Die vielteilige Hand streckte sich vor und deutete auf einen dunklen Felshang, der vor ihnen im grauen Morgenlicht auftauchte. Dichter Nebel vor dem Hang verriet die Anwesenheit eines Flusses, der sich irgendwo nahebei im Dschungel verbarg.

*Das ist genau das, was ich brauche, dachte Joao. Diese Stelle kann ich jederzeit wiederfinden.*

Mit dem Fuß trat er auf das Pedal, das eine große Wolke orangen Farbnebels auslöste, mit dessen Hilfe der Boden und der Wald unter dem Flugwagen im Umkreis von einem Kilometer gezeichnet wurde. Während er das Pedal betätigte, begann Joao, lautlos die fünf Sekunden Verzögerung bis zum automatischen Abschuß der Trennungsladung abzuzählen.

Die Trennung erfolgte mit einer brüllenden Detonation, die das Wesen im hinteren Teil des Wagens gegen das Schott schleudern würde.

Joao fuhr die Hilfsflügel aus, schaltete die Turbomotoren ein und machte eine scharfe Linkskehre. Jetzt konnte er den abgetrennten hinteren Teil des Wagens sehen, der in langsamem, von den Pumpen des hydrostatischen Antriebs gebremsten Fall, über der Farbwolke zur Erde hinuntersank.

*Ich werde zurückkommen, Vater, dachte Joao. Du wirst unter Freunden und bei deiner Familie begraben*

*werden.*

Er stellte die Kontrolleinrichtungen auf automatische Steuerung ein und wandte sich zu seinem Wächter um.

Ein Aufschrei entfuhr ihm.

Am hinteren Schott wimmelte es von Insekten, die sich um ein gelblich-weißes, pulsierendes Etwas schartern. Das schlammgraue Hemd und die Hosen waren zerrissen, aber die Insekten waren bereits eifrig damit beschäftigt, die Kleider zu flicken. Sie spannen Fäden, die sich im Augenblick der Berührung miteinander verbanden. Unweit der pulsierenden Oberfläche trat ein dunkelgelber, sackartiger Gegenstand hervor — und durch die Insekten hindurch konnte man Teile eines braunen Skelettes von vertrauter Bauweise erkennen.

Es sah aus wie ein menschliches Skelett — aber dunkel und aus Chitin bestehend.

Vor seinen Augen fügte sich das Ding wieder zusammen — lange, haarige Fühler bogen sich nach innen und verbanden ein Insekt mit dem anderen, und Zackenränder verwoben sich miteinander.

Die Flötenwaffe war nicht zu sehen, und der Lederbeutel des Wesens war bei dem Schlag in eine der hinteren Ecken geschleudert worden, aber seine Augen saßen in ihren braunen Höhlen und starrten ihn an. Der Mund begann sich neu zu formen.

Der dunkelgelbe Sack zog sich zusammen, und eine Stimme drang über die halbfertigen Lippen.

»Sie müssen zuhören«, erklang die rasselnde Stimme.

Joaо schluckte krampfhaft, fuhr zu den Kontrollschaltern herum, entsicherte sie und lenkte den Wagen in einen heftigen Wirbel.

Ein durchdringend hoher Summton ertönte hinter seinem Rücken. Der Ton schien jeden Knochen in seinem Leib zu erschüttern. Etwas kroch an seinem Hals hinauf. Er schlug darauf und zerquetschte es.

Joaо konnte an nichts anderes denken als an Flucht. Er warf einen verzweifelten Blick auf die Erde hinunter und erkannte einen weißen Fleck in der Savanne zu seiner Rechten. Gleichzeitig entdeckte er einen Flugwagen, der sich dem seinen näherte, und auf seiner Seite leuchtete hell das Abzeichen seiner Irmandades.

Der weiße Fleck in der Savanne erwies sich als eine Ansammlung von Zelten, neben denen die orangegrüne Flagge der IEO flatterte. Etwas weiter entfernt konnte man eine Flußschleife erkennen.

Joaо stürzte auf die Zelte zu.

Etwas stach ihn an der Wange. Insekten krochen in seinen Haaren — und bissen und stachen. Er trat den Hebel für die Bremstriebe und hielt auf das freie

Land neben den Zelten zu. Insekten wimmelten jetzt auf allen Glasflächen der Fahrerkabine und versperrten ihm die Sicht. Joao sprach ein stilles Stoßgebet und riß den Kontrollhebel zurück. Der Wagen berührte den Boden mit einem heftigen Schlag und glitt und schlidderte noch ein Stück weit. Bevor er noch zum Stillstand gekommen war, öffnete Joao die Dachklappe, riß den Verschluß seines Sicherheitsgurtes auf, warf sich aus der Kabine und landete unsanft auf dem harten Boden.

Er rollte ein Stück weit, die Augen fest zugepreßt, und spürte dabei an jeder freien Körperstelle Insektenstiche wie glühende Nadeln. Hände griffen nach ihm, und er spürte, wie ihm eine schützende Gallerntmaske aufs Gesicht gedrückt wurde. Harter Sprühregen prasselte von allen Seiten auf ihn nieder.

Irgendwo in maskengedämpfter Ferne hörte er jemanden schreien, und er glaubte Vierhos Stimme zu erkennen. »Lauf! Hier entlang - lauf!«

Er hörte einen Schuß aus einem Sprühgewehr: *Wunsch!*

Und wieder.

Und wieder.

Hände drehten ihm um, ein Sprühstrahl traf seinen Rücken. Eine Welle, die nach Neutralisator roch, überflutete ihn.

Ein merkwürdiger dumpfer Laut erschütterte den Boden, und eine Stimme sagte: »Heilige Mutter Gottes! Seht euch das an!«

---

# V

Joao richtete sich auf, riß sich die Gallertmaske vom Gesicht und ließ den Blick über die Savanne schweifen. Um einen Flugwagen der Irmandades herum kochte und brodelte das Gras von Insekten.

Eine Stimme sagte: »Habt ihr alles in der Kabine getötet?«

»Alles, was sich bewegt hat.« Die Antwort wurde mit rauher, keuchender Stimme gegeben, als müßte der Antwortende Schmerzen unterdrücken.

»Ist etwas drin, was von Nutzen für uns sein kann?«

»Der Sender ist zerstört.«

»Natürlich. Das ist das erste, worauf sie sich stürzen.«

Joao blickte sich um und zählte sieben Irmandades — Vierho, Thome, Ramon, Pietr, Lon ...

Sein Blick fiel auf eine Menschengruppe, die sich hinter seinen Männern zusammendrängte — unter ihnen Rhin Kelly. Ihr rotes Haar hing in wirren Strähnen herunter. Das Gesicht war von Schmutzstreifen durchzogen. In ihren Augen stand ein wilder, glasiger Ausdruck. Sie starrte ihn an.

In diesem Augenblick entdeckte er seine Flugkapsel. Sie lag in einem Graben, etwas weiter entfernt zu seiner Rechten, und neigte sich zur Seite. Schaum- und Sprühreste bedeckten sie über und über. Seine Blicke glitten über die Linie des Grabens hinweg zu dem runden Fleck aus festgestampfter Erde, in dessen Mitte sich die Zelte befanden. Dahinter erstreckte sich die Savanne. Zwei Männer in grünen IEO-Uniformen standen mit Sprühgewehren in den Händen neben Joao.

Joao wandte seine Aufmerksamkeit wieder Rhin zu, und er dachte daran, wie er ihr im *A'Chigua* in Bahia begegnet war. Jetzt trug sie die schmucklose, grüne Felduniform der IEO, und sie war rotbraun gefleckt vom Schlamm. In ihren Augen war nicht die Spur von Freundlichkeit.

»Ich erkenne eine poetische Gerechtigkeit - Verräter«, sagte sie.

Joao nahm verwundert die Hysterie in ihrer Stimme wahr, und es dauerte einen Augenblick, bis die Bedeutung ihrer Worte in sein Bewußtsein drang.  
*Verräter?*

Er wurde sich der heruntergekommenen, erschöpften Erscheinung der IEO-Leute bewußt.

Vierho trat heran, half Joao auf die Füße und reichte ihm ein Tuch, um die Gallertreste abzuwischen.

»Jefe, was ist los?« fragte Vierho. »Wir haben dein Signal aufgefangen, aber du hast nicht geantwortet.«

»Später«, wehrte Joao ab, der jetzt die Wut in den Gesichtern von Rhin und ihren Begleitern erkannte. Rhin schien krank und fiebrig.

Hände bürsteten Joao ab, reinigten ihn von toten Insekten. Unter der Wirkung des Neutralisationsmedikamentes ließen die Schmerzen von den Bissen und Stichen nach.

»Wessen Skelett ist das in Ihrer Kabine?« fragte einer der Leute von der IEO.

Bevor Joao antworten konnte, ergriff Rhin das Wort. »Tote und Skelette sollten nichts Neues sein für Joao Martinho, den Verräter der Piratinha!«

»Sie sind verrückt, das ist, was ich glaube«, erklärte Vierho.

»Ihre Schoßtiere haben sich gegen Sie gewendet, wie?« rief Rhin zornig. »Das Skelett ist alles, was von einem der Ihren übriggeblieben ist, wie?«

»Was hat das Gerede von dem Skelett zu bedeuten?« fragte Vierho.

»Ihr Jefe weiß Bescheid«, entgegnete Rhin.

»Würden Sie so freundlich sein, das zu erklären?« sagte Joao.

»Ich brauche nichts zu erklären«, entgegnete sie.

»Lassen Sie es sich von Ihren Freunden dort draußen erklären.« Sie deutete auf den Dschungelsaum hinter der Savanne.

Joao folgte ihrer Hand mit den Blicken und sah eine Reihe von Männern in weißen Bandeiranteuniformen, die unbehelligt inmitten der hüpfenden, brodelnden Insektenmassen im Schatten des Dschungels standen. Er nahm einem seiner Männer das Fernglas vom Hals und visierte die Gestalten an.

Da er wußte, worauf er sein Augenmerk richten mußte, fiel ihm die Identifikation nicht schwer.

»Padre«, sagte Joao.

Vierho neigte sich zu ihm hinüber. Er rieb sich einen Insektenstich an der Wange unterhalb der Säurenarbe.

Mit leiser Stimme erklärte Joao, was es mit den Gestalten am Rande des Dschungels auf sich hatte,

dann reichte er Vierho das Fernglas, damit er mit eigenen Augen die feinen Linien auf der Haut und die glitzernden Facettenaugen sehen konnte.

»Mein Gott«, sagte Vierho.

»Erkennen Sie Ihre Freunde?« fragte Rhin anklagend.

Joao beachtete sie nicht.

Vierho reichte das Fernglas mit einer Erklärung an einen anderen Irmandade weiter. Die beiden IEO-Männer, die Joao eingesprührt hatten, kamen näher, hörten zu und sahen dann zu den Männern im Schatten des Dschungels hinüber.

Einer der beiden bekreuzigte sich.

»Dieser Schutzgraben«, sagte Joao. »Was ist darin?«

»Giftgallerte«, sagte der IEO-Mann, der sich bekreuzigt hatte. »Das ist alles, was wir noch als Abwehrsperrre gegen die Insekten hatten.«

»Das wird sie nicht aufhalten«, sagte Joao.

»Aber es *hat* sie aufgehalten«, erklärte der Mann.

Joao nickte. Ihre Lage hier erfüllte ihn mit unangenehmen Vorahnungen. Er warf Rhin einen Blick zu. »Dr. Kelly, wo sind die anderen Leute Ihrer

Gruppe?« Er ließ den Blick über die Mannschaft der IEO gleiten und zählte. »Sicher besteht eine Feldtruppe der IEO aus mehr als sechs Leuten?«

Sie preßte die Lippen zusammen und schwieg beharrlich.

Je länger Joao sie ansah, desto kränker erschien sie ihm.

»Ach?« sagte Joao. Er warf einen Blick auf die Zelte, die einen mitgenommenen Eindruck machten. »Und wo ist Ihre Ausrüstung, Ihr Lastwagen, Ihr Labor?«

»Komisch, daß Sie danach fragen«, sagte sie. Aber hinter dem Hohn in ihrer Stimme verbarg sich Unsicherheit — und noch immer schwang der hysterische Unterton mit. »Ungefähr einen Kilometer weiter zwischen den Bäumen dort drüben«, sie wies mit dem Kopf nach links, »steht das Wrack eines Dschungelfahrzeugs, das den größten Teil unserer ... Ausrüstung, wie Sie es nennen, enthält. Die Spurrollen unseres Wagens waren von Säure zerfressen, bevor wir noch merkten, daß etwas nicht stimmte. Die Auftriebsrotoren wurden auf die gleiche Weise zerstört - alles.«

»Säure?«

»Es roch wie Ameisensäure, wirkte aber eher wie Hydrochlorid«, erklärte einer ihrer Gefährten, ein blonder Skandinavier mit einer frischen Säureverätzung

unter dem rechten Auge.

»Erzählen Sie von Anfang an«, bat Joao.

»Wir wurden hier abgeschnitten ...« Er unterbrach sich und sah sich nach allen Seiten um.

»Das ist acht Tage her«, warf Rhin ein.

»Ja«, fuhr der blonde Mann fort. »Sie haben unseren Sender, unseren Lastwagen erwischt — sie sahen aus wie Riesenameisen. Sie können einen Säurestrahl fünfzehn Meter weit schießen.«

»Wie das Ding, das wir auf der Plaza von Bahia gesehen haben?« fragte Joao.

»In meinem Laborzelt befinden sich drei tote Exemplare in Behältern«, erklärte Rhin. »Es sind kooperative Gemeinwesen, zusammengehörige Schwärme. Sehen Sie es sich selbst an.«

Joao biß sich nachdenklich auf die Lippen.

»Ich habe einen Teil von dem mitgehört, was Sie Ihren Männern dort gesagt haben«, erklärte sie. »Erwarten Sie, daß wir das glauben?«

»Es ist ohne Bedeutung für mich, was Sie glauben«, entgegnete Joao. »Wie sind Sie hierher gekommen?«

»Wir haben uns mit dem Einsatz von Caramuru-Kältespray vom Lastwagen hierher durchgeschlagen«, erklärte der blonde Mann. »Das hat sie ein wenig in Schach gehalten. Wir haben so viele Vorräte wie möglich mitgeschleppt, dann haben wir einen Graben um unseren Zeltplatz gegraben, das Giftpulver hineingeschüttet, Gallerte hinzugefügt und das ganze restliche *Copahu*-Öl darauf gegossen ... und dann saßen wir fest.«

»Wie viele sind Sie?« fragte Joao.

»Wir waren vierzehn«, erklärte Rhin. Sie blickte Joao forschend an. Sein Benehmen, seine Fragen - alles schien seine Unschuld auszudrücken. Sie versuchte, von dieser Annahme auszugehen, aber ihre Gedanken drehten sich im Kreis. Sie konnte nicht klar denken, und sie wußte es. Das war so seit dem ersten Angriff; etwas war in den Insektenstichen gewesen, die das *Caramuro* überwunden hatten, eine Droge wahrscheinlich. Aber ihr Labor war nicht dafür ausgerüstet, herauszufinden, um welche Droge es sich handelte.

Joao rieb sich die Stelle am Hals, an der die Insektenstiche zu brennen begannen. Er ließ den Blick über seine Männer gleiten und schätzte ihre Verfassung und Ausrüstung ab. Er zählte vier Sprühgewehre und sah, daß die Männer Ersatzladungen an Schlingen um den Hals gebunden hatten.

Und da war noch sein Wagen, der sich sicher im

Inneren des Kreises befand. Der Giftstoff, den sie hineingesprührt hatten, hatte den Kontrollschaltungen wahrscheinlich übel mitgespielt, aber schließlich hatten sie immer noch den großen Lastwagen draußen in der Savanne.

»Wir sollten uns wohl besser zu dem Lastwagen draußen durchschlagen«, sagte er.

»Ihr Lastwagen?« fragte Rhin. Sie blickte in die Savanne hinaus. »Ich glaube, dafür war es schon ein paar Sekunden nach Ihrer Landung zu spät, Bandeirante.« Sie lachte, und die Hysterie lauerte dicht unter der Oberfläche. »Ich glaube, in wenigen Tagen wird es ein paar Verräter weniger geben, Sie sind in Ihrer eigenen Falle gefangen.«

Joao wirbelte herum und starrte den Flugwagen der Irmandades an. Er begann, sich zur linken Seite zu neigen. »Padre!« rief er rauh. »Tommy! Vince! Holt ...« Er verstummte, als der Wagen weiter überkippte.

»Es ist nur fair, Sie darauf hinzuweisen, daß Sie sich vom Rande des Grabens fernhalten müssen«, erklärte Rhin. »Es sei denn, Sie sprühen die andere Seite zuerst ein. Sie können den Säurestrahl mindestens fünfzehn Meter weit spucken ... und wie Sie sehen«, sie nickte zu dem Flugwagen hin, »zerfrißt die Säure Metall und sogar Kunststoff.«

»Sie sind wahnsinnig«, sagte Joao. »Warum haben Sie

uns nicht sofort gewarnt? Wir hätten ...«

»Sie warnen?« unterbrach sie ihn.

Ihr blonder Begleiter sagte: »Dr. Kelly, vielleicht sollten wir ...«

»Seien Sie still, Hogar«, sagte sie. Sie blickte den Mann finster an. »Ist es nicht Zeit, nach Dr. Chen-Lhu zu schauen?«

»Travis? Ist er hier?« fragte Joao.

»Er ist gestern in Begleitung eines Mannes hier eingetroffen, der mittlerweile gestorben ist«, erklärte sie. »Sie haben nach uns gesucht. Unglücklicherweise haben sie uns gefunden. Dr. Chen-Lhu wird die Nacht vermutlich nicht überleben.« Sie sah ihren Begleiter an. »Hogar!«

»Ja, Ma'am«, sagte der Mann. Er zuckte die Achseln und machte sich auf den Weg zu den Zelten.

»Wir haben acht Leute an ihre Spielgefährten verloren, Bandeirante«, sagte Rhin. Sie warf einen Blick auf die kleine Gruppe der Irmandades. »Unser Leben ist wenig genug, um für die Vernichtung von acht ... Verrätern zu bezahlen!«

»Sie sind wirklich verrückt«, sagte Joao, und er fühlte rasenden Zorn in sich aufsteigen. Chen-Lhu war also

hier ... und er lag im Sterben? Das konnte warten.  
Zuerst gab es Arbeit zu tun.

»Hören Sie auf, den Unschuldigen zu spielen, Bandeirante«, sagte Rhin. »Wir haben Ihre Freunde da draußen gesehen. Wir haben die Spielgefährten gesehen, die Sie gezüchtet haben ... und wir verstehen, daß Sie zu gierig waren; Ihr Spiel ist Ihnen aus der Hand geglipten.«

»Es waren nicht meine Irmandades, die diese Dinge getan haben«, sagte er. Er warf Thome einen Blick zu. »Tommy, halt ein Auge auf diese Verrückten hier. Paß auf, daß sie uns nicht in die Quere kommen.« Er ließ sich von einem seiner Männer ein Sprühgewehr und die Ersatzladungen geben und gab den drei anderen bewaffneten Männern ein Zeichen. »Ihr — kommt mit mir.«

»Jefe, was machen wir?« fragte Vierho.

»Aus dem Lastwagen retten, was noch zu retten ist«, entgegnete Joao.

Vierho seufzte, nahm eines der Sprühgewehre und die Ladungen und bedeutete dem Besitzer der Gegenstände, bei Thome zu bleiben.

»Sie werden sich umbringen«, sagte Rhin. »Glauben Sie ja nicht, daß wir Ihnen dabei in die Quere kommen.«

Joao zwang sich, ruhig zu bleiben und ihr nicht einen Schwall unflätiger Flüche entgegenzuschleudern. Sein Kopf dröhnte vor Wut und der Notwendigkeit, sie zu unterdrücken. Er wandte sich der Stelle im Graben zu, die dem gestrandeten Flugwagen am nächsten war, sprühte einen Schaumteppich auf das Gras dahinter, bedeutete den anderen, ihm zu folgen und sprang über den Graben.

Später erinnerte sich Joao nicht gerne an die Zeit in der Savanne draußen. Es waren nur wenig mehr als zwanzig Minuten, bevor sie den Rückzug zu den Zelten antraten. Joao und seine drei Gefährten hatten Säurewunden. Vierho und Lon schwere. Und sie hatten weniger als den achten Teil der Vorräte im Lastwagen in Sicherheit gebracht — zum größten Teil Nahrungsmittel. Unter den geborgenen Gütern war kein Funkgerät.

Der Angriff erfolgte von allen Seiten. Er ging von Tieren aus, die im hohen Gras versteckt waren. Rauchgeschosse machten sie kurzfristig bewegungsunfähig. Keines der Sprühgifte schien auf die Tiere von großer Wirkung zu sein, sie wurden lediglich in ihren Bewegungen verlangsamt. Erst, als die Männer sich wieder sicher innerhalb des Grabens befanden, wurde der Angriff eingestellt.

»Es ist offensichtlich, daß die Teufel als erstes hinter

unseren Funkgeräten her waren«, keuchte Vierho.  
»Woher wußten sie das?«

»Darüber möchte ich keine Vermutungen anstellen«, entgegnete Joao. »Halt still, damit ich die Verätzungen behandeln kann.« Vierhos Wange und Schulter waren von der Säure schwer getroffen, seine Kleider fielen ihm in rauchenden Fetzen vom Leib.

Joao sprühte eine Neutralisationslösung über die Fläche und wandte sich an Lon. Von seinem Rücken lösten sich bereits Hautfetzen, aber er stand schwer atmend da und wartete.

Rhin trat heran, um beim Einreiben und Verbinden zu helfen, aber sie weigerte sich, ein Wort zu reden, beantwortete nicht einmal die einfachsten Fragen.

»Haben Sie noch mehr von dieser Lösung?«

Schweigen.

»Haben Sie Proben von der Säure genommen?«

Schweigen.

»Auf welche Weise ist Chen-Lhu verletzt worden?«

Schweigen.

Schließlich tupfte Joao drei Verätzungen an seinem

linken Arm ab, neutralisierte die Säure und bedeckte die Verletzungen mit einem Hautverband. Er biß die Zähne gegen die Schmerzen zusammen und sah Rhin an. »Wo sind die Tiere, die sie getötet haben?«

Schweigen.

»Sie sind eine blinde, gewissenlose, größenvahnsinnige Person«, sagte Joao mit ruhiger Stimme. »Treiben Sie es nicht zu weit.«

Sie erbleichte, und die grünen Augen blitzten auf, aber ihre Lippen blieben verschlossen.

In Joaos Arm pochte das Blut, sein Kopf schmerzte, und er hatte das unbestimmte Gefühl, daß mit den Farben, die er sah, etwas nicht stimmte. Das Schweigen der Frau erzürnte ihn, aber der Zorn war wie etwas, das einem anderen geschah. Das seltsame Gefühl der Losgelöstheit hielt auch noch an, nachdem er es erkannt hatte.

»Sie benehmen sich wie eine Frau, die Gewalttätigkeit braucht«, sagte Joao. »Wollen Sie, daß ich Sie meinen Männern überlasse? Sie sind Ihrer ein wenig überdrüssig.«

Im gleichen Augenblick, als er die Worte aussprach, erschienen sie ihm höchst merkwürdig — als hätte er etwas ganz anderes sagen wollen, und diese Worte hätten sich ohne sein Zutun von seinen Lippen gelöst.

Rhins Wangen färbten sich tiefrot. »Das würden Sie nicht wagen!« knirschte sie.

»Ah, wir können also doch sprechen«, höhnte er. »Aber werden Sie bloß nicht melodramatisch. Ich würde Ihnen das Vergnügen nicht bereiten.«

Joao schüttelte den Kopf; das war es nicht, was er hatte sagen wollen.

Rhin sah ihn wütend an: »Sie ... unverschämter ...«

Joao verzog den Mund zu einem hämischen Grinsen und sagte: »Ihre Worte werden mich nicht dazu bringen, Sie meinen Männern zu überlassen.«

Das Schweigen, das auf seine Worte folgte, war erfüllt von dem Gefühl, daß er sich von ihr entfernte — weiter und immer weiter. Tatsächlich stellte Joao fest, daß Rhin kleiner wurde. Plötzlich nahm er ein entferntes Brüllen wahr und fragte sich, ob das ein Geräusch war, das nur in seinem Kopf existierte.

»Das Brüllen«, sagte er.

»Jefe?«

Das war Vierho, der dicht hinter ihm stand.

»Was ist das für ein Brüllen?« fragte Joao.

»Es ist der Fluß, Jefe; eine Schlucht.« Vierho deutete auf einen dunklen Felshang, der sich in der Ferne über den Dschungel erhob. »Wenn der Wind von der richtigen Seite kommt, können wir ihn hören. Jefe?«

»Was ist los?« Joao wurde von einer Welle des Zorns gegen Vierho gepackt. Warum konnte der Mann nicht ausreden?

»Ein Wort mit dir, Jefe.« Vierho zog ihn auf den blonden Skandinavier zu, der vor einem der Zelte stand. Das Gesicht des Mannes wirkte, abgesehen von der Verbrennung auf seiner Wange, grau.

Joao blickte zu Rhin zurück. Sie hatte sich mit verschränkten Armen abgewandt. Ihr kerzengerader Rücken, die steife Haltung, die sie eingenommen hatte, all das schien Joao fast komisch. Er unterdrückte ein Lachen und ließ sich zu dem blonden Burschen führen. Wie hatte sie ihn doch gleich genannt? Ah, Hogar. Ja, Hogar.

»Der Herr hier«, damit deutete Vierho auf Hogar, »sagt, daß die Frau Doktor von Insekten gebissen worden ist, die die Sperren durchdrungen haben.«

»Ja, in der ersten Nacht«, flüsterte Hogar.

»Sie ist seither verändert«, fuhr Vierho fort. »Im Kopf, verstehst du? Wir behandeln sie mit Nachsicht, Jefe, nicht wahr?«

Joao befeuchtete sich die Lippen mit der Zunge. Ihm war heiß, und er fühlte sich benommen.

»Die Insekten, die sie gebissen haben, waren die gleichen, die wir auf Ihnen gefunden haben«, erklärte Hogar. Seine Stimme klang entschuldigend.

*Er macht sich über mich lustig, dachte Joao.*

»Ich will Chen-Lhu sehen«, sagte Joao. »Auf der Stelle.«

»Er hat schwere Vergiftungen und Verätzungen«, sagte Hogar. »Wir glauben, daß er stirbt.«

»Wo ist er?«

»In diesem Zelt hier, aber ...«

»Ist er bei Bewußtsein?«

»Senhor Martinho, er ist bei Bewußtsein, aber nicht in der Verfassung, lange ...«

»Hier gebe ich die Befehle!« fuhr Joao ihn an.

Hogar und Vierho wechselten einen vielsagenden Blick.

Vierho sagte: »Jefe, vielleicht ...«

»Ich will Dr. Chen-Lhu jetzt sehen!« unterbrach ihn Joao. Er schob Hogar beiseite und betrat das Zelt.

Nach dem strahlenden Morgensonnenchein draußen wirkte das Zeltinnere wie ein düsteres Loch. Es dauerte eine Weile, bis sich Joaos Augen an das Dämmerlicht gewöhnt hatten. Hogar und Vierho kamen herein und traten zu ihm.

»Bitte, Senhor Martinho«, sagte Hogar.

Und Vierho fügte hinzu: »Jefe, vielleicht später.«

»Wer ist da?«

Die Stimme war schwach, aber beherrscht, und sie kam von einer Liege auf der anderen Seite des Zeltes her. Joao erkannte eine menschliche Gestalt, die auf der Liege ausgestreckt lag. Er sah weiße Verbände und erkannte Chen-Lhus Gesichtszüge im Dämmerlicht.

»Joao Martinho«, antwortete Joao.

»Ah, Johnny«, sagte Chen-Lhu, und diesmal klang seine Stimme etwas kräftiger.

Hogar schob sich an Joao vorbei, kniete neben dem Lager nieder und sagte: »Bitte, Doktor, regen Sie sich nicht auf.«

Die Worte klangen seltsam vertraut in Joaos Ohren, aber er konnte den Zusammenhang nicht finden. Er ging zu der Liege hinüber und blickte auf Chen-Lhu hinunter. Die Wangen des Mannes waren eingesunken wie die eines Verhungernden. Seine Augen schienen riesengroß in ihren schwarzen Höhlen.

»Johnny«, wiederholte Chen-Lhu, und seine Stimme war kaum mehr als ein Flüstern.

»Dann sind wir also gerettet.«

»Wir sind *nicht* gerettet«, widersprach Joao. Und er fragte sich, warum der Narr so dummes Zeug schwatzte.

»Oh, das ist schlimm«, sagte Chen-Lhu. »Dann gehen wir also zusammen, wie?« fragte Chen-Lhu. Und bei sich dachte er: *Welch eine Ironie! Ich stecke in derselben Falle wie mein Sündenbock. Wie unsinnig!*

»Es besteht noch immer Hoffnung«, sagte Hogar.

Joao sah, daß Vierho sich bekreuzigte und dachte: *Alberner Narr!*

»Solange wir am Leben sind, wie?« fragte Chen-Lhu. Er blickte Joao starr an. »Ich sterbe, Johnny, aber der größte Teil meiner Vergangenheit entzieht sich mir.« Und er dachte: *Wir alle, die wir hier sind, werden sterben. Und in meinem Heimatland — auch dort*

*werden sie alle sterben. Tod durch Verhungern oder Vergiftung, wo liegt der Unterschied?*

Hogar warf Joao einen Blick zu und sagte: »Senhor, bitte gehen Sie.«

»Nein«, sagte Chen-Lhu. »Bleiben Sie. Ich muß Ihnen einige Dinge sagen.«

»Sie müssen Ihre Kräfte schonen, Sir«, mahnte Hogar.

»Was spielt das noch für eine Rolle?« fragte Chen-Lhu. »Wir sind westwärts marschiert, wie, Johnny? Ich wünschte, ich könnte lachen!«

Joao schüttelte den Kopf. Sein Rücken schmerzte, und die Haut auf seinem Arm kribbelte. Plötzlich schien ihm das Zeltinnere viel heller.

»Lachen?« flüsterte Vierho. »Heilige Mutter Gottes!«

»Wollen Sie wissen, warum meine Regierung Ihre Beobachter nicht ins Land läßt?« fragte Chen-Lhu. »Es ist ein Witz! In meinem Land hat der Große Kreuzzug sich gegen uns gewendet. Die Erde wird unfruchtbar. Und nichts hilft dagegen — Düngemittel, Chemikalien, nichts.«

Es bereitete Joao Schwierigkeiten, die Worte zu einem sinnvollen Ganzen zusammenzufügen. *Unfruchtbar?*  
*Unfruchtbar?*

»Wir stehen einer Hungersnot gegenüber, wie sie die Geschichte noch nicht erlebt hat«, fuhr Chen-Lhu mit rasselndem Atem fort.

»Lieg es am Fehlen der Insekten?« flüsterte Vierho ungläubig.

»Natürlich«, entgegnete Chen-Lhu. »Was sonst hat sich verändert? Wir haben die Schlüsselglieder in der ökologischen Kette zerstört. Natürlich. Wir wissen sogar, welche Glieder ... jetzt, da es zu spät ist.«

*Unfruchtbare Erde*, dachte Joao. Es war ein interessanter Gedanke, aber ihm war so heiß im Kopf, daß er ihn nicht weiterdenken konnte.

Vierho war empört über Joaos Stillschweigen. Er beugte sich über Chen-Lhu und sagte: »Warum gibt Ihr Volk das alles nicht zu und warnt den Rest der Welt, bevor es zu spät ist?«

»Seien Sie nicht albern«, sagte Chen-Lhu, und seine Stimme hatte einen Anflug des alten, rauhen Befehlstons angenommen.

»Bevor wir auf diese Weise das Gesicht verlieren, verlieren wir lieber alles. Ich sage Ihnen das alles jetzt und hier, weil ich sterbe, und weil keiner von Ihnen mich lange überleben wird.«

Hogar richtete sich auf und trat hastig von dem Lager zurück, als fürchtete er, vergiftet zu werden.

»Wir brauchen einen Sündenbock, verstehen Sie?« sagte Chen-Lhu. »Aus diesem Grund wurde ich hierher geschickt. Um einen Sündenbock zu suchen. Wir kämpfen um mehr als um unser Leben.«

»Sie hätten doch den Nordamerikanern die Schuld zuschieben können«, sagte Hogar bitter.

»Ich fürchte, das zieht nicht mehr, nicht einmal bei meinem Volk«, sagte Chen-Lhu. »Wir haben uns das alles selbst eingebrockt, verstehen Sie? Daran führt kein Weg vorbei. Nein ... die einzige Hoffnung, die uns blieb, war es, hier eine Möglichkeit zu finden, einem anderen die Schuld zu geben. Die Briten und Franzosen lieferten uns verschiedene Giftstoffe. Wir wandten sie ohne Erfolg an. Einige russische Teams wurden zu unserer Unterstützung geschickt ... aber die Russen haben nicht ihr gesamtes Land umgeformt — nur bis zur Urallinie. Sie wurden vor das gleiche Problem gestellt wie wir, und ... verstehen Sie? Wir hätten wie Narren dagestanden.«

»Warum haben die Russen nichts gesagt?« fragte Hogar.

Joao sah Hogar an und dachte: *Sinnlose Worte, sinnlose Worte.*

»Die Russen ziehen die Urallinie stillschweigend in die grüne Zone zurück«, sagte Chen-Lhu. »Sie verseuchen das Grün wieder, verstehen Sie? Nein ... mein Befehl lautete, ein neues Insekt zu finden, ein typisch brasiliisches Insekt, das einen Großteil unserer Ernte zerstören würde ... und für dessen Vorhandensein wir jemandem die Schuld geben konnten. Wem? Vielleicht einigen Bandeirantes.«

*Den Bandeirantes die Schuld geben, dachte Joao. Ja, jeder gibt den Bandeirantes die Schuld.*

»Das wirklich Komische daran ist«, fuhr Chen-Lhu fort, »was ich in Ihren Grünzonen entdeckt habe. Wissen Sie, was ich gesehen habe?«

»Sie sind ein Teufel«, stieß Vierho zwischen den Zähen hervor.

»Nein, nur ein Patriot«, entgegnete Chen-Lhu. »Sind Sie nicht neugierig, zu erfahren, was ich in Ihren Grünzonen gesehen habe?«

»Reden Sie und seien Sie verflucht!« sagte Vierho.

*Warum sagt er ihm das, dachte Joao.*

»Ich sehe in Ihrem Grün Zeichen der gleichen Vernichtung, die mein armes Volk trifft«, sagte Chen-Lhu. »Kleinere Früchte, kleinere Getreidepflanzen - kleinere Blätter, blassere Pflanzen. Anfangs geht es

langsam, aber bald wird es für jedermann sichtbar werden.«

»Dann hören sie vielleicht auf, bevor es zu spät ist«, warf Vierho ein.

*Das ist Blödsinn, dachte Joao. Wer hört schon jemals auf, bevor es zu spät ist?*

»Sie sind wirklich ein einfältiger Bursche«, sagte Chen-Lhu. »Ihre Machthaber sind nicht anders als unsere: sie sehen nur ihr eigenes Überleben. Und sie werden nichts anderes sehen, bis es zu spät ist. So ist es immer mit den Regierungen.«

Joao wunderte sich, daß es im Zelt plötzlich so dunkel wurde. Ihm war heiß, und in seinem Kopf drehte es sich, als hätte er zuviel Alkohol getrunken. Eine Hand berührte seine Schulter. Er blickte darauf hinunter und ließ den Blick hinaufgleiten zu einem Arm ... einem Gesicht: Rhin. In ihren Augen standen Tränen.

»Joao ... Senhor Martinho, ich war so dumm«, stieß sie hervor.

»Sie haben alles gehört?« fragte Chen-Lhu.

»Ich habe es gehört«, entgegnete sie.

»Ein Jammer«, sagte Chen-Lhu. »Ich wollte Ihnen einige Ihrer Illusionen erhalten ... jedenfalls noch ein

Weilchen.«

*Eine merkwürdige Unterhaltung, dachte Joao. Eine merkwürdige Person, diese Rhin. Ein merkwürdiger Ort, dieses Zelt, wo die Firststange sich mir entgegenbiegt.*

Etwas schlug dumpf gegen seinen Rücken und seinen Kopf.

*Ich bin gefallen, dachte er. Ist das nicht komisch?*

Das letzte, was er hörte, bevor sein Bewußtsein in schwarze Leere eintauchte, war Vierhos erstaunte Stimme.

»Jefe!«

Er hatte einen Traum, in dem Rhin über ihm schwebte und sagte: »Was spielt es schon für eine Rolle, wer die Befehle erteilt?« Und in dem Traum konnte er ihr nur einen verächtlichen Blick zuwerfen und denken, wie abscheulich sie doch aussah trotz ihrer Schönheit.

Jemand sagte: »Wo liegt der Unterschied? Wir werden alle bald tot sein.«

Und eine andere Stimme sagte: »Sieh mal, da ist ein Neuer. Er sieht aus Gabriel Martinho, der Präfekt.«

Joao fühlte, wie er in ein Vakuum sank, und sein

Gesicht wurde von Klammern gehalten, die ihn zwangen, auf den Bildschirm am Kontrollpult seines Flugwagens zu sehen. Der Bildschirm zeigte einen riesigen Hirschläufer mit dem Gesicht seines Vaters. Dazu hörte er das auf- und abschwellende Zirpen einer Zikade, und in dem Zirpen sagte eine Stimme: »Reg dich nicht auf. Reg dich nicht auf ...«

Er erwachte schreiend und stellte fest, daß er keinen Ton hervorbrachte - er hatte nur noch die Erinnerung an Schreie. Sein Körper war schweißgebadet. Rhin saß an seiner Seite und trocknete ihm die Stirn. Sie sah bleich und mager aus, ihre Augen waren eingesunken. Einen Augenblick fragte er sich, ob diese ausgezehrte Rhin Kelly Teil seiner Träume war; sie schien der Tatsache, daß seine Augen weit geöffnet waren, keine Beachtung zu schenken, obwohl sie ihm genau ins Gesicht sah.

Er versuchte, zu sprechen, aber seine Kehle war zu ausgetrocknet.

Die Bewegung weckte Rhins Aufmerksamkeit. Sie beugte sich über ihn und sah ihm in die Augen. Dann faßte sie hinter sich und brachte eine Feldflasche zum Vorschein. Sie goß ein paar Tropfen Wasser auf seine Lippen.

»Was ...«, brachte er krächzend hervor.

»Sie hatten das gleiche, das mich erwischt hat, nur viel stärker«, erklärte sie.

»Eine Droge im Insektengift. Versuchen Sie, sich nicht zu sehr anzustrengen.«

»Wo?« fragte er.

Sie sah ihn an und spürte die Bedeutung der Frage.  
»Wir sitzen noch immer in derselben Falle«, sagte sie.  
»Aber wir haben jetzt eine Chance, zu entkommen.«

Seine Augen stellten die Frage, die seine Lippen nicht herausbrachten.

»Mit ihrer Wagenkapsel«, erklärte sie. »Einige der Schaltungen waren zwar zerstört, aber Vierho hat Behelfsschaltungen eingerichtet. Jetzt halten Sie einen Augenblick still.«

Sie fühlte seinen Puls, drückte ein Thermometer an seinen Hals, las es ab und sagte: »Das Fieber ist gesunken. Haben Sie je Schwierigkeiten mit dem Herz gehabt?«

Er mußte augenblicklich an seinen Vater denken, aber diese Frage war nicht an seinen Vater gerichtet.

»Nein«, flüsterte er.

»Ich habe einige wenige Energiepakete«, sagte sie.  
»Direkte Übertragung. Ich kann Ihnen eines geben, wenn Sie kein schwaches Herz haben.«

»Tun Sie es«, sagte er.

»Ich werde es an eine Beinvene anschließen«, sagte sie.  
»Bei mir haben sie es am linken Arm angeschlossen,  
und ich habe eine Stunde lang blaue und rote Sternchen  
gesehen.« Sie beugte sich zu einem Kasten hinunter,  
der neben seinem Lager stand, nahm eine flache,  
schwarze Hülle heraus, streifte die Decke von seinen  
Beinen zurück und begann, das Energiepaket an seinem  
linken Bein zu befestigen.

Er fühlte, wie sie sich an seinem Bein zu schaffen  
machte, aber es war so weit entfernt, und er war so  
schläfrig.

»Auf diese Weise haben wir Dr. Chen-Lhu  
durchbekommen«, sagte sie und zog die Decke über  
seine Beine zurück.

*Travis ist nicht gestorben*, dacht er. Er wußte, daß diese  
Tatsache von außerordentlicher Wichtigkeit war, aber  
er konnte den Grund nicht erfassen.

»Es war mehr als nur die Droge«, sagte sie. »Bei Dr.  
Chen-Lhu und mir, meine ich. Vierho hat es im Wasser  
entdeckt.«

»Wasser?«

Sie verstand das Wort als Bitte und träufelte ihm mehr  
Wasser aus der Feldflasche auf die Lippen.

»In der zweiten Nacht haben wir in einem der Zelte einen Brunnen gegraben«, sagte sie. »Sickerwasser vom Fluß, natürlich. Das Wasser strotzt vor Giften, einige davon unsere eigenen. Das war der Geschmack, den Vierho feststellte: die Bitterkeit. Aber meine Untersuchungen haben gezeigt, daß noch etwas anderes im Wasser ist: eine halluzinogene Droge, die so etwas wie Bewußtseinsspaltung hervorruft. Die Menschen haben sie nicht hineingetan.«

Joao spürte die Energie, die aus dem Paket an seinem Bein in ihn hineingepumpt wurde. Sein Magen wurde von einem Krampf zusammengezogen wie von einem Anfall von Heißhunger. Als der Krampf vorüber war, sagte er: »Etwas, das von ... *ihrn* kommt?«

»Es sieht so aus«, erwiderte sie. »Wir haben einen behelfsmäßigen Destillierapparat aufgebaut. Einige sind resistent gegen den halluzinogenen Wirkstoff. Hogar scheint vollkommen immun zu sein, aber er hat nichts von dem Insektengift abbekommen. Das Zeug scheint uns sehr empfänglich zu machen.«

Sie prüfte noch einmal seinen Puls.

»Fühlen Sie sich stärker?«

Er nickte.

Er spürte jetzt Krämpfe in den Oberschenkeln — rhythmisch und schmerhaft. Schließlich ließen die

Krämpfe nach.

»Wir haben das Skelett in Ihrem Führerhaus analysiert«, sagte sie. »Eine erstaunliche Sache. Ähnelt einem menschlichen Skelett, bis auf winzige Haken und Löcher — wahrscheinlich die Stellen, an denen sich die Insekten festhielten und es bewegten. Es ist vogelleicht, aber sehr stark. Das Material ist offensichtlich dem Chitin verwandt.«

Joao dachte über das Gehörte nach und ließ die Energie aus der Packung auf sich wirken. Er fühlte sich mit jeder Sekunde stärker. Aber es schien sich so vieles ereignet zu haben in der Zwischenzeit: die Flugkapsel war repariert, das Skelett analysiert.

»Wie lang habe ich hier gelegen?« fragte er.

»Vier Tage«, erwiderte sie. Sie warf einen Blick auf ihre Armbanduhr. »Fast auf die Stunde genau. Es ist noch ziemlich früh.«

Joao bemerkte die gezwungene Munterkeit in ihrer Stimme. Was verbarg sie vor ihm? Bevor er weiter über die Frage nachdenken konnte, verriet ihm ein Stoffrauschen und ein Sonnenstrahl, der in das Zelt eindrang, daß jemand eingetreten war.

Chen-Lhu tauchte neben Rhin auf.

Der Chinese schien um fünfzig Jahre gealtert zu sein,

seitdem Joao ihn das letzte Mal gesehen hatte. Sein Gesicht wirkte schlaff und zerfurcht. Seine Wangen waren hohl. Er setzte seine Schritte mit zerbrechlicher Bedächtigkeit.

»Der Patient ist wach, wie ich sehe«, sagte er.

Die Kraft, die aus Chen-Lhus Stimme sprach, überraschte Joao — als wäre alle Körperkraft dieses Mannes in diesen einen Teil geflossen.

»Er steht jetzt unter der Wirkung eines Energiepaketes«, sagte Rhin.

»Das ist klug«, entgegnete Chen-Lhu. »Wir haben nicht viel Zeit. Haben Sie es ihm schon gesagt?«

»Nur, daß wir seine Flugkapsel repariert haben.«

*Ich muß meine Worte sehr vorsichtig wählen, dachte Chen-Lhu. Sehr vorsichtig. Die südamerikanische Ehrvorstellung kann bei seltsamen Anlässen durchgehen.*

»Wir werden in Ihrer Kapsel einen Fluchtversuch unternehmen«, erklärte Chen-Lhu.

»Wie ist das möglich?« fragte Joao. »In dem Ding können höchstens drei Leute fliegen.«

»Es kann nicht mehr als drei Leute tragen, das stimmt«,

pflichtete Chen-Lhu ihm bei. »Aber es wird nicht fliegen müssen; das heißtt, es kann gar nicht fliegen.«

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Ihre Landung war ziemlich ungestüm; eine der Gleitflossen ist zerstört, und der Bodentank ist aufgerissen. Der größte Teil des Treibstoff ist ausgelaufen, bevor wir den Riß entdeckten. Und dann ist da noch die Sache mit den Schaltungen: sie sind nicht im allerbesten Zustand, selbst nach den erfindungsreichen Handgriffen von Vierho.«

»Das heißtt noch immer, daß nur drei Leute darin Platz haben«, sagte Joao.

»Wenn wir unsere Nachricht nicht über Funk weitergeben können, müssen wir sie eben persönlich überbringen«, schaltete sich Rhin in das Gespräch.

*Gutes Kind*, dachte Chen-Lhu. Er wartete, bis Joao das Gesagte in sich aufgenommen hatte.

»Wer?« fragte Joao.

»Ich«, entgegnete Chen-Lhu. »Und zwar aus dem einen Grund, daß ich die Katastrophe in meinem Land bezeugen kann, Ihr Volk warnen kann, bevor es zu spät ist.«

Chen-Lhus Worte weckten in Joao die Erinnerung an

eine Unterhaltung - im Zelt: Hogar, Vierho ... Chen-Lhus Gebrabbel über ... über ...«

»Unfruchtbare Erde«, sagte Joao.

»Ihr Volk muß es erfahren, bevor es zu spät ist«, erklärte Chen-Lhu. »Also bin ich einer der Passagiere. Und Rhin, weil ...« Er zuckte kraftlos die Schultern, «... nun, aus Ritterlichkeit, würde ich sagen, aber auch, weil sie von Nutzen ist.«

»Das sind zwei«, sagte Joao.

»Und mit Ihnen sind es drei«, sagte Chen-Lhu und wartete auf den Wutausbruch.

Aber Joao sagte lediglich: »Das ergibt keinen Sinn.« Er hob den Kopf und betrachtete prüfend seinen auf der Liege ausgestreckten Körper. »Vier Tage hier, und ...«

»Aber Sie sind derjenige mit den Beziehungen — den politischen Verbindungen«, sagte Rhin. »Ihnen werden die Leute zuhören.«

Joao ließ den Kopf auf das Lager zurücksinken.

»Mein eigener Vater wollte nicht auf mich hören!«

Dem Satz folgte ein merkwürdiges Schweigen. Rhin warf Chen-Lhu einen Blick zu, dann sah sie wieder Joao an.

»Sie haben Ihre eigenen politischen Verbindungen, Travis«, sagte Joao. »Und wahrscheinlich bessere als ich.«

»Vielleicht aber auch nicht«, entgegnete Chen-Lhu.  
»Abgesehen davon sind Sie der einzige, der dieses Wesen aus der Nähe gesehen hat, das Ding, dessen Skelett wir mit zurücknehmen. Sie sind der Augenzeuge.«

»Wir sind alle Augenzeugen.«

»Es wurde darüber abgestimmt«, sagte Rhin. »Ihre Männer bestehen darauf.«

Joao sah von einem zum anderen.

»Dann bleiben zwölf Leute hier zurück. Was wird aus ihnen?«

»Es sind nur noch acht«, flüsterte Rhin.

»Wer?« stieß Joao hervor.

»Hogar«, sagte sie. »Thome von Ihren Leuten; zwei von meinen Feldassistenten: Cardin und Lewis.«

»Wie?«

»Es gibt ein Ding, das wie eine Qenaflöte aussieht«,

sagte Chen-Lhu. »Das Wesen in Ihrer Flugkapsel hatte eine bei sich.«

»Pfeilpistole?« fragte Joao.

»Nein«, entgegnete Chen-Luh. »Sie imitieren uns viel besser. Es ist ein Erzeuger für Zerstörungswellen. Und sie zerstören menschliche rote Blutkörperchen. Die Wesen müssen ziemlich nahe herankommen, damit die Wirkung eintritt, und wir haben sie uns vom Leib gehalten, seitdem wir es entdeckt haben.«

»Sie sehen, daß es notwendig ist, diese Information weiterzuleiten«, sagte Rhin.

*Daran besteht kein Zweifel,* dachte Joao.

»Es gibt sicher jemanden, der kräftiger ist als ich und eher in der Lage, den Erfolg des Unternehmens zu sichern«, sagte Joao.

»In wenigen Stunden sind Sie ebenso stark wie jeder andere hier«, versicherte Rhin. »Wir sind alle nicht in der besten Verfassung.«

Joao starrte die Zeltdecke in dem grauen Dämmerlicht an. *Nur noch sehr wenig Treibstoff, zerstörte Schaltungen. Sie wollen sich natürlich zum Fluß durchschlagen und sich in der Kabine treiben lassen. Das würde zumindest ein wenig Schutz vor diesen ... Dingern bedeuten.*

Rhin erhob sich. »Ruhn Sie sich aus und sammeln Sie Kräfte«, sagte sie. »Ich werde Ihnen gleich etwas zu essen bringen. Wir haben nur Feldrationen, aber sie sind zumindest mit Nährwerten vollgestopft.«

*Welcher Fluß kann das sein, fragte sich Joao. Sehr wahrscheinlich der Itapura. Er versuchte eine grobe Schätzung anhand seiner Kenntnis der Gegend und der Dauer des Fluges vor seiner Bruchlandung. Es werden sieben- oder achthundert Kilometer sein! Und die Regenzeit steht kurz bevor. Wir haben nicht die geringste Chance.*

---

## VI

Die Tanzformationen der Insekten an der Decke der Höhle entzückten das Gehirn. Es bewunderte das Zusammenspiel der Farben und Bewegungen, während es die dargestellte Botschaft las:

»Bericht von den Lauschern in der Savanne; bitte um Bestätigung.«

Das Gehirn bedeutete durch ein Zeichen, mit dem Tanz fortzufahren.

»Drei Menschen bereiten sich auf die Flucht in dem

kleinen Fahrzeug vor«, tanzten die Insekten. »Das Fahrzeug wird nicht fliegen. Sie werden versuchen zu entkommen, indem sie sich auf dem Fluß treiben lassen. Was haben wir zu tun?«

Das Gehirn überdachte die gegebene Information. Die gefangenen Menschen hatten zwölf Tage lang unter Beobachtung gestanden. Sie hatten wertvolle Informationen über ihre Reaktion unter Belastung geliefert. Die Informationen gingen über das Wissen hinaus, das sie von Gefangenen gesammelt hatten, die unter ihrer unmittelbaren Kontrolle standen. Jeden Tag wurden die Möglichkeiten, Menschen zu töten oder kampfunfähig zu machen, offenkundiger. Aber das Problem bestand nicht darin, sie zu töten, sondern darin, mit ihnen unter angst- und belastungsfreien Umständen in Verbindung zu treten.

Einige der Menschen - wie der alte Mann mit den vornehmen Manieren beispielsweise — machten Angebote und Vorschläge und *schienen* Vernunft zu zeigen ... aber war ihnen zu trauen? Das war die entscheidende Frage.

Das Gehirn erkannte die unumgängliche Notwendigkeit, Beobachtungswerte über Menschen zu erhalten, die unter Bedingungen entstanden, die kontrollierbar waren, ohne daß diese Kontrolle bemerkt wurde. Die Entdeckung der Lauschposten in der grünen Zone hatte zu heftigen Reaktionen der Menschen geführt. Sie hatten neue Tonwellenzerstörer eingeführt, ihre Sperren verstärkt, ihre Angriffe auf die rote Zone

verdoppelt.

Zu all dem kam eine andere Sorge hinzu — das unbekannte Schicksal von vier Einheiten, die vor der Katastrophe in Bahia die Sperren überwunden hatten. Nur eine war zurückgekehrt, ihr Bericht lautete: »Wir wurden zwölf. Sechs gaben ihre Identität als Einheit auf, um das Gebiet, in dem wir die beiden Menschenführer überwältigten, zu besetzen. Ihr Schicksal ist unbekannt. Eine Einheit wurde zerstört. Vier lösten sich auf, um weitere Einheiten zu produzieren.«

Die Entdeckung dieser vier Einheiten zum gegenwärtigen Zeitpunkt würde einer Katastrophe gleichkommen. Das Gehirn wußte das.

Wann würden die Imitationen fertig sein? Das hing von den örtlichen Gegebenheiten ab - von der Temperatur, der verfügbaren Nahrung, den Chemikalien, der Feuchtigkeit. Die Einheit, die zurückgekehrt war, besaß keine Kenntnis darüber, wo sich die Vier verborgen hielten.

*Wir müssen sie finden!* dachte das Gehirn.

Die Probleme der vom Einzelnen ausgehenden Handlung erschreckten das Gehirn. Die Imitationen waren ein Fehler. Viele vollkommen gleiche Einheiten würden nur verderbliche Aufmerksamkeit erregen.

Die Tatsache, daß die Imitationen nichts Böses im Sinn hatten und nur für begrenzte Gewalttätigkeit geschaffen waren, hatte unter den gegenwärtigen Umständen keine Bedeutung. Sie hatten keine andere Absicht, als daß man sie reden und mit den Menschenführern argumentieren ließ - doch in diesem Plan lag jetzt nur noch Pathos und Ironie.

Die Erinnerung an die Worte des Menschen, der Chen-Lhu genannt wurde, bereitete dem Gehirn Sorgen: »Katastrophe ... *unfruchtbare Erde*.« Dieser Chen-Lhu bot eine Möglichkeit an, ihr gemeinsames Problem zu lösen, aber welches waren seine wahren Absichten? War ihm zu trauen?

Das Gehirn stellte die Antwort auf diese Fragen zurück und richtete eine Frage an seine Lieblinge: »Welche Menschen werden versuchen, zu fliehen?«

Das Gehirn wußte, daß solche Einzelheiten wichtig waren. Die Bindung an den Schwärm brachte es mit sich, daß Einzelwesen übersehen wurden. Das hatte zu dem Irrtum in bezug auf die Imitationen geführt.

Oberflächlich betrachtet, schien das Problem täuschend einfach. Aber das Gehirn wußte, daß unter der Oberfläche verborgen die höllischen Fallen der emotionalen Reizbarkeit lagen. *Emotionen! Emotionen!* Die Vernunft hatte so viele Hürden zu überwinden.

Die Botschafter hatten die Informationen der

Lauschposten überprüft. Jetzt tanzten sie den Klang der Namen nach: »Die ruhende Königin, Rhin Kelly, und die beiden Menschen mit Namen Chen-Lhu und Joao Martinho.«

*Martinho*, dachte das Gehirn. Das war der Mensch, der zu der anderen Hälfte aus dem Luftfahrzeug gehörte. Diese Tatsache deutete auf die verzwickten schwarmähnlichen Verwandtschaftsbeziehungen der Menschen untereinander hin. Diese Beziehung würde sich als brauchbar erweisen. Und Chen-Lhu würde sich ebenfalls in dem Fahrzeug befinden.

Da die Insekten an der Decke mit einem Wiederholungstrieb ausgestattet waren, um die Verständigung sicherzustellen, wiederholten sie ihre schon einmal gestellte Frage:

»Welche Gegenmaßnahme ist erforderlich?«

»Botschaft an alle Einheiten«, sagte das Gehirn. »Es wird den drei Menschen in dem Fahrzeug gestattet, zum Fluß zu entkommen. Setzt der Flucht einen nur scheinbaren Widerstand entgegen. Sie müssen von Aktionsgruppen verfolgt werden, die jederzeit in der Lage sind, sie zu vernichten, wenn nötig. Sobald die Drei den Fluß erreicht haben, überwältigt die Zurückgebliebenen.«

Boteneinheiten begannen sich an der Decke zu sammeln. Sie tanzten die Nachrichtenformation, um sie

sich einzuprägen. In dichten Gruppierungen schwärmt sie aus der Höhle in das Sonnenlicht hinaus.

Eine Zeitlang schwelgte das Gehirn in der Bewunderung der Farben und Formen, dann senkte es seine Sensoren und stellte sich die Aufgabe, das Problem der Proteinunverträglichkeit zu lösen.

*Wir müssen umgehend und unausweichlich etwas Nützliches produzieren, dem sich die Menschen nicht entziehen können, dachte das Gehirn. Wenn wir unverkennbar unsere Nützlichkeit beweisen, ist es immer noch möglich, sie davon zu überzeugen, daß gegenseitige Abhängigkeit fortwährend, unausweichlich und eine Frage von Leben und Tod ist.*

*Sie brauchen uns, und wir brauchen sie ... aber die Beweislast liegt bei uns. Und wenn uns der Beweis nicht gelingt, wird die Erde wahrhaftig unfruchtbar werden.*

»Es wird bald dunkel, Jefe«, sagte Vierho. »Dann werdet ihr aufbrechen.« Er schlug die Einstiegsklappe nach vorn und beugte sich in die Kabine hinein.

Joao stand einen Schritt hinter ihm. Er fühlte sich noch immer schwach und wurde gelegentlich von Krampfanfällen am linken Bein über dem Energiepaket

geplagt. Die Spezialhormone konnten die Bedürfnisse des jeweiligen Körpers nur annähernd erfüllen, und Joao fühlte sich durch die Energiebehandlung merkwürdigen Spannungen ausgesetzt.

»Ich habe die Nahrungsmittel und die Notausrüstung hier unter dem Sitz verstaut«, erklärte Vierho. »In dem Kasten dort hinten befinden sich weitere Nahrungsvorräte. Ihr habt zwei Sprühgewehre mit zwanzig Ersatzladungen und ein Kugelgewehr. Es tut mir leid, daß wir euch nur so wenig Munition mitgeben können. Unter dem zweiten Sitz befinden sich ein Dutzend Rauchbomben, und ich habe dort hinten in der Ecke eine Handsprühvorrichtung angebracht. Das Gerät ist voll geladen.«

Vierho richtete sich auf und warf einen Blick zu den Zelten zurück. Er senkte die Stimme zu einem verschwörerischen Flüstern: »Jefe, ich traue diesem Dr. Chen-Lhu nicht über den Weg. Ich habe gehört, was er gesagt hat, als er glaubte, er müßte sterben. Dieses neue Verhalten paßt nicht zu ihm.«

»Es ist eine Chance, die wir ergreifen müssen«, sagte Joao. »Ich bin immer noch der Meinung, daß einer von euch, der nicht so krank war wie ich, an meiner Stelle mitgehen sollte.«

»Kein Wort mehr davon, Jefe. Bitte.«

Wieder senkte Vierho die Stimme zum Flüstern: »Jefe,

komm dicht an mich heran, als wolltest du dich von mir verabschieden.«

Joaо zögerte einen Augenblick, dann tat er, was Vierho ihm gesagt hatte. Er fühlte, daß etwas Schweres, Metallisches in die Gürteltasche seiner Uniform geschoben wurde. Die Tasche senkte sich unter dem Gewicht. Joao zog seine Dschungeljacke zusammen, um die ausgebeulte Tasche zu verbergen und flüsterte: »Was ist das?«

»Es hat meinem Urgroßvater gehört«, entgegnete Vierho. »Es ist eine Pistole, die Magnum 475 genannt wird. Sie hat fünf Kugeln, und hier sind noch weitere zwei Dutzend.« Er ließ ein Päckchen in Joaos Jackentasche gleiten. »Sie nützt nicht viel, außer gegen Menschen«, erklärte Vierho.

Joaо schluckte. Tränen stiegen ihm in die Augen. Alle Irmandades wußten, daß Vierho diese alte Donnerbüchse mit sich herumtrug und sich nicht davon trennen konnte. Die Tatsache, daß er sie jetzt weggab, bedeutete, daß er hier zu sterben erwartete — und das entsprach höchstwahrscheinlich der Wahrheit.

»Gott sei mit dir, Jefe«, sagte Vierho.

Joaо wandte sich um und sah zu dem Fluß hinüber. Zwischen ihm und dem Fluß lagen etwa fünfhundert Meter Savanne. Er konnte das gegenüberliegende Ufer gerade noch erkennen. Es war dicht bewachsen und von

der Nachmittagssonne beschienen. Dort drüben stieg der Dschungel in gleichmäßigen Farbschattierungen auf, seine scharfen Linien zeichneten sich in dem blassen Licht deutlich ab. Die Farbschattierungen reichten von tiefem Blaugrün in Bodennähe bis zu sonnengebleichtem Mattgrün in den Spitzen, und dazwischen traten gelbe, rote und hellbraune Tupfer hervor.

»Wir haben für fünfzehn Minuten Treibstoff, nicht mehr?« fragte Joao.

»Vielleicht eine Minute mehr, Jefe.«

*Nur die Flußströmung als Antrieb, dachte Joao, damit werden wir es nie schaffen.*

»Jefe, manchmal weht der Wind über dem Fluß«, erklärte Vierho.

*Jesus Christus, er erwartet doch nicht, daß wir mit diesem Ding segeln, oder?* fragte sich Joao. Er blickte Vierho an, sah die tiefe Erschöpfung im Gesicht des Mannes, der abgezehrt wirkte wie eine Vogelscheuche.

»Dieser Wind könnte euch Ärger machen, Jefe«, sagte Vierho.

»Ich habe aus einem der Greifanker der Kabine einen Treibanker gemacht, der für einen gewissen Zug sorgt und die Nase der Kapsel im Wind hält.«

»Das ist ein kluger Einfall, Padre«, sagte Joao.

Und er fragte sich insgeheim: *Warum machen wir diese Anstrengungen? Wir werden hier sterben, wir alle ... entweder hier oder irgendwo dort unten auf dem Fluß.* Es waren sieben-oder achthundert Meter auf diesem Fluß - Stromschnellen, Schluchten, Wasserfälle — und die Regenzeit stand kurz bevor. Der Fluß würde sich in eine reißende Hölle verwandeln. Und wenn er sie nicht vernichtete, waren da immer noch die neuen Insekten, die unbekannten Wesen mit ihren Säuren und tödlichen Giftstoffen.

»Du solltest es dir selbst noch einmal ansehen, Jefe«, sagte Vierho. Damit deutete er auf die Kapsel.

*Ja, alles, was dazu angetan war, ihn abzulenken; nur nicht nachdenken.* Er hatte es schon einmal überprüft, aber ein weiterer Blick konnte nicht schaden. Schließlich würde ihr Leben davon abhängen ... zumindest eine Zeitlang.

### *Unser Leben!*

Joao stellte sich die Frage, ob es möglich war, zu entkommen, ob es überhaupt Hoffnung für sie gab. Immerhin hatten sie die Kapsel eines Dschungelfahrzeuges. Sie konnte gegen die meisten Insektenarten abgedichtet werden. Sie war für alle Arten von Strapazen geschaffen.

*Ich darf keine Hoffnung aufkommen lassen, dachte er.*

Dennoch schickte er sich an, die Kabine ein zweites Mal zu inspizieren ... für alle Fälle.

Die Außenhaut des Fahrzeuges war von der Säure beschädigt, die weiße Bandeirantefarbe auf weiten Flächen abgeätzt. Die Schwimmkufen, die sich gewöhnlich der geschwungenen Bodenlinie der Kapsel anpaßten, waren mit der Hand herausgehebelt und festgestellt worden. Sie bildeten eine niedrige Stufe zu den Hilfsflügeln und in die Kabine hinauf. Die gesamte Kapsel war etwas weniger als fünfeinhalb Meter lang, wovon die Turbomotoren die hinteren zwei Meter einnahmen. Der Motorblock, der in den abgetrennten, hinteren Lastwagenteil hineingeragt hatte, war an beiden Seiten abgeflacht. Der Querschnitt der Kapsel war annähernd oval. Dadurch entstanden zwei halbmondförmige Flächen, die zum hinteren Schott der Kabine führten. Der linksseitige Halbmond war mit einer Vielzahl von Verbindungsstücken besetzt, die einst die Kapsel mit dem Lastwagenteil verbunden hatten. Auf der rechten Seite befand sich eine Luke, die von der Kabine auf eine der Schwimmkufen hinunterführte.

Joao überprüfte die Luke, versicherte sich, daß alle Verbindungsstücke abgedichtet waren und warf einen Blick auf die rechte Schwimmkufe. Sie war an einer Stelle eingedrückt und mit Butyl und Stoff geflickt.

Er nahm einen schwachen Treibstoffgeruch wahr und

kniete nieder, um den Tank unter der Kapsel zu betrachten. Vierho hatte den Treibstoff herausgepumpt, außen ein chemisches Hitzepflaster angebracht, innen ein Tankdichtungsspray versprüht und dann den Treibstoff wieder eingefüllt.

»Es müßte halten, wenn ihr nicht mit irgend etwas zusammenstoßt«, erklärte Vierho.

Joao nickte. Er umrundete die Kapsel, kletterte auf den linken Hilfsflügel und warf einen Blick in die Kabine. Zwei Führersitze vorne und die gepolsterte Ausstattungskiste hinten. Der Innenraum war mit Sprayflecken übersät. Er hatte eine Größe von etwa zwei Metern im Quadrat und zweieinhalb Metern Höhe. Die Frontfenster reichten bis zu der abgerundeten Nase hinunter, die Seitenfenster endeten vorn an den Flügeln und reichten hinten tiefer hinunter. Eine durchsichtige, reflektierende Plasticscheibe spannte sich über das hintere Schott. Joao ließ sich in den linken Führersitz gleiten und überprüfte die Handschalter. Sie waren locker und schwergängig. Neue Brennstoff- und Zündungsanzeiger waren mit behelfsmäßigen, handgeschriebenen Schildern angebracht worden.

Vierho beugte sich über Joao und sagte:

»Ich mußte nehmen, was da war, Jefe. Und das war nicht viel. Ich bin froh, daß die IEO-Leute so dumm waren.«

»Hmmm?« fragte Joao geistesabwesend, während er seine Untersuchungen fortsetzte.

»Als sie ihren Wagen verließen, haben sie Zelte mitgenommen. Ich hätte mehr Waffen genommen. Aber die Zelte haben mir die neuen Spannseile und Stoff für die Flikken geliefert.«

Joao warf einen letzten Blick auf die Treibstoffkontrollen. »Keine automatischen Ventile an den Treibstoffzuleitungen«, sagte er.

»Wir konnten sie nicht reparieren, Jefe - aber ihr habt ohnehin nicht viel Treibstoff.«

»Genug, um uns alle in die Luft zu jagen - oder mit uns durchzugehen, wenn wir die Kontrolle darüber verlieren.«

»Darum habe ich den großen Knopf dort angebracht, Jefe; ich habe es dir schon erklärt. An und aus in kurzen Schüben — kein Problem.«

»Es sei denn, ich gebe ihm versehentlich einen zu großen Schluck.«

»Dort unten, Jefe, das Stück Holz, das ist die Sperrvorrichtung, die ich eingebaut habe. Ich habe sie mit Kanistern unter der Einspritzpumpe getestet. Ihr werdet kein sehr schnelles Schiff haben ... aber es ist genug.«

»Fünfzehn Minuten«, sagte Joao nachdenklich.

»Das ist nur eine Schätzung, Jefe.«

»Ich weiß - vielleicht hundertfünfzig Kilometer, wenn alles gutgeht; hundertfünfzig Meter und wir in alle Winde verstreut, wenn nicht.«

»Hundertfünfzig Kilometer«, entgegnete Vierho.

»Damit würdet ihr nicht einmal die Hälfte der Strecke bis zum bewohnten Gebiet zurücklegen.«

»Ich habe nur laut gedacht«, erklärte Joao.

»Nun, ist alles zum Aufbruch bereit?« Chen-Lhus Stimme dröhnte mit geheuchelter Freundlichkeit zu ihnen herauf. Joao blickte hinaus und sah, daß der Chinese neben der linken Flügelspitze stand. Seine gebeugte Körperhaltung schien Erschöpfung zu verraten. Joao kam zu dem Schluß, daß Chen-Lhus Erschöpfung lediglich gespielt war.

*Er war der erste, der sich erholt hat, dachte Joao. Er hat länger Zeit gehabt, zu Kräften zu kommen. Aber ...er war dem Tode näher. Vielleicht bilde ich mir das alles nur ein.*

»Ist es fertig oder nicht?« fragte Chen-Lhu.

»Ich hoffe es«, erwiderte Joao.

»Gibt es Schwierigkeiten?«

»Es wird wie ein Sonntagsausflug im Park sein«, sagte Joao.

»Ist es Zeit, an Bord zu gehen?«

Joaо warf einen Blick auf die länger werdenden Schatten der Zelte. Das Sonnenlicht färbte sich allmählich rötlich. Er stellte fest, daß ihm das Atmen Schwierigkeiten bereitete und erkannte daran, daß er aufs äußerste angespannt war. Joao nahm einen tiefen Atemzug und versetzte sich in einen Zustand zögernder Ruhe; es war keine Entspannung, sicher, aber immerhin wich die Angst ein wenig zurück.

Vierho antwortete an Joaos Stelle: »In etwa zwanzig Minuten, Senhor Doktor.« Er klopfte Joao auf die Schulter. »Jefe, meine Gebete sind mit dir.«

»Bist du wirklich sicher, daß du nicht an meiner Stelle fahren willst, Padre?«

»Das Thema ist beendet, Jefe.« Vierho sprang von der Schwimmkufe herunter.

Rhin Kelly trat, eine kleine Tasche in der Hand, aus ihrem Laborzelt und gesellte sich zu Chen-Lhu.

»Noch etwa zwanzig Minuten, meine Liebe«, erklärte Chen-Lhu.

»Ich weiß wirklich nicht, ob mir ein Platz in diesem Ding zusteht«, sagte sie. »Einer der anderen könnte Ihnen ...«

»Die Entscheidung ist gefallen«, sagte Chen-Lhu, und in seiner Stimme schwang zornige Schärfe. *Die törichte Frau! Warum kann sie nicht Ruhe geben?* »Niemand wird zulassen, daß Sie bleiben«, erklärte er. *Abgesehen davon, meine liebe Rhin, könnte ich Ihre Hilfe benötigen, um diesen Brasilianer unter Kontrolle zu bekommen. Dieser Joao Martinho muß mit äußerster Vorsicht behandelt werden. Eine Frau kann das manchmal besser als ein Mann.*

»Ich bin immer noch nicht sicher«, wiederholte sie.

Chen-Lhu warf Joao einen hilfesuchenden Blick zu. »Vielleicht sollten Sie ein Wort mit ihr reden, Johnny. Sie wollen sie doch sicher nicht hier zurücklassen.«

*Hier oder dort - kein großer Unterschied,* dachte Joao. Laut aber sagte er: »Wie Sie schon sagten: die Entscheidung ist gefallen. Gehen Sie lieber an Bord und schnallen Sie Ihren Sicherheitsgurt an.«

»Wohin sollen wir uns setzen?« fragte Chen-Lhu.

»Sie gehen nach hinten, Sie sind schwerer«, erwiderte Joao. »Ich glaube zwar nicht, daß wir den Boden verlassen, bevor wir den Fluß erreicht haben, aber es ist

doch möglich. Ich möchte die Nase oben haben.«

»Sollen wir uns beide nach hinten setzen?« fragte Rhin? In diesem Augenblick wurde ihr klar, daß sie die Entscheidung angenommen hatte. *Warum nicht?* fragte sie sich und merkte dabei nicht, daß sie Joaos düstere Haltung teilte.

»Jefe?«

Joao blickte zu Vierho hinunter, der gerade einen letzten prüfenden Blick auf das Untergestell geworfen hatte.

Rhin und Chen-Lhu umrundeten die Flugkapsel und stiegen auf der rechten Seite ein.

»Wie sieht es aus?« fragte Joao.

»Versuch, die rechte Seite ein wenig hochzuziehen, Jefe«, sagte Vierho. »Vielleicht hilft das ein bißchen.«

»In Ordnung.«

Rhin begann, sich in dem Schalensitz neben ihm festzuschnallen.

»Wir schicken Hilfe, so schnell es geht«, sagte Joao und spürte im gleichen Augenblick, wie leer und sinnlos die Worte waren.

»Natürlich, Jefe.«

Vierho trat zurück und machte einen Bombenwerfer bereit.

Ramon und die anderen kamen schwer bewaffnet aus den Zelten und stellten sich schußbereit, dem Flußufer zugewandt, auf.

Nur *keine Abschiedsszenen*, dachte Joao. *Ja, das ist das Beste. Wir müssen es als Routine betrachten, als einen ganz gewöhnlichen Flug.*

»Rhin, was ist in der kleinen Reisetasche, die Sie mitgenommen haben?« fragte Chen-Lhu.

»Persönliche Dinge ... und ...« Sie schluckte. »Einige der Männer haben mir Briefe mitgegeben.«

»Ah«, rief Chen-Lhu aus, »eine angemessene und rührende Geste der Sentimentalität.«

»Und was ist dabei?« knurrte Joao böse.

»Nichts«, entgegnete Chen-Lhu. »Gar nichts.«

Vierho kehrte zu der Flügel spitze zurück und sagte: »Genau, wie wir es geplant haben, Jefe — wenn du das Zeichen gibst, daß du bereit bist, legen wir bis zum Fluß eine Rauchkette. Das müßte sie so lange aufhalten, daß ihr es bis zum Fluß schafft, außerdem wird das

Gras schlüpfriger dadurch.«

Joao nickte. In Gedanken ging er noch einmal die Flugroute durch. Keiner der Schalter befand sich genau an der vorgesehenen Stelle. Die Zündung war jetzt rechts, der Drosselknopf ragte aus dem Kontrollpult anstatt aus dem Boden zwischen den Sitzen. Er stellte die Trimmruder ein.

Eine Stille, die die näherrückende Dunkelheit ankündigte, hatte sich über die Savanne gesenkt. Das Gras lag vor ihnen wie ein grüner Ozean. Der Fluß dort drüben war nur etwa fünfzig Meter breit: eine schmale Bahn, die schwer zu treffen war, wenn er zuviel Geschwindigkeit aufnahm.

Joao wußte, daß es an diesem Breiten- und Längengrad keine Dämmerung gab. Er mußte den richtigen Augenblick sorgfältig wählen, mußte den letzten Lichtschimmer für seine Flucht über die Savanne nutzen — und den Schutz der Dunkelheit, wenn sie den Fluß erreicht hatten.

*Fünfzehn Meter Reichweite für diese säurespritzenden Ungeheuer, dachte Joao. Damit bleibt uns nur ein schmaler Fahrstreifen in der Mitte, wenn sie vom Ufer aus angreifen. Und nur Gott weiß, in welcher Gestalt sie außerdem fähig sind, uns zu treffen -geflügelte Tiere, schwimmende Tiere ...*

»Halten Sie sich mit Sprühgewehren bereit, sobald wir

den Fluß erreicht haben«, sagte er. »Vielleicht schreiten sie zum Generalangriff, wenn sie entdecken, daß wir versuchen, zu entkommen.«

»Wir werden bereit sein«, erklärte Chen-Lhu. »Die Gewehre befinden sich in dem Ausrüstungskasten unter mir, stimmt's?«

»Genau.«

Joao klappte das Verdeck herunter und verschloß es. »Dieses Modell verfügt auf beiden Seiten, da, wo die Fenster sich hinter den Flügeln heruntersetzen, über selbstschließende Schießscharten«, sagte er. »Sehen Sie sie?«

»Sehr klug ausgedacht«, sagte Chen-Lhu.

»Vierhos Idee«, entgegnete Joao. »Alle unsere Fahrzeuge sind damit ausgerüstet.« Er gab Vierho ein Zeichen, und der Padre kehrte zu dem Bombenwerfer zurück.

Joao schaltete die Landelichter ein.

Alle Männer sahen das vereinbarte Signal; eine Flut von Sprühgeschüssen ging in Richtung auf den Fluß nieder. Rauchbomben säumten den Weg, den sie einschlagen mußten.

Joao schaltete die Zündung ein, und das Sicherheits-

lämpchen flammte auf. Er wartete und zählte drei Sekunden, bis das Licht schwächer wurde und verlosch. *Gar nicht schlecht*, dachte er und schob den Drosselknopf nach vorn.

Mit einem ohrenbetäubenden Donnern sprangen die Turbomotoren an und hatten sie über den Graben des Zeltplatzes und auf den Fluß zugetragen, bevor Joao die Treibstoffzufuhr drosseln konnte. Völlig überrumpelt stellte er fest, daß sie flogen. Doch die Kapsel schlingerte und drohte, nach hinten abzusacken — die Kufen übten einen zu großen Sog aus. Sie wurden gewöhnlich während des Fluges eingezogen.

Jetzt war jedoch keine Zeit für solche Feinheiten. Joao riß die Nase herum und hielt auf einen Abschnitt des Flusses zu, in dem die Savanne an beiden Ufern in den Dschungel überging. Einen Augenblick lang glitten sie über der Wasseroberfläche. Dann berührten die Kufen mit einem federnden Hüpfer das Wasser ... auf, ab .. zischende Schaumwellen auf beiden Seiten ... langsamer, langsamer.

Die Nase senkte sich tiefer.

In diesem Augenblick fiel Joao ein, daß er die rechte Schwimmkufe stärker entlasten sollte.

Die Kapsel hatte noch immer Vorwärtsantrieb, wurde aber immer langsamer.

Joao hielt den Atem an und fragte sich, ob der Flicken abgerissen war. Er wartete darauf, daß die rechte Seite der Kapsel jeden Augenblick ins Wasser kippen würde.

Doch das Fahrzeug hielt das Gleichgewicht.

»Haben wir es geschafft?« fragte Rhin. »Sind wir wirklich draußen?«

»Ich glaube, ja«, erwiderte Joao und verfluchte die aufflammende Hoffnung, die diesen kurzen Flug begleitete.

Chen-Lhu reichte Sprühgewehre nach vorn und sagte:  
»Wir haben sie wohl überrumpelt. Ah, ah! Seht euch das an!«

Joao wirbelte herum, so weit es sein Sicherheitsgurt erlaubte und blickte über die Savanne zurück. In der Ferne, wo das Häuflein Zelte gestanden hatte, rollte jetzt ein grauer Hügel, aus dem sich merkwürdige, heftig zappelnde Auswüchse lösten, um gleich darauf wieder darin einzutauchen.

Schauernd erkannte Joao, daß der Hügel aus Milliarden von Insekten bestand, die das Zeltlager überwältigten.

Ein Strudel erfaßte die Kapsel, wirbelte sie herum und kehrte von dem Schauspiel ab, als wäre die Bewegung von einem Instinkt geleitet, der Joaos Augen den

Anblick entzog, den er nicht mehr ertragen konnte.  
Einen Augenblick lang überzog ein hellroter, klarer  
Schimmer den Fluß vor ihnen. Dann löschte die Nacht  
alles aus. Eine dünne Mondsichel stieg langsam auf und  
färbte den Himmel silbern.

*Vierho, dachte Joao. Thome ... Ramon ...*

Seine Augen waren tränenblind.

»O Gott!« flüsterte Rhin.

»Gott, hah!« rief Chen-Lhu aus. »Ein anderer Name für  
das Spiel des Schicksals!«

Rhin schlug die Hände vors Gesicht. Sie hatte das  
Gefühl, in einem kosmischen Drama zu spielen, ohne  
Drehbuch und ohne Proben, ohne Text und ohne  
Musik, ja, ohne ihre Rolle zu kennen.

*Gott ist Brasilianer, dachte Joao, dem plötzlich das  
seltsame Gemisch aus Selbstvertrauen und Angst, das  
sein Volk bestimmte, einfiel. Bei Nacht macht Gott die  
Fehler wieder gut, die die Brasilianer während des  
Tages begehen.*

Was hatte Vierho immer gesagt: »Vertrau auf die  
heilige Jungfrau und lauf.«

Joao spürte das Sprühgewehr auf seinen Schenkeln, das  
kalte, glatte Metall in seinen Händen.

*Ich hätte ihnen nicht helfen können, dachte er. Die Entfernung war zu groß.*

---

# VII

»Ihr habt gesagt, das Fahrzeug würde nicht fliegen!« sagte das Gehirn anklagend.

Seine Sensoren prüften die Formation der Botschafter an der Höhlendecke, lauschten auf das Summen, das eine Erweiterung der Bedeutung verkünden würde. Aber die Anordnung der Boten, die das Phosphorlicht von Dienstinsekten an der Decke enthüllte, blieb immer gleich, ebenso unveränderlich wie der Sternenfleck, der hinter den Botschaftern im Höhleneingang stand.

Chemische Bedürfnisse durchfluteten das Gehirn, und seine Pflegerinnen brachen in diensteifrige Geschäftigkeit aus. Das Gehirn war in einem Zustand, der der Bestürzung so nahe war wie noch niemals zuvor. Sein logisches Bewußtsein bezeichnete die Erfahrung als ein Gefühl und suchte, noch während es über den Inhalt der Nachricht nachdachte, nach gleichlautenden Informationen.

*Das Fahrzeug flog nur eine kurze Strecke und landete dann auf dem Fluß. Es bleibt auf dem Fluß, und seine*

*Schubkraft ruht.*

*Aber es kann fliegen!*

Das Gehirn erlebte den ersten ernsthaften Zweifel an seiner Informationsquelle. Die Erfahrung war eine Form der Entfremdung von den Wesen, die es geschaffen hatten.

»Die Aussage, daß das Fahrzeug nicht fliegen würde, stammte aus dem Munde der Menschen«, tanzten die Boten. »Ihre Einschätzung wurde berichtet.«

Es war eine Feststellung, die eher geeignet war, den Bericht über die Ereignisse vor dem Fluchtversuch zu vervollständigen, als sich gegen die Vorwürfe des Gehirns zur Wehr zu setzen.

*Diese Tatsache hätte Teil des ursprünglichen Berichtes sein müssen, dachte das Gehirn. Die Boten müssen lernen, nichts zu bewerten, sondern alle Einzelheiten vollständig und mit Angabe der Informationsquelle zu berichten. Aber wie ist das zu erreichen?*

*Es sind Wesen, die an ein System der Selbstbeschränkung gefesselt sind.*

Offensichtlich mußten neue Boten entwickelt und gezüchtet werden.

Mit diesem Gedanken rückte das Gehirn noch weiter

von seinen Schöpfern ab. Es verstand jetzt, wie sich ein *Vorgang der Imitation*, eine bloße Nachbildung, selbst erzeugen konnte, aber das Gehirn, das *Produkt der Nachbildung*, erfuhr, indem es die ursprünglichen Reflexe, die es geschaffen hatte, veränderte, eine unausweichliche Rückkopplung.

»Was ist zu tun in bezug auf das Fahrzeug auf dem Fluß?« fragten die Boten.

Aufgrund seiner neuen Erkenntnis wußte das Gehirn, wie diese Frage entstanden war — nämlich aus dem Selbsterhaltungstrieb.

Das *Überleben muß gesichert werden*, dachte es.

»Dem Fahrzeug wird gestattet, seine Fahrt für den Augenblick fortzusetzen«, befahl das Gehirn. »Es darf zum gegenwärtigen Zeitpunkt kein Zeichen des Einmischens geben, aber wir müssen Vorsichtsmaßnahmen treffen. Ein Schwärm der neuen kleinen *Todbringenden* wird im Schütze der Dunkelheit zu dem Fahrzeug gebracht. Sie müssen angewiesen werden, jedes verfügbare Loch in dem Fahrzeug zu besetzen und sich dort verborgen zu halten. Sie dürfen ohne Befehl nichts gegen die Passagiere des Fahrzeugs unternehmen! Aber sie müssen sich bereithalten, sie zu zerstören, wann immer es sich als notwendig erweist.«

Darauf verstummte das Gehirn in der völligen Gewißheit, daß seine Befehle ausgeführt würden. Und

es begann, seine neue Einsicht zu prüfen, als wäre sie ein von ihm unabhängiger Teil. Der Versuch war gleichermaßen fesselnd wie bedrohlich, denn hier existierte als Bestandteil seiner selbst etwas, das in der Lage war, unabhängig zu handeln und zu urteilen.

*Entscheidungen — bewußte Entscheidungen, dachte das Gehirn, das ist die Strafe, die dem Einzelwesen durch das Bewußtsein auferlegt wird. Es gibt bewußte Entscheidungen, die das Einzelwesen spalten können. Wie können die Menschen eine solche Last von Entscheidungen aushalten?*

Chen-Lhu ließ den Kopf zurücksinken und döste in der Ecke zwischen Fenster und dem hinteren Schott ein wenig. Er starrte nachdenklich zu der Mondsichel hinauf, die langsam am Himmel aufstieg. Sie hatte die Farbe von geschmolzenem Kupfer.

Ein heller, durch Säure entstandener Streifen zog sich schräg über das Fenster zu der Kurve der Außenhaut hinunter. Chen-Lhu folgte dem Streifen mit den Blicken, und einen Moment lang glaubte er, während er den unteren Rand des Fensters betrachtete, eine Reihe winziger Punkte zu sehen, wie kaum sichtbare Mücken, die über die Scheibe marschierten.

Im Bruchteil einer Sekunde waren sie verschwunden.

*Habe ich mir das eingebildet? fragte er sich.*

Er überlegte, ob er die anderen darauf aufmerksam machen sollte, doch Rhin war bereits seit einer Stunde, seitdem sie die Vernichtung ihres Lagers beobachtete hatte, der Hysterie nahe. Sie mußte mit Vorsicht behandelt werden, damit sie ihre Nützlichkeit wiedererlangte.

*Ich könnte es mir eingebildet haben, dachte Chen-Lhu.  
Nur der Mond als Lichtquelle — Punkte vor den Augen;  
das wäre nichts Ungewöhnliches.*

Der Fluß hatte sich auf die sechsfache Breite der Flügelspannweite der Kapsel verengt. Eine düstere Mauer überhängender Bäume säumte den Wasserlauf.

»Johnny, schalten Sie die Flügellichter einen Augenblick ein«, bat Chen-Lhu.

»Warum?«

»Wenn wir das tun, werden sie uns sehen«, warf Rhin ein.

Sie hörte die schwelende Hysterie in ihrer eigenen Stimme und war entsetzt. *Ich bin Entomologin*, sagte sie sich. *Was immer sich dort draußen befindet, es ist eine Abwandlung von etwas Vertrautem.*

Aber dieser Gedanke brachte ihr keinen Trost. Sie erkannte, daß sie von einer Urangst berührt worden war, daß Instinkte geweckt waren, die die Vernunft

nicht beschwichtigen konnte.

»Machen Sie sich keine Illusionen«, sagte Chen-Lhu, und er versuchte, seiner Stimme einen weichen, vernünftigen Klang zu geben. »Das, was unsere Freunde überwältigt hat, weiß genau, wo wir uns befinden. Ich brauche das Licht lediglich, um einen Verdacht zu überprüfen.«

»Werden wir verfolgt?« fragte Joao.

Er schaltete die Flügellichter ein. Der plötzliche Lichtschein formte zwei flimmernde Höhlen, in denen es von flatternden, surrenden Insekten wimmelte — eine weißgeflügelte Masse.

Die Strömung trieb die Kapsel um eine Flußbiegung. Die Lichter streiften das Ufer, beleuchteten die Umrisse von knorrig gewundenen Wurzeln, die sich im roten Erdboden festklammerten, schwangen dann zu einer schmalen Insel hinüber, wo hohe Gräser sich im Strom wiegten — und kalte, grüne Augen an der Wasseroberfläche glitzerten.

Joao schaltete die Lichter aus.

In der plötzlichen Dunkelheit hörten sie das Sirren von Insekten und den metallischen Schrei von Flußfröschen ... dann, wie eine verspätete Antwort, das Bellen einer Affenhorde irgendwo am rechten Ufer.

Joao spürte, daß das Vorhandensein der Frösche und Affen eine Bedeutung hatte, die er hätte verstehen müssen. Aber es gelang ihm nicht, die Bedeutung zu erfassen.

Vor dem Fahrzeug erkannte er Fledermäuse, die über dem mondhellenden Fluß umherschnellten und zum Wasser hinuntertauchten, um zu trinken.

»Sie verfolgen uns ... beobachten und warten«, sagte Rhin.

*Fledermäuse, Affen, Frösche, alle in engem Zusammenleben mit dem Fluß, dachte Joao. Aber Rhin hatte gesagt, der Fluß sei ve'rgiftet. Gab es einen Grund, ihn anzulügen?*

Er versuchte, im fahlen Mondschein, der durch die Fenster hereindrang, ihr Gesicht zu erkennen, doch es drängte sich ihm lediglich der Eindruck hagerer, in sich gekehrter Schatten auf.

»Ich glaube, daß wir sicher sind, solange wir die Kabine verschlossen halten und die Atemluft durch die Filter beziehen«, sagte Chen-Lhu.

»Wir öffnen die Kabine nur bei Tageslicht«, erklärte Joao. »Dann können wir sehen, was um uns herum ist und unsere Gewehre benutzen, wenn es notwendig ist.«

Rhin spürte, daß ihre Lippen zitterten, und sie preßte sie

fest zusammen. Sie legte den Kopf in den Nacken und blickte durch den transparenten Streifen, der sich über die Kabinendecke zog, hinaus. Der Himmel war von einer Unzahl von Sternen übersät, und als sie den Blick senkte, konnte sie die Sterne noch immer sehen — schimmernde Punkte, die auf der Wasseroberfläche zitterten. Plötzlich erfüllte sie die Nacht, die sie zwischen den Dschungelwänden des Flusses gefangen hielt, mit einem Gefühl unendlicher Einsamkeit und Niedergeschlagenheit.

Die Nacht war erfüllt mit den Gerüchen des Dschungels, die die Luftfilter nicht am Eindringen hindern konnten. Jeder Atemzug war geschwängert mit lockenden und abstoßenden Düften.

In ihrer Vorstellung gewann der Dschungel die Form bewußter Boshaftigkeit. Sie spürte etwas dort draußen in der Nacht — eine denkende Einheit, die sie ohne das geringste Zögern zu verschlingen vermochte. Ihre Gedanken verliehen diesem Bild einen Hauch von Wirklichkeit, der von ihr Besitz ergriff. Sie konnte dem Gefühl keine Gestalt geben ... aber es war da, und es war überwältigend.

»Johnny, wie schnell ist die Strömung hier?« erkundigte sich Chen-Lhu.

*Gute Frage*, dachte Joao.

Er beugte sich über den Anzeiger des Höhenmessers.

»Wir befinden uns auf einer Höhe von achthundertdreißig Metern«, sagte er. »Wenn ich unsere Position und den Fluß richtig bestimmt habe, hat der Kanal auf den nächsten dreißig Kilometern ein Gefälle von siebzig Metern.« Er überschlug die Gleichung im Kopf. »Ich kann es natürlich nur annähernd sagen, aber die Strömung muß eine Geschwindigkeit von sechs bis acht Knoten haben.«

»Wird man nicht nach uns suchen?« fragte Rhin. »Ich bin immer noch der Meinung ...«

»Glauben Sie das nicht«, widersprach Chen-Lhu. »Wenn überhaupt eine Suche stattfindet, so wird man nach mir suchen, aber auf keinen Fall mehrere Wochen lang. Ich wußte, wo ich Sie zu suchen hatte, Rhin.« Er zögerte und fragte sich, ob er zu viel sagte, ob er Joao zu viele Hinweise gab. »Nur einige wenige von meinen Mitarbeitern wußten, wohin ich gehe und aus welchem Grund.«

Chen-Lhu hoffte, daß sie den Klang seiner Stimme richtig deutete und das Thema ruhen ließ.

»Sie wissen, auf welche Weise ich in die Sache hineingeraten bin«, sagte Joao. »Wenn irgend jemand auf die Idee käme, mich zu suchen ... wo würden sie die Suche beginnen?«

»Aber die Möglichkeit besteht, nicht wahr?« fragte Rhin. Ihre Stimme verriet, wie verzweifelt sie sich an

diese Möglichkeit klammerte.

»Es gibt immer Hoffnung«, sagte Chen-Lhu. Und bei sich dachte er: *Sie müssen sich beruhigen, Rhin. Wenn ich Sie brauche, darf es keine Schwierigkeiten geben, die aus Angst und Hysterie erwachsen..*

Dann richtete er seine Überlegungen auf das Problem, auf welche Weise er Joaos Unglaubwürdigkeit beweisen würde, wenn sie bewohnte Gebiete erreichten. Er mußte in dieses Vorhaben Rhins Hilfe einbeziehen, das stand fest. Joao war der perfekte Sündenbock, und die Ereignisse kamen wie gerufen — wenn Rhin überredet werden konnte, ihn zu unterstützen. Wenn sie sich natürlich als starrsinnig erweisen sollte, konnte sie immer noch beseitigt werden.

Mitternacht senkte sich über die Höhle in der Schlucht, bevor das Gehirn den nächsten Bericht über die drei Menschen und ihr schwimmendes Gefährt erhielt.

Der größte Teil der Unterhaltungen, die von den tanzenden Boten überbracht wurden, enthüllte lediglich den Druck und die Spannungen, denen die Menschen ausgesetzt waren. Die Menschen erkannten, wenn auch vielleicht nur im Unterbewußtsein, daß sie in der Falle steckten. Der größte Teil dieser Unterhaltungen konnte zur späteren Auswertung beiseitegeschoben werden, aber es gab eine Sache, die die augenblickliche Aufmerksamkeit des Gehirns erforderte. Das Gehirn verspürte so etwas wie Kummer darüber, daß es dieses Problem nicht aus eigenem Antrieb vorhergesehen

hatte.

»Es müssen sofort genügend Gruppen losgeschickt werden«, befahl das Gehirn, »um das Fahrzeug zu begleiten. Die Schwärme müssen sich im Ufergebüsch verborgen halten und stets bereit sein, sich über dem Fluß zu sammeln und das Fahrzeug vor Suchtrupps oder zufällig Vorüberfliegenden zu verstecken.«

Joao erwachte aus einem leichten Schlaf, als einer der Hilfsflügel der Kapsel das Ufergebüsch streifte. Er warf einen Blick zurück und sah, daß Chen-Lhu ihn hellwach anstarrte.

»Es ist Zeit, daß Sie aufwachen und Ihre Wache übernehmen«, sagte Chen-Lhu. »Rhin schläft immer noch.«

»Haben wir das Ufer sehr oft gestreift?« flüsterte Joao.

»Nicht oft.«

»Ich sollte diesen Treibanker auswerfen, den Vierho gemacht hat.«

»Das würde uns nicht davor schützen, das Ufer zu berühren. Außerdem könnte er hängenbleiben und uns aufhalten.«

»Der Padre hat die Haken des Ankers umwickelt. Ich glaube nicht, daß er hängenbleibt. Der Wind ist jetzt beständig und bleibt es auch bis zum Morgen. Ein Sog im Wasser könnte uns beschleunigen.«

»Aber wie wollen Sie ihn auswerfen?«

»Ja ...« Joao nickte. »Wir warten wohl besser bis morgen früh.«

»Es wäre das beste, Johnny.«

Rhin bewegte sich unruhig.

Joao schaltete die Flügellichter ein. Zwei Lichtkegel fielen auf einen Palmenhain hinter dichtem Schilfgesträuch. In den Lichtkegeln begannen sich zwei Schwärme flirrender Insekten abzuzeichnen.

»Unsere Freunde sind noch da«, flüsterte Chen-Lhu.

Joao schaltete die Lichter aus.

Rhins Atem ging plötzlich abgehackt und stoßweise, als wäre sie am Ersticken. Joao faßte sie am Arm und sagte leise: »Alles in Ordnung mit Ihnen?«

Halb im Schlaf spürte Rhin seine Nähe, und ein instinktives Verlangen nach seinem männlichen Schutz überkam sie. Sie schmiegte sich dicht an ihn und murmelte: »Es ist so heiß. Kühlt es hier nie ab?«

»Sie träumt«, flüsterte Chen-Lhu.

»Ja, aber es ist wirklich heiß«, gab Joao zurück. Rhins offenkundiges Verlangen nach ihm machte ihn verlegen. Er merkte, daß es Chen-Lhu erheiterte und Freude bereitete.

»Gegen Morgen müßte die Hitze ein wenig nachlassen«, erklärte Joao. »Warum schlafen Sie nicht eine Weile, Tra-vis?«

»Ja, ich werde jetzt schlafen«, sagte Chen-Lhu. Er streckte sich auf der schmalen Bank aus und dachte:  
*Werde ich sie umbringen müssen? Sie sind solche Narren, Rhin und Johnny ... sie fühlen sich so offensichtlich zueinander hingezogen, wehren sich aber dagegen.*

Die Kapsel schaukelte in der nächtlichen Brise. Rhin schmiegte sich noch enger an Joao und atmete tief und friedlich.

Joao starrte aus dem Fenster.

Der Mond war hinter die Berge gesunken, und die dunklen Schatten an den Ufern wurden nur noch vom Sternen-licht vertrieben. Das stetige Vorüberfließen der undeutlichen Umrisse machte Joao benommen. Er strengte sich an, wach zu bleiben, versuchte, die Dunkelheit zu durchdringen. Seine Sinne waren aufs

Äußerste angespannt.

Um ihn war nichts als die Strömung des Flusses und die leise wiegende Bewegung des Windes.

Die Nacht erschien Joao voller Geheimnisse. Dieser Fluß war bevölkert von den Geistern all derjenigen, die je darauf gefahren waren, und jetzt ... auch noch von etwas anderem. Er konnte dieses andere spüren. Es brachte die Geräusche der Nacht zum Schweigen. Selbst das Quaken der Frösche war nicht mehr zu hören.

Etwas bellte im Dschungel zur Linken. Er glaubte, den erregten Schlag von Trommeln zu hören. Fern ... sehr fern. Ein Nachdröhnen, das er mehr fühlte als hörte. Es war verstummt, bevor er ganz sicher war.

*Die Indianer sind alle aus den roten Zonen vertrieben, dachte er. Wer sollte wohl Trommeln schlagen? Ich muß es mir eingebildet haben; wahrscheinlich habe ich meinen eigenen Pulsschlag gehört.*

Er verhielt sich ganz still und lauschte, konnte aber nur Chen-Lhus tiefe, gleichmäßige Atemzüge und einen leisen Seufzer von Rhin hören.

Der Fluß wurde breiter, und die Strömung ließ nach.

Eine Stunde um die andere verging. Die Zeit schien sich zu dehnen. Joao überkam ein Gefühl der

Erschöpfung und Einsamkeit. Die Kapsel, die sie umgab, schien zerbrechlich und unzulänglich: ein vergänglicher, zerstörbarer Gegenstand. Er fragte sich, wie er dieser verletzlichen Maschine je sein Leben hoch über dem Dschungel hatte anvertrauen können.

*Wir werden es nie schaffen!* dachte er.

Chen-Lhus Stimme unterbrach wie ein tiefes Grollen die Stille: »Ist dieser Fluß ganz bestimmt der Itacosa, Johnny?«

»Ich bin mir dessen einigermaßen sicher«, gab Joao leise zurück.

»Welches ist das nächstgelegene bewohnte Gebiet?«

»Die Durchgangszone der Bandeirantes in Santa Maria de Grao Cuyaba.«

»Sechs- bis siebenhundert Kilometer, wie?«

»So ungefähr.«

Rhin regte sich in Joaos Armen, und er fühlte, daß ihre Weiblichkeit ihn erregte. Er zwang sich, diesen Gedanken von sich zu schieben und konzentrierte sich statt dessen auf den Fluß, der vor ihnen lag: ein gewundener Lauf mit Stromschnellen und eingesunkenen Uferböschungen. Es war ein Pfad, der auf der gesamten Länge von diesem lauernden Etwas

bedroht war, das er überall um sich herum spürte. Und es gab noch eine andere Gefahr, die er den anderen gegenüber nicht erwähnt hatte: in diesem Gewässer wimmelte es von Raubfischen, den Piranhas.

»Wie viele Stromschnellen liegen vor uns?« fragte Chen-Lhu.

»Ich weiß es nicht genau«, erwiderte Joao. »Acht oder neun - vielleicht mehr. Es hängt von der Jahreszeit und dem Wasserstand ab.«

»Wir werden den Treibstoff brauchen, um die Stromschnellen zu überfliegen.«

»Dieser Kasten wird nicht mehr viele Starts und Landungen überstehen«, entgegnete Joao. »Die rechte Kufe ...«

»Vierho hat gute Arbeit geleistet. Es wird halten.«

»Wollen es hoffen.«

»Sie schlagen sich mit schwermütigen Gedanken herum, Johnny. Das ist nicht die richtige Einstellung, um dieses Abenteuer zu überstehen. Wie lange wird es dauern bis zu diesem Santa Maria?«

»Sechs Wochen, wenn wir Glück haben. Haben Sie Durst?«

»Ja. Wieviel Wasser haben wir?«

»Zehn Liter ... und wir haben den kleinen Destillierapparat mitgenommen, für den Fall, daß wir mehr brauchen.«

Chen-Lhu reichte Joao die Feldflasche, und er nahm einen tiefen Zug.

Das Wasser war warm und schal. Er gab die Flasche zurück.

In weiter Ferne schrie ein Nachtvogel mit flötender Stimme: »Tuta! Tuta!«

»Was war das?« fragte Chen-Lhu.

»Ein Vogel ... nichts als ein Vogel.«

Joao seufzte. Der Ruf des Vogels hatte eine schlimme Vorahnung in ihm geweckt, wie ein schlechtes Omen aus der abergläubischen Vergangenheit seines Volkes. In seinen Schläfen pochte eine Fülle von nächtlichen Geräuschen. Er starre in die Dunkelheit hinaus, sah am rechten Ufer gespenstische Lichtpunkte, die von Leuchtkäfern herrührten, und sog die Dschungelluft ein, die ihm wie der Atemhauch des Bösen erschien.

Die Hoffnungslosigkeit ihrer Lage schlug ihm aufs Gemüt. Sie befanden sich am Rande der Regensaison, von jeglicher Zuflucht durch Hunderte von Kilometern

voller Stromschnellen, Strudel und Wasserfälle abgeschnitten. Und sie dienten einer grausamen Intelligenz, die den Dschungel zu ihrer Waffe machte, als Zielscheibe.

Von Rhin ging ein schwerer Moschusduft aus, der ihm in die Nase stieg. Er rief ihm unausweichlich ins Bewußtsein, daß sie weiblich war ... und begehrenswert.

Der Fluß zerrte an der Kapsel.

Joao spürte in diesem Augenblick die Verbundenheit mit der Strömung, die sie auf das Meer zutrieb wie ein schwarzes Band.

Eine weitere Stunde verrann ... und noch eine.

Joao entdeckte einen roten Schein am Himmel — die Morgendämmerung. Affengebrüll begrüßte das Tageslicht. Ihr Lärmen weckte die Vögel, die im Schütze des dunklen Waldes ihren Morgenschwatz hielten: hämmernde Triller, Zirpen in allen Tonlagen, vereinzelter Kreischen.

Ein rötlicher Schimmer überzog den Himmel, wurde zu milchigweißem Licht, das der Welt um die dahintreibende Kapsel herum deutliche Umrisse verlieh.

Joao blickte zum Westen und sah Gebirgsläufer,

übereinandergehäufte Hügelwellen, die gegen die steilen Andenhänge schlügen. Ihm wurde klar, daß sie das erste steile Gefalle des Flusses hinter sich gelassen und die Hochebene erreicht hatten.

Die Kapsel glitt ruhig dahin wie ein großer Wasserkäfer vor einer Baumkulisse, die mit den tanzenden Flammen von Waldblumen gesäumt ist. Eine träge Strömung stellte sich dem Wasserfluß in kleinen Wirbeln entgegen. Nebelschwaden hingen wie aufgeblähte Schleier über dem Wasser.

Rhin erwachte, löste sich aus Joaos Armen und streckte sich. Sie starre flußabwärts. Zwischen den hohen Bäumen wirkte der Fluß wie ein Kirchengang.

Joao rieb sich den Arm, auf dem Rhins Kopf gelegen und den Blutstrom gestaut hatte. Unterdessen betrachtete er die Frau an seiner Seite aufmerksam. Es war etwas Kindliches an ihr: die roten Haare zerzaust, ein unschuldiger, unverdorbener Ausdruck in ihren Zügen.

Sie gähnte, lächelte ihn an ... und runzelte plötzlich die Stirn, als ihr ihre Lage endlich ins Bewußtsein kam. Kopfschüttelnd wandte sie sich um und blickte Chen-Lhu an.

Der Chinese schließt mit zurückgelegtem Kopf in der hinteren Ecke. Plötzlich drängte sich ihr das Gefühl auf, daß Chen-Lhu gefallene Größe verkörperte, als wäre er

ein Held aus der Vergangenheit des Landes. Sein Atem ging leise und rasselnd. Große Poren kerbten seine Haut, die die Zähigkeit von gegerbtem Leder zu haben schien. Ihr war das nie zuvor aufgefallen. Graue Bartstoppeln säumten seine Oberlippe. Ihr wurde plötzlich bewußt, daß Chen-Lhu seine Haare färbte. Das war ein Zeichen von Eitelkeit, die sie nie zuvor an ihm vermutet hatte.

»Es weht kein Lüftchen«, sagte Joao.

»Aber es ist kühler geworden«, entgegnete sie.

Sie blickte auf ihrer Seite aus dem Fenster und sah SchilfbüscheL, die sich in der Strömung bogen. Die Kapsel drehte sich, wann immer sie zufällig in einen Wirbel geriet. Der Bewegung haftete etwas Majestätisches an: getragene, langsame Wenden, wie ein eleganter Tanz im Rhythmus des Flusses.

»Wonach riecht es hier?« fragte sie.

Joao schnüffelte: Treibstoff ... sehr schwach, der Moschusduft, der vom Schweiß der Menschen herrührte ... Moder. Er wußte sofort und ohne darüber nachzudenken, daß dies der Geruch war, der ihre Frage ausgelöst hatte.

»Es ist Moder«, sagte er.

»Moder?«

Sie sah sich im Kabineninnern um, ließ den Blick über die glatten Flächen der Deckenränder und das chromglänzende Schaltpult gleiten. Sie legte die Hände um das Doppelrad an ihrer Seite und bewegte es.

*Moder*, dachte sie.

Der Dschungel hatte bereits einen Vorposten in ihrem Innern.

»Wir sind schon fast in der Regenzeit, nicht wahr?« fragte sie. »Was bedeutet das für uns?«

»Schwierigkeiten«, erwiderte er. »Hochwasser ... Stromschnellen.«

Chen-Lhus Stimme drang plötzlich aus dem Hintergrund zu ihnen.

»Warum immer mit dem Schlimmsten rechnen?«

»Weil wir es müssen«, entgegnete sie.

Plötzlich regte sich der Hunger in Joao. Seine Hände zitterten, sein Mund brannte vor Durst.

»Ich könnte eine Feldflasche gebrauchen«, sagte er.

Chen-Lhu reichte eine Feldflasche nach vorn. Als Joao sie nahm, schwuppte das Wasser darin. Er bot Rhin die

Flasche an, doch sie schüttelte, von einem seltsamen Gefühl der Übelkeit überwältigt, den Kopf.

*Das Gift im Wasser hat einen vorübergehenden Abwehrmechanismus bei mir ausgelöst, dachte sie. Joaos Trinkgeräusche lösten Widerwillen in ihr aus. Wie gierig er trank! Unfähig, ihm zuzusehen, mußte sie den Blick abwenden.*

Joao gab Chen-Lhu die Feldflasche zurück und dachte darüber nach, wie unbemerkt der Chinese aufgewacht war. Das erste, was man von ihm bemerkte, war seine Stimme, hellwach und eindringlich. Wahrscheinlich lag Chen-Lhu da und gab vor, zu schlafen, war aber eigentlich wach und lauschte den Gesprächen.

»Ich ... ich glaube, ich habe Hunger.«

Chen-Lhu zog einige Lebensmittelrationen hervor, und sie aßen schweigend.

Jetzt verspürte sie Durst ... und zu ihrer Verwunderung reichte Chen-Lhu ihr die Feldflasche, bevor sie ihn noch darum bitten konnte. Sie erkannte in diesem Augenblick, daß er sie beobachtete, und daß er ihre Gefühle durchschaute und ihre Gedanken las. Es war eine beunruhigende Entdeckung. Sie trank wütend und gab Chen-Lhu die Flasche wortlos zurück.

Er lächelte.

»Wenn sie sich nicht auf dem Dach befinden, wo wir sie nicht sehen können oder unter den Flügeln, haben uns unsere Freunde verlassen«, sagte Joao.

»Das habe ich auch schon bemerkt«, pflichtete Chen-Lhu bei.

Joao ließ den Blick über beide Uferseiten gleiten, so weit er sehen konnte.

Kein Zeichen von Leben.

Kein Ton.

Die Sonne war jetzt so hoch gestiegen, daß sie den Nebel am Flußufer aufsaugte.

»Es wird höllisch heiß werden hier drinnen«, sagte Rhin.

Joao nickte.

Der Augenblick, in dem die Hitze begann, war deutlich zu erkennen. In der einen Sekunde war sie noch nicht da, und in der nächsten zwang sie sich den Sinnen auf. Er öffnete den Sicherheitsgurt, kippte seinen Sitz zur Seite, glitt nach hinten und legte die Hände an die Haken, die das hintere Schott verschlossen.

»Wohin gehen Sie?« fragte Rhin. Sie errötete beim Klang ihrer Frage.

Chen-Lhu kicherte.

Sie stellte fest, daß Chen-Lhus Gefühllosigkeit sie erzürnte, auch wenn er versuchte, die Wirkung seiner Worte zu mildern, indem er sagte: »Wir müssen bestimmte unberührbare Punkte in den westlichen Bräuchen lernen, Rhin.«

Sie hörte den Spott, der noch immer in seiner Stimme schwang und wandte sich heftig ab.

Joao schlug die Luke zurück und untersuchte ihre Innen- und Außenränder. Keine erkennbare Spur von Insekten. Er blickte auf die flache Oberfläche der Gleitfläche hinunter, die sich zwischen den Turbomotoren auf einer Länge von zweieinhalb Metern erstreckte und etwa einen Meter breit war. Auch dort keine Spur von Insekten.

Er sprang auf die Plattform hinunter und schloß die Luke hinter sich.

Sobald sich die Luke geschlossen hatte, wandte sich Rhin zu Chen-Lhu um.

»Sie sind unerträglich!« stieß sie hervor.

»Aber *Doktor Kelly!*«

»Sie können sich diesen ›Wir-professionellen-unter-uns-

Ton< sparen«, sagte sie.

»Sie sind trotzdem unerträglich.«

Chen-Lhu senkte die Stimme und sagte: »Bevor er zurück kommt, müssen wir einige Dinge besprechen. Wir haben keine Zeit für Anzüglichkeiten. Dies ist eine IEO-Angelegenheit.«

»Die einzige IEO-Angelegenheit, die wir erledigen müssen, ist es, dem Hauptquartier Ihre Geschichte zu überbringen«, sagte sie.

Er warf ihr einen eindringlichen Blick zu. Diese Haltung war zu erwarten, gewiß, aber er mußte eine Möglichkeit finden, sie umzustimmen. *Die Brasilianer haben ein Sprichwort*, dachte er und sagte: »Wenn Sie von Pflicht reden, vergessen Sie nicht, das Geld zu erwähnen.«

»A conta foi paga por mim«, entgegnete sie. »Diese Rechnung habe ich bezahlt.«

»Ich wollte damit nicht sagen, daß Sie etwas zu bezahlen haben«, gab er zurück.

»Wollen Sie mich kaufen?« fragte sie wütend.

»Das haben andere vor mir auch getan«, erwiderte er.

Sie sah ihn zornig an. Wollte er ihr damit drohen, Joao

über ihre Vergangenheit in der Spionageabteilung der IEO aufzuklären? Sollte er! Aber sie hatte im Laufe ihrer Arbeit für die IEO einiges gelernt. Sie sah Chen-Lhu mit gespielter Unsicherheit an. Was hatte der Chinese im Sinn?

Chen-Lhu lächelte. Die westlichen Menschen waren so anfällig für die Habgier. »Möchten Sie mehr hören?« fragte er.

Ihr Schweigen deutete er als Zustimmung.

»Zuerst«, erklärte Chen-Lhu, »werden Sie Johnny Martinho umgarnen, ihn zum Sklaven der Liebe machen. Er muß dahin gebracht werden, daß er alles für Sie tut. Das sollte Ihnen nicht schwerfallen.«

*Das habe ich schließlich schon oft getan, nicht wahr?* dachte sie.

Sie wandte sich ab. *Ja ... ich habe es schon oft getan: im Namen der Pflicht.*

Chen-Lhu nickte vor sich hin. Die Verhaltensmuster des Lebens waren unerschütterlich. Sie hatte sich eines Besseren besonnen ... beinahe aus Gewohnheit. Die Luke öffnete sich neben ihm, und Joao kletterte in die Kabine.

»Nichts zu sehen«, sagte er und ließ sich in seinen Sitz zurückgleiten. »Ich habe die Luke nicht verschlossen,

falls einer von Ihnen jetzt hinausgehen will.«

»Rhin?« fragte Chen-Lhu.

Sie schüttelte den Kopf und nahm einen bebenden Atemzug. »Nein.«

»Dann werde ich die Gelegenheit wahrnehmen«, sagte Chen-Lhu. Er öffnete die Luke, kletterte auf die Plattform hinaus und schloß die Luke hinter sich.

Ohne sich umzudrehen, wußte Rhin, daß die Luke nur scheinbar verschlossen war, daß Chen-Lhu einen Spalt offengelassen hatte, um zu lauschen. Sie blickte starr geradeaus auf das Quecksilberband des Flusses. Die Kapsel war von einem blauen Gewölbe regloser Luft umspannt, das sich langsam mit Hitze füllte, bis es zu bersten drohte.

Joao warf ihr einen fragenden Blick zu. »Alles in Ordnung?«

*Daß ich nicht lache!* dachte sie.

Eine Minute verrann schweigend.

»Stimmt etwas nicht?« fragte Joao. »Sie haben mit Travis geflüstert, während ich draußen war. Ich konnte die Worte nicht verstehen, aber Ihre Stimme klang zornig.«

Sie räusperte sich krampfhaft. Chen-Lhu hörte jedes Wort, das stand felsenfest. »Ich ... er hat mich aufgezogen.«

»Aufgezogen?«

»Ja.«

»Womit?«

Sie wandte sich ab und betrachtete die sanften Rundungen der Hügel, die zur Rechten aufstiegen. Weit in der Ferne erblickte sie den Schneegipfel eines Berges, auf dem Vulkanasche wie eine schwarze Tonsur lag. Etwas von der ruhigen Heiterkeit der Berge durchdrang ihre Sinne.

»Ihretwegen«, sagte sie.

Joao senkte den Blick auf seine Hände und fragte sich, warum ihr Bekenntnis ihn verlegen machte.

In das Schweigen hinein begann Rhin, eine Melodie zu summen. Sie hatte eine schöne Stimme und wußte es: kehlig und einschmeichelnd. Die Stimme war eines ihrer besten Werkzeuge.

Joao erkannte das Lied und wunderte sich über ihre Wahl. Selbst als sie längst verstummt war, umgab ihn die Melodie wie ein Nebel. Es war eine Klage aus einer Tragödie von Lorca, für die Gitarre vertont:

*»Halt ein mit deinem Hieb, Alter Tod —  
Ich bin es nicht, der deine dunkle See sucht.  
Ich würde nicht jammern, noch bitten —  
Doch ich fordere es als einer,  
der deine Arbeit für dich getan hat.  
Dieser Fluß, der mein Leben ist,  
laß ihn noch ein Weilchen ruhig dahinfließsen;  
Denn in den Augen meiner Liebe ist grauer Rauch ...  
Und der Abschied fällt so schwer.«*

Sie hatte das Lied nur gesummt, doch er hörte die Worte ungeachtet dessen.

Joao blickte aus dem Fenster.

Das Flußufer war hier von Mangobäumen gesäumt, dunkelgrünes Blattwerk, das hier und da vom helleren Grün tropischer Misteln unterbrochen wurde. Über dem nahen Dschungel schwebten zwei schwarz-weiße Geier. Sie standen in dem stahlblauen Himmel, als wären sie auf eine Theaterkulisse gemalt.

Die scheinbare Ruhe des Bildes erweckte in Joao keinerlei Illusionen.

Ein Papageienschwarm zog seinen Blick an. Die Vögel zogen leuchtend türkis durch die Luft, tauchten dann in den Dschungel ein und wurden von ihm verschlungen, als hätte es sie nie gegeben.

Das Mangogehölz wurde von einem schmalen

Grasstreifen abgelöst, am halbhohen Ufer schimmerte die Erde rotbraun.

Die Luke wurde geöffnet, und Joao hörte, wie Chen-Lhu in die Kabine kletterte. Dann wurde die Luke verschlossen und eingehakt.

»Johnny, ist es möglich, daß sich dort hinter dem Grasstreifen etwas bewegt?« fragte Chen-Lhu.

Joao blickte angestrengt in die angegebene Richtung. *Ja!* Etwas hielt sich dort im Schatten der Bäume — viele Gestalten, die sich huschend mit der Strömung bewegten und mit der Kapsel Schritt hielten.

Joao hob das Gewehr, das er links neben seinem Sitz verstaut hatte.

»Das ist ein weiter Schuß«, sagte Rhin.

»Ich weiß. Ich möchte sie auf uns aufmerksam machen - sie auf Abstand halten.«

Er hantierte an der Versiegelung der Schießscharte, doch bevor er sie öffnen konnte, traten die Gestalten aus dem Schatten in das helle Sonnenlicht des Grasstreifens hinaus.

Joao stieß einen überraschten Schrei aus.

»Heilige Mutter Gottes! Heilige Mutter Gottes ...«,

flüsterte Rhin.

Es war eine gemischte Gruppe, die da am Ufer aufgereiht stand. Die meisten hatten menschliche Gestalt, doch es waren auch einige Rieseninsekten unter ihnen — Heuschrecken, Käfer, ein Ding mit einem peitschenähnlichen Rüssel. Die Mehrzahl der Menschen sahen aus wie die Indianer, die Joao und seinen Vater überwältigt hatten.

In Abständen tauchten jedoch in der Reihe Einzelwesen auf, die sich von den anderen unterschieden: dort einer, dessen Äußeres identisch war mit dem des Präfekten, Joaos Vater; neben ihm ... Vierho! Und alle Männer aus dem Zeltlager.

Joao stieß die Mündung des Sprühgewehrs durch die Schießscharte.

»Nein!« sagte Rhin. »Warten Sie. Sehen Sie sich ihre Augen an, ihren glasigen Blick. Vielleicht sind es unsere Freunde ... unter der Einwirkung von Drogen, oder ...« Sie verstummte.

*Oder Schlimmeres*, dachte Joao.

»Möglicherweise sind sie Geiseln«, warf Chen-Lhu ein.  
»Ein sicherer Weg, das herauszufinden - einen von ihnen erschießen.«

Er erhob sich und öffnete den Deckel der

Ausrüstungskiste. »Hier ist ein Kugel ...«

»Legen Sie es zurück!« fuhr Joao ihn an. Er zog das Sprühgewehr zurück und versiegelte die Schießscharte wieder.

Chen-Lhu verzog nachdenklich den Mund. *Diese Südamerikaner! So wirklichkeitfremd.* Er legte das Kugelgewehr in die Kiste zurück und setzte sich wieder. Man hätte einen der weniger wichtigen Menschen als Ziel wählen können. Sie hätten wichtige Erkenntnisse gewinnen können. Es würde jedoch nichts nützen, jetzt auf diesem Thema zu beharren. Nicht jetzt.

»Ich weiß nicht, wie es mit Ihnen beiden ist«, sagte Rhin. »Aber in meiner Schule habe ich gelernt, unsere Freunde nicht zu töten.«

»Natürlich, Rhin, natürlich«, entgegnete Chen-Lhu.  
»Aber sind das unsere Freunde?«

Sie sagte: »Solange ich es nicht genau weiß ...«

»So ist es!« unterbrach Chen-Lhu sie. »Und wie wollen Sie sich Gewißheit verschaffen?« Er deutete auf die Gestalten, die jetzt, als die Grasfläche wieder von einem Saum überhängender Bäume und Schlingpflanzen abgelöst wurde, hinter ihnen zurückblieben. »Das ist auch eine Schule, Rhin — der Dschungel dort drüben. Sie sollten auch von ihm lernen.«

*Doppeldeutig, doppeldeutig, dachte Rhin.*

»Der Dschungel ist eine Schule der Sachlichkeit«, sagte Chen-Lhu. »Eindeutige Aussagen. Fragen Sie ihn nach Gut und Böse. Der Dschungel hat nur eine Antwort:  
›Derjenige, der überlebt, ist gut.««

*Er will mir sagen, ich soll mit der Verführung des Senhor Johnny Martinho fortfahren, solange der Schock ihn noch empfänglich macht, dachte sie. Es ist wahr, Gefahr, Schock und Entsetzen, das alles erzeugt einen eigenen Rückschlag.*

Sie nickte vor sich hin. *Aber wo werde ich landen mit meinem Sprung?*

»Wenn es echte Indianer wären, wüßte ich, warum sie dieses Schauspiel aufziehen«, sagte Joao. »Aber es sind keine echten Indianer. Wir haben keine Ahnung, was in diesen Wesen vorgeht. Indianer würden so etwas tun, um uns zu verhöhnen und uns zu verstehen zu geben:  
›Ihr seid die nächsten.‹ Aber diese Wesen ...« Er schüttelte den Kopf.

Schweigen senkte sich über die Kabine: eine bedrückende Einsamkeit, verstärkt durch die Hitze und das gleichförmige, hypnotische Vorübergleiten der Uferlinie.

Chen-Lhu ließ sich schlafbrig zurücksinken und dachte: *Die Hitze und das Nichtstun werden für mich arbeiten.*

Joao starrte nachdenklich auf seine Hände.

Er hatte sich noch nie in einer Lage befunden, in der Furcht und Nichtstun ihn dazu zwangen, in sich hinein zu schauen. Die Erfahrung entsetzte und fesselte ihn gleichermaßen.

*Angst ist die Strafe des Bewußtseins, das gezwungen ist, sich selbst zu betrachten, dachte Joao. Ich müßte mich mit etwas beschäftigen. Aber womit? Also schlafe ich ein wenig.*

Aber er fürchtete den Schlaf, weil er fühlte, daß Träume auf ihn lauerten.

*Vergessen ... wie wunderbar das wäre: Vergessen,*  
dachte er.

Er wußte, daß er irgendwo in der Vergangenheit einen strahlenden Gipfel erreicht hatte, der frei von allen Sorgen gewesen war, ein Ort, an dem es keine Zweifel gab. Handeln ... Spiel ... Reflexbewegung - daraus hatte das Leben bestanden. Jetzt lag es vor ihm, der prüfenden Betrachtung und Erforschung dargeboten.

Aber er spürte, daß es einen Punkt gab, an dem die nach innen gekehrte Rückschau ihn an den Rand des Abgrunds bringen konnte, daß irgendwo in ihm Erinnerungen lauerten, die ihn zu verschlingen drohten.

Rhin hatte den Kopf an die Rückenlehne ihres Sitzes gelegt und blickte in den Himmel hinauf. *Bald wird sich jemand auf die Suche nach uns machen*, dachte sie. *Sie müssen ... sie müssen ... sie müssen.*

*Du mußt reimt sich auf Lust*, dachte sie. Und sie schluckte kramphaft und fragte sich, wie dieser Gedanke entstanden war. Sie zwang sich, ihre Aufmerksamkeit auf den Himmel zu lenken - so blau ... blau ... blau: eine leere Fläche, auf die alles geschrieben werden konnte.

*Jeden Augenblick können über uns Suchmannschaften auftauchen.*

Ihr Blick wanderte zu den Bergen am westlichen Horizont ab. Berge türmten sich auf und wurden wieder kleiner, während der Fluß sie in seinem blauen Bett vorantrug.

*Das sind die Dinge, die wir nicht denken dürfen, weil uns sonst die Gefühle überwältigen*, dachte sie. *Diese Dinge sind die Last, an der wir so furchtbar schwer tragen.* Langsam streckte sie ihre Hand aus und ergriff Joaos. Er sah sie nicht an, aber der heftige Druck seiner Hand sagte mehr als eine Hand, die eine andere umfaßt.

Chen-Lhu sah die Bewegung und lächelte in sich hinein.

Joao starnte auf das vorüberziehende Ufer hinaus. Die

Kapsel glitt auf einem verzauberten Fluß zwischen Lianenvorhängen dahin. Die Strömung trug sie um eine Flußbiegung, und sie sahen sich der mächtigen, strahlenden Schönheit von drei *Fernan-Sanchez-Bäumen* gegenüber: beherrschendes Rot vor dem Grün. Joaos Blick wanderte weiter zum Wasser des Flusses, der in stetiger Arbeit die gekrümmten Wurzeln an der lehmigen Uferböschung untergrub.

*Ihre Hand in meiner*, dachte er. *Ihre Hand in meiner*.

Ihre Handfläche war feucht, verheißend und besitzergreifend.

Aufsteigende Hitzewellen hüllten die Kapsel in der reglosen Luft ein. Die Sonne wurde zur pulsierenden Hölle,

die über ihnen schwebte ... und sich langsam, langsam den westlichen Gipfeln zusenkte.

*Hände verschlungen ... Hände verschlungen*, dachte Joao.

Er begann, die Nacht herbeizusehnen.

Abendliche Schatten begannen sich über die Ufer zu breiten. Die Nacht stieg von dem schmalen Band des Flusses zu den leuchtenden Berggipfeln auf.

Chen-Lhu setzte sich in seinem Sitz zureckt und

richtete sich auf, als die Sonne hinter den Bergen verschwand. Amethystfarbene Nebel ließen das Wasser vor ihnen glänzen wie einen geschliffenen Rubin — wie flüssiges Blut. Bevor die Dunkelheit endgültig hereinbrach, schien um sie herum jegliche Bewegung aufzuhören. Und dann umfing sie die besänftigende Feuchte der Nacht.

*Die Nacht gehört den Scheuen und den Schrecklichen,* dachte Chen-Lhu. *Die Nacht gehört mir — und ich bin nicht scheu.*

Und er lächelte beim Anblick der beiden Schatten in den Vordersitzen, die zu einem einzigen Schatten verschmolzen waren.

*Das Tier mit zwei Köpfen,* dachte er. Es war ein so erheiternder Gedanke, daß er die Hand vor den Mund legte, um ein Lachen zu unterdrücken.

Gleich darauf sagte Chen-Lhu: »Ich werde jetzt schlafen, Johnny. Sie übernehmen die erste Wache. Wecken Sie mich um Mitternacht.«

Einen Augenblick lang verstummten die leisen Geräusche aus dem vorderen Teil der Kabine, dann setzten sie wieder ein.

»In Ordnung«, sagte Joao, und seine Stimme klang belegt.

*Ahh, diese Rhin, dachte Chen-Lhu. Ein wirklich  
brauchbares Werkzeug, selbst wenn sie es nicht will.*

---

## VIII

Obwohl die Einzelheiten des Berichts interessant waren, fügte er dem allgemeinen Wissen des Gehirns über die Menschen wenig Neues hinzu. Auf das Schauspiel am Ufer hatten sie mit Entsetzen und Furcht reagiert. Das war zu erwarten gewesen. Der Chinese hatte praktische Veranlagung bewiesen, die von den beiden anderen nicht geteilt wurde. Diese Tatsache, in Verbindung mit den offensichtlichen Versuchen des Chinesen, die beiden zur Paarung zu veranlassen — das konnte von Bedeutung sein. Die Zeit würde es erweisen.

Inzwischen erfuhr das Gehirn etwas, das einer anderen menschlichen Gefühlsbewegung verwandt war — Sorge.

Das Dreigespann in dem Fahrzeug entfernte sich immer weiter von der Höhlenkammer über der Schlucht. Eine spürbare Verzögerung machte sich im Ablauf der Berichterstattung-Beurteilung-Entscheidung-Handlung bemerkbar.

Das Gehirn betrachtete noch einmal das

Nachrichtenmuster, das sich an der Höhlendecke wiederholte.

Das Fahrzeug näherte sich einer Reihe von Stromschnellen. Die Passagiere konnten darin umkommen und unwiderruflich verloren sein. Oder sie mochten ihre Bemühungen wiederholen und versuchen, in dem Fahrzeug davonzufliegen. Die Sache mußte gründlich überlegt werden.

Das Fahrzeug war schon einmal geflogen.

Beurteilung — Entscheidung.

»Ihr überbringt den Handlungseinheiten den Bericht«, befahl das Gehirn. »Weist sie an, das Fahrzeug und seine Passagiere abzufangen, bevor sie die Stromschnellen erreicht haben. Sie sollen die Menschen lebend fangen, wenn möglich. Die Reihenfolge, wenn einige von ihnen geopfert werden müssen: zuerst muß der Chinese gefangen genommen werden, dann die ruhende Königin, zuletzt der andere Mann.«

Die Insekten an der Decke tanzten ihre Nachrichtenmuster und summten die verschiedenen Tonlagen, um sie sich einzuprägen, dann flogen sie in den frühen Morgen hinaus.

Handlung.

Chen-Lhu starnte über die Frontsitze auf den Fluß hinaus und beobachtete den Mondpfad, der unter der Kapsel verschwand. In den Strudeln war der Pfad wie mit Spinnfäden durchzogen, im ruhigen Gewässer schwamm er wie flüssiges Silber.

Aus dem vorderen Teil der Kabine drangen Atemgeräusche eines tiefen, befriedigten Schlafes.

*Nun werde ich Johnny, diesen Narren, nicht töten müssen,* dachte Chen-Lhu.

Durch das Seitenfenster warf er einen Blick auf den Mond, der jetzt tief am Himmel stand und bald untergehen würde. Im bronzefarbenen Erdenlicht erschien ein Bild, das einem Gesicht ähnelte: Vierho.

*Er ist tot, Johnnys Gefährte, dachte Chen-Lhu. Was wir am Flußufer gesehen haben, war eine Imitation. Niemand kann den Überfall auf das Lager überlebt haben. Unsere Freunde da draußen haben den lieben Padre kopiert.*

Chen-Lhu fragte sich: *Wie ist Vierho der Tod wohl begegnet - als Illusion oder als Katastrophe?*

*Eine sinnlose Frage.*

Rhin drehte sich im Schlaf um und drängte sich dicht an Joao. »Mmmm«, murmelte sie.

*Unsere Freunde werden ihren Angriff nicht mehr lange hinauszögern, dachte Chen-Lhu. Es ist klar, daß sie nur den richtigen Zeitpunkt und den richtigen Ort abwarten. Wo wird es geschehen — in einer Felsenschlucht, an einer schmalen Stelle des Flusses? Wo?*

Der Gedanke verwandelte jeden Schatten draußen in eine Gefahrenquelle, und Chen-Lhu war erstaunt, daß er es zugelassen hatte, daß ihm seine Gedanken einen so furchteinflößenden Streich spielten.

Dennoch richtete er all seine Sinne aufmerksam in die Dunkelheit.

Draußen herrschte wirklich eine abwartende Stille, das Gefühl einer lauernden Gegenwart im Dschungel.

*Das ist Unsinn!* versuchte Chen-Lhu, sich selbst zu überzeugen. Er räusperte sich.

Joao drehte sich im Sitz und fühlte Rhins Kopf an seiner Brust. Wie ruhig sie atmete.

»Travis«, flüsterte er.

»Ja?«

»Wie spät ist es?«

»Schlafen Sie weiter, Johnny. Sie haben noch ein paar

Stunden Zeit.«

Joao schloß die Augen und ließ sich in den Sitz zurück sinken, aber der tiefe Schlaf wollte nicht kommen. Etwas in der Kabine ... etwas. Es gab etwas, das an seinen Sinnen zerrte. Sein Bewußtsein stieg immer weiter aus dem Schlaf auf.

*Moder.*

Der Geruch war jetzt stärker als zuvor — und daneben ein scharfer Hauch von Rost.

Der Geruch erfüllte Joao mit Schwermut. Er spürte, wie die Kapsel um ihn herum zerfiel, und die Kapsel stellte ein Sinnbild der Zivilisation dar. Diese beherrschenden Gerüche standen für die Sterblichkeit und Vergänglichkeit der Menschheit.

Er streichelte Rhin übers Haar und dachte: *Warum sollen wir uns nicht hier und jetzt ein wenig Glück nehmen? Morgen sind wir vielleicht tot ... oder Schlimmeres.*

Langsam fiel er wieder in tiefen Schlaf.

Ein Schwärm Sittiche kündigte den nahen Morgen an. Sie schwatzten und zwitscherten im Dschungel, der an den Fluß angrenzte. Kleinere Vögel mischten sich in

den Chor - aufgeregtes Flattern, Trillern, Pfeifen.

Der Vogellärm drang wie aus weiter Ferne an Joaos Ohr und hob ihn langsam aus dem Schlaf. Er erwachte schweißgebadet und fühlte sich eigenartig geschwächt.

Rhin war im Laufe der Nacht von ihm abgerückt und hatte sich auf ihrer Seite der Kabine zusammengerollt.

Joao starrte in den blau-weißen Lichtschein hinaus. Milchiger Nebel verbarg den Fluß in beiden Richtungen. Die Luft in der geschlossenen Kabine war von Feuchtigkeit und ungesunder Wärme geschwängert. Er hatte einen trockenen, bitteren Geschmack im Mund.

Er richtete sich auf und beugte sich vor, um einen Blick durch die gebogene Windschutzscheibe hinaus zu werfen. Sein Rücken schmerzte vom unbequemen Schlaf.

»Halten Sie nicht nach Suchmannschaften Ausschau, Johnny«, sagte Chen-Lhu.

Johnny räusperte sich und sagte: »Ich habe nur nach dem Wetter gesehen. Wir werden bald Regen bekommen.«

»Vielleicht.«

*Dieser Himmel ist so grau*, dachte Johnny. Es war eine

leere Tafel, die Kulisse für einen einsamen Geier, der mit unbewegten Flügeln über den Baumwipfeln in Sicht schwebte. Der Geier neigte sich majestatisch, schlug zweimal mit den Flügeln und wandte sich stromaufwärts.

Joao senkte den Blick und stellte fest, daß die Kapsel während der Nacht Teil einer treibenden Insel aus Ästen und Strauchwerk geworden war. Die Äste waren mit Moos überzogen. Es war eine alte Insel — mindestens ein Jahr alt ... nein, älter. Die Moosschicht war dick.

Während er noch hinsah, schob sich ein Strudel zwischen die Kapsel und die Äste. Sie trennten sich voneinander.

»Wo sind wir?« fragte Rhin.

Er wandte sich zu ihr um und sah, daß sie sich aufgerichtet hatte. Sie wich seinem Blick aus.

Was *zum Teufel?* dachte er. *Schämt sie sich?*

»Wir sind da, wo wir immer waren, meine liebe Rhin«, sagte Chen-Lhu. »Wir sind auf dem Fluß. Sind Sie hungrig?«

Sie dachte über seine Frage nach und stellte fest, daß sie heißhungrig war.

»Ja, ich habe Hunger.«

Sie aßen rasch und schweigend, und Joao kam immer mehr zu der Überzeugung, daß sie ihm auswich. Sie stieg als erste auf die Plattform hinaus und blieb lange fort. Als sie zurückkam, ließ sie sich in ihren Sitz sinken und tat so, als schliefe sie.

*Zum Teufel mit ihr*, dachte Joao.

Er kletterte zur Luke hinaus und schlug sie hinter sich zu.

Chen-Lhu beugte sich vor und flüsterte Rhin ins Ohr:  
»Sie waren sehr gut letzte Nacht, meine Liebe.«

Ohne die Augen aufzuschlagen, erwiderte sie: »Zur Hölle mit Ihnen.«

»Aber ich glaube nicht an die Hölle.«

»Aber ich glaube daran?« Sie öffnete die Augen und starrte ihn böse an.

»Natürlich.«

»Jeder auf seine Weise«, sagte sie und schloß die Augen wieder.

Aus irgendeinem Grund, den er sich nicht erklären konnte, versetzten ihn ihre Worte und ihr Benehmen in

Wut, und er versuchte, sie mit dem, was er über ihren Glauben wußte, zu reizen. »Sie sind schlimmer als die Erbsünde!«

Wieder sprach sie, ohne die Augen zu öffnen: »Das ist Kardinal Newman. Stecken Sie sich Kardinal Newman sonstwo hin!«

»Sie glauben nicht an die Erbsünde?« spottete er.

»Ich glaube nur an bestimmte Arten der Hölle«, sagte sie und warf ihm einen Blick aus kalten, grünen Augen zu.

»Jedem seine eigene Hölle, wie?«

»Das haben Sie gesagt, nicht ich.«

»Doch, Sie haben es gesagt.«

»Wirklich?«

»Ja! Sie haben es gesagt!«

»Sie werden laut«, sagte sie.

Es dauerte einen Augenblick, bis er sich wieder in der Gewalt hatte, dann flüsterte er: »Und Johnny, war er gut?«

»Besser, als Sie je sein können.«

Joaos Luke öffnete und kletterte in die Kabine, bevor Chen-Lhu etwas erwidern konnte. Rhin blickte zu ihm auf.

»Wie geht's, Jefe?« fragte sie und verzog den Mund zu einem warmen, vertrauten, wissenden Lächeln.

Joaos Lächeln und ließ sich in seinen Sitz gleiten. »Wir werden heute auf Stromschnellen stoßen«, sagte er. »Ich fühle es. Warum haben Sie so geschrien, Travis?«

»Ach, es war nichts«, entgegnete Chen-Lhu, aber seine Stimme war noch immer wutverzerrt.

»Es war ein ideologischer Streit«, erklärte Rhin. »Travis bleibt bis zum Ende ein unverbesserlicher Atheist. Ich dagegen glaube an den Himmel.« Sie streichelte Joaos Wange.

»Warum glauben Sie, daß wir uns in der Nähe von Stromschnellen befinden?« fragte Chen-Lhu. Und bei sich dachte er: *Ich muß diese Unterhaltung abbrechen! Sie spielen ein gefährliches Spiel mit mir, Rhin.*

»Zum einen wird die Strömung schneller«, sagte Joao.

Er starnte durch die Windschutzscheibe hinaus. Der Fluß war jetzt eindeutig reißender geworden. Die Berge waren näher an die Ufer gerückt, und die Strudel am

Rande des Flusses waren zahlreicher geworden.

Eine Schar langschwänziger Affen begleitete die Kapsel. Ihr Gebrüll und Geschnatter drang durch die Bäume am linken Ufer herüber, doch an einer Biegung des Flusses gaben sie ihr Spiel wieder auf.

»Bei jedem Wesen, das ich dort draußen sehe, muß ich mich fragen: ist es wirklich das, was es zu sein scheint?« sagte Rhin.

»Das sind wirklich Affen«, erklärte Joao. »Ich glaube, es gibt noch einiges, was unsere Freunde nicht imitieren können.«

Der Fluß verlief jetzt gerade, und die Berge rückten noch näher an die Ufer heran. Dicke, knorrige Hartholzstämme an beiden Ufern wechselten sich mit Palmenreihen ab, und hinter allem stieg das allgegenwärtige Grün des Dschungels in Wellenlinien auf. Nur gelegentlich wurde das Grün von dem glatten, roten Stamm einer *Guayavilla* unterbrochen, die sich über das Wasser neigte.

Hinter der nächsten Flußbiegung überraschten sie einen langbeinigen rosafarbenen Vogel, der im seichten Gewässer fischte. Er flatterte mit schweren Flügelschlägen auf und entfernte sich flußabwärts.

»Schnallt euch an«, sagte Joao.

»Sind Sie so sicher?« fragte Chen-Lhu.

»Ja.«

Joao hörte das Einschnappen von Schnallen und befestigte seinen eigenen Sicherheitsgurt. Dann ging er noch einmal Vierhos Veränderungen am Schaltpult durch. Zündung ... Landelichter ... Drosselung. Er bewegte das Rad; wie locker es sich drehte. Ein stilles Stoßgebet für den Flikken auf der rechten Schwimmkufe, dann straffte er sich.

Das Geräusch drang als schwaches Rauschen an ihre Ohren, wie Wind in den Zweigen der Bäume. Die Strömung wurde noch schneller und trieb die Kapsel um eine langgezogene Biegung. Sie drehte sich in einem Strudel, bis sie genau flußabwärts gerichtet war, und dort vor sich, nicht weiter als einen Kilometer entfernt, sahen sie brodelnde, tosende weiße Schaumkronen. Sprühnebel wurde durch die Luft gewirbelt. Mit jeder Sekunde wurde das Brüllen lauter.

Joao wägte alles ab: die hohen, dichtstehenden Bäume zu beiden Seiten, das schmäler werdende Flußbett, die hohen schwarzen Felswände, die den Flußlauf an der Stromschnelle einschlössen. Es gab nur eine einzige Möglichkeit: mitten durch.

Die Strömung und die Entfernung machten sorgsame Überlegung notwendig: die Kufen der Kapsel mußten genau im richtigen Augenblick auf die Wellen der

Gegenströmung oberhalb der Stromschnelle treffen, damit diese Wellen helfen konnten, den Sog des Flusses an den Kufen zu überwinden.

*Das ist die Stelle, dachte Chen-Lhu. Hier werden unsere Freunde warten ... auf uns warten.* Er ergriff ein Sprühgewehr und versuchte, beide Ufer gleichzeitig zu überschauen.

Rhin klammerte sich an den Seiten ihres Sitzes fest und preßte sich gegen die Rückenlehne. Sie spürte, daß sie hoffnungslos auf den strudelnden Sog zugewirbelt wurden.

»In den Bäumen zu unserer Rechten bewegt sich etwas«, sagte Chen-Lhu. »Dort oben.«

Ein Schatten legte sich über das Wasser und verdunkelte alles um sie herum. Flatternde weiße Gestalten versperrten die Sicht nach vorn.

Joao drückte den Zündknopf, zählte - eins, zwei, drei. Licht aus — drosseln.

Die Motoren sprangen mit einem Donnerschlag an, und ihr Brüllen verschluckte das Tosen des Flusses. Die Kapsel schoß durch den Vorhang aus Insekten und aus dem Schatten heraus. Joao lenkte die Kapsel herum, um einer Reihe schaumumtoster Felsen auszuweichen. Er bediente die Drosselung nach dem Schweregefühl, das der Druck gegen seinen Rücken auslöste.

*Flieg nicht auseinander, Baby, betete er. Flieg nicht auseinander.*

»Ein Netz!« schrie Rhin. »Sie haben ein Netz über den Fluß gespannt!«

Es ragte aus dem Wasser oberhalb der Stromschnelle wie eine tropfende Schlange.

Joaos Hand bewegte sich wie von selbst, hieb den Drosselknopf krachend auf das Schaltpult.

Die Kapsel machte einen Satz und glitt über ein schimmerndes Wasserbecken. Die Strömung zog sie seitwärts auf eine schwarze Felswand zu. Das Netz befand sich unmittelbar vor ihnen, als sich die Kufen aus dem Wasser lösten und die Kapsel aufstieg.

Höher und höher.

Joao sah, daß die Wassermassen hinter dem Netz in die Tiefe stürzten. Das Wasser sprudelte in tosenden Sprüngen dahin, als wollte es den glänzenden schwarzen Felswänden entfliehen.

Etwas schlug mit einem kreischenden, reißenden Geräusch gegen die Kufen. Die Nase der Kapsel neigte sich und stieg wieder hoch, als Joao das Steuer herumriß. Das Fahrzeug wurde von einem heftigen Rütteln erschüttert. Die Luft um sie herum war von Sprühnebel gefüllt.

Für den Bruchteil einer Sekunde sah Joao eine Bewegung am Rande der Schlucht. Felsbrocken donnerten den Hang hinunter.

Dann hatten sie alles hinter sich gelassen, befanden sich in der Luft und stiegen höher - schwankend und ratternd zwar, aber sie stiegen höher. Joao zog den Drosselknopf zurück.

Die Kapsel donnerte über eine Reihe von Bäumen hinweg, dann wieder über den Fluß. Eine weitere baumbewachsene Bergspitze schoß unter ihnen vorbei. Vor ihnen erstreckte sich ein langes, gerades Wasserband wie sprudelndes, braunes Öl.

Rhins Stimme drang an Joaos Ohr: »Seht nur, wie wir fliegen! Seht, wie wir fliegen!«

»Das war ein genialer Flug«, sagte Chen-Lhu.

Joao schluckte. Seine Kehle war trocken. Die Schaltungen lagen schwer unter seinen Händen. Flußabwärts sah er eine langgezogene Flußbiegung und dahinter einen breiten, von Inselchen durchbrochenen See von überschwemmtem Land.

*Brauner Fluß ... überschwemmt Land*, dachte er.

Er blickte nach Westen zurück. Dort hinten türmten sich braune Wolken auf, darunter schwarze

Gewitterwolken! *Regen in den Bergen hinter uns,*  
dachte er. *Überschwemmung hier. Das muß sich*  
*während der Nacht ereignet haben.*

Und er verfluchte sich dafür, daß er den Farbwechsel  
des Wassers nicht früher bemerkt hatte.

»Was ist los, Johnny?« fragte Chen-Lhu.

»Nichts, woran wir etwas ändern könnten«, erwiderte  
Joao.

Er zog den Drosselknopf eine weitere Stufe zurück,  
dann noch eine. Der Motor begann zu stottern und ging  
dann ganz aus. Er stellte die Treibstoffzufuhr ab.

Der Wind sauste pfeifend an der Kapsel vorüber, als  
Joao das Rad zurückdrehte und versuchte, eine  
möglichst große Strecke gutzumachen. Die Flugkapsel  
kam ins Schlingern und schien im Begriff, abzusacken.  
Er senkte die Nase, noch immer bemüht, mehr Boden  
zu gewinnen. Doch die Kapsel flog, wie zu erwarten  
war — sie schwebte so leicht dahin wie ein  
Felsbrocken.

Der Fahrtwind durchdrang mit unheimlichem Pfeifen  
die Kabine.

Der Fluß wand sich zur Linken durch einen  
überschwemmten Landstrich. Eine schmale Rinne  
aufgewühlten Wassers bezeichnete seinen

ursprünglichen Lauf. Vorsichtig zog Joao die Kapsel herum und folgte dieser Rinne. Das Wasser stürzte ihnen entgegen. Die Kapsel schlingerte heftig, und Joao bearbeitete die Kontrollschanter.

Die Kufen schlugen mit viel zu großer Wucht auf die Wasseroberfläche auf, um sie herum schäumte und brodelte es. Ein Strudel erfaßte die Kapsel und wirbelte sie herum. Der rechte Flügel begann sich zu senken — tiefer und tiefer.

Joao hielt auf eine braune Sandbank zu ihrer Linken zu.

»Wir sinken«, sagte Rhin, und in ihrer Stimme drückte sich Überraschung und Schrecken seltsam tonlos und ungerührt aus.

»Die rechte Kufe«, sagte Chen-Lhu. »Ich habe gemerkt, wie sie das Netz gestreift hat.«

Die linke Kufe bohrte sich knirschend in den Sand, kam zum Stehen und zog die sinkende Kufe in engem Bogen zu sich heran, bis sie ebenfalls Grund berührte. Etwas gurgelte unter dem rechten Flügel, und Blasen stiegen an die Wasseroberfläche. Zwischen der rechten Flügelspitze und der Wasseroberfläche waren weniger als sechs Millimeter Luft geblieben.

Rhin legte den Kopf in die Hände und schauderte.

»Was nun?« fragte Chen-Lhu. Als er die Bestürzung in

seiner eigenen Stimme erkannte, verspürte er eine seltsame, benommene Belustigung.

*Das also ist das Ende, dachte er. Unsere Freunde werden uns hier finden. Es ist das Ende, das steht fest.*

»Nun reparieren wir die Kufe«, beantwortete Joao seine Frage.

---

Rhin hob das Gesicht aus den Händen und starrte ihn ungläubig an.

»Hier draußen?« fragte Chen-Lhu. »Ach, Johnny ...«

Rhin preßte die Hand vor den Mund und dachte: *Joao — das hat er nur gesagt, damit ich nicht verzweifle.*

»Natürlich hier draußen«, entgegnete Joao. »Jetzt halten Sie den Mund, ich muß nachdenken.«

Rhin ließ die Hand sinken und fragte: »Ist das denn möglich?«

»Wenn sie uns genügend Zeit lassen«, sagte Joao.

Er öffnete die Verschlüsse des Kabinendachs und schob es nach vorn.

Der Laut von rauschendem Wasser drängte sich in sein

Bewußtsein. Indem er sich aufmerksam umblickte, die Luft, den Dschungel, den Fluß mit den Augen absuchte, löste er seinen Sicherheitsgurt.

Keine Insekten weit und breit.

Joao kletterte hinaus, ließ sich auf die schräge Fläche der linken Kufe gleiten und musterte den Dschungel jenseits der Sandbank: ein Gewirr verschlungener Äste, Schlingpflanzen, Lianen, Bäume und Farne.

»Dort im Dschungel könnte sich eine ganze Armee verstecken, und wir würden sie nicht sehen«, flüsterte Chen-Lhu.

Joao hob den Kopf. Der Chinese stand am Rande der Kabine.

»Was schlagen Sie vor, wie sollen wir die Kufe reparieren?« fragte Chen-Lhu.

Rhin tauchte an seiner Seite auf und wartete auf seine Antwort.

»Ich weiß es noch nicht«, erwiederte Joao. Er wandte sich um und ließ den Blick flußabwärts gleiten. Dort bewegten kleine Wellen, getrieben von dem glühendheißen Wind, die Wasseroberfläche. Die Wellen verloren sich vor dem Wind und wurden größer, wenn der Wind zunahm. Luft und Wasser flimmerten in der schwülen Hitze. Das Metall der Kapsel und der

Sandstrand strahlten drückende Hitze aus.

Joao glitt von der Kufe ins Wasser hinunter. Es fühlte sich warm und zäh an.

»Was ist mit den Raubfischen?« fragte Rhin.

»Sie können mich nicht sehen, und ich kann sie nicht sehen«, entgegnete Joao. »Ein faires Spiel.«

Er umrundete das Fahrzeug und blieb unter den Turbomotoren stehen. Der Geruch nach unverbrannten Treibstoff erfüllte die Luft, und ein schmaler Ölstreifen begann flußabwärts zu treiben. Joao zuckte die Schultern, bückte sich und strich mit der Hand vorsichtig an der Außenkante der rechten Kufe entlang.

Unter der Wasseroberfläche, genau hinter der Vorderkante, stießen seine tastenden Finger auf einen scharlachroten Riß im Metall und auf zerfetzte Überreste von Vierhos Flikken. Joao tastete das Loch ab. Es war von bedenklichen Ausmaßen.

Chen-Lhu sprang, ein Sprühgewehr in der Hand, auf die linke Kufe hinunter. »Wie schlimm ist es?« fragte er.

Joao richtete sich auf und watete ans Ufer. »Ziemlich schlimm.«

»Und kann man es reparieren?« fragte Chen-Lhu.

Joao wandte sich um und warf dem Chinesen einen Blick zu. Er war erstaunt über das Entsetzen in seiner Stimme.

*Er ist wahnsinnig vor Angst!* dachte Joao.

»Wir müssen die Kufe aus dem Wasser bringen, bevor ich das mit Sicherheit sagen kann«, erklärte Joao.

»Aber ich glaube, daß wir sie flicken können.«

»Wie wollen Sie sie aus dem Wasser heben?«

»Lianen ... ein Flaschenzug, Baumstämme als Rollen.«

Rhin rief aus der Kabine heraus: »Wie lange wird es dauern?«

»Bis heute abend, wenn wir Glück haben«, erwiderete Joao.

»Sie werden uns nicht solange Zeit lassen«, warf Chen-Lhu ein.

»Wir haben dreißig oder vierzig Kilometer Vorsprung gewonnen«, entgegnete Joao.

»Aber sie können ebenfalls fliegen«, erklärte Chen-Lhu.

Dann hob er das Sprühgewehr und richtete es flußabwärts. »Und da kommen sie auch schon.«

Chen-Lhu feuerte, und Joao wirbelte herum, gerade noch rechtzeitig, um zu sehen, wie ein breitgestreuter Sprühsschuß eine flatternde Reihe weißer, roter und goldener Insekten zurückwarf, die alle ungefähr die Länge eines Daumens hatten. Hinter ihnen kamen mehr ... und mehr ... und immer mehr ...

»Und wieder ist es geflogen«, sagte das Gehirn anklagend.

Die Boten an der Decke tanzten und summten ihren Bericht und wichen dann einem neuen Schwärz, der wie goldener Glimmer in dem sonnenumfluteten Höhleneingang auftauchte.

»Das Fahrzeug ist unten und schwer angeschlagen«, berichteten die Neuankömmlinge. »Es schwimmt nicht mehr auf dem Wasser, sondern liegt zum Teil unter der Wasseroberfläche. Die Menschen scheinen unversehrt. Wir lenken die Handlungseinheiten bereits zu der Stelle hin, aber die Menschen schießen ihre Gifte auf alles, was sich bewegt. Wie lauten die Anweisungen?«

Das Gehirn bemühte sich, Ruhe zu gewinnen, um die Lage beurteilen und eine Entscheidung treffen zu können. *Gefühle ... Gefühle*, dachte es. *Gefühle sind der Fluch der Vernunft.*

Wissen-Wissen-Wissen - es war überladen mit Wissen. Aber das Wissen war ständigen Veränderungen unterworfen. Neue Ereignisse formten das alte Wissen. Das Gehirn wußte so vieles über die Menschen — Tatsachen, die sich aus Beobachtungen ergaben oder aus Ableitungen gewonnen wurden, andere, die aus den Mikrofilmspeichern stammten, die die Menschen für die Zeit ihrer Rückkehr in den roten Zonen angelegt hatten.

Aber so viele Lücken in dem Wissen.

In diesem Augenblick sehnte sich das Gehirn danach, sich bewegen zu können, Beobachtungen, die ihm von seinen Botschaftern zugetragen wurden, mit den eigenen Sensoren zu machen. Der Wunsch löste eine Vielzahl verworrener Signale in den ruhenden, beinahe leblosen Muskelkontrollzentren aus. Die Pflegerinnen eilten über die Oberfläche des Gehirns und verabreichten Nahrung da, wo diese ungewöhnlichen Wünsche entstanden, wirkten den Frustrationsschwellen, die im Augenblick das gesamte Gebilde bedrohten, durch zusätzliche Hormongaben entgegen.

*Atheismus*, dachte das Gehirn, als es sein chemisches Gleichgewicht wiedergewonnen hatte. *Sie sprachen von Atheismus und Himmel*. Diese Dinge erstaunten das Gehirn. Dem Bericht zufolge war diese Unterhaltung aus einem Streit entstanden und hing auf irgendeine Weise mit dem Paarungsmuster der Menschen zusammen ... zumindest dem der Menschen in dem

Fahrzeug.

Die Insekten an der Decke tanzten eine Wiederholung ihrer Botschaft. »Wie lauten deine Anweisungen?«

*Wie lauten meine Anweisungen?*

*Meine Anweisungen.*

*Ich .. mich ... mein.*

Wieder eilten die Pflegerinnen herbei.

Das Gehirn gewann seine Ruhe wieder, und es war erstaunt über die Tatsache, daß Gedanken — bloße Gedanken - eine solche Verwirrung auslösen konnten. Das gleiche schien den Menschen zu widerfahren.

»Die Menschen in dem Fahrzeug müssen lebend gefangen werden«, befahl das Gehirn. (Und im selben Augenblick erkannte es, daß der Befehl einer selbstsüchtigen Regung entsprang. Es hatte so viele Fragen an die drei Menschen.) »Zieht alle verfügbaren Handlungseinheiten zusammen. Wählt eine geeignete Stelle am Fluß — eine bessere als beim letzten Mal — und sorgt dafür, daß die Hälfte der Aktionsgruppen dort Stellung nimmt. Die andere Hälfte muß sobald wie möglich angreifen.«

Das Gehirn sank in sich zusammen, entließ die Boten jedoch noch nicht. Nach kurzer Überlegung fügte es

hinzу: »Wenn alles andere fehlschlägt, tötet alles, außer den Köpfen. Schont ihre Köpfe und erhaltet sie unversehrt.«

Damit wurden die Boten entlassen. Sie hatten ihre Anweisungen erhalten und flogen aus der Höhle hinaus in den hellen Sonnenschein über den rauschenden Wasserfluten.

Im Westen schob sich eine Wolke vor die Sonne.

Das Gehirn registrierte es und stellte gleichzeitig fest, daß das Rauschen des Wassers lauter geworden war.

*Regenfälle im Hochland*, dachte es. Der Gedanke ließ Bilder in seiner Erinnerung lebendig werden; feuchte Blätter, Rinnale auf dem Waldboden, feuchtkalte Luft, Füße, die durch grauen Schlamm wateten.

Die Füße in diesem Bild schienen seine eigenen zu sein, und das erschien dem Gehirn höchst merkwürdig. Aber die Pflegerinnen hatten das chemische Gleichgewicht ihres Schützlings jetzt völlig unter Kontrolle, und das Gehirn machte sich daran, das Wissen, das es über Kardinal Newman besaß, zu überdenken. Aber es konnte nichts entdecken, was sich auf einen *sonstwohin gesteckten* Kardinal Newman bezog.

Der Flicken bestand von außen aus Blättern, die mit Zeltschnüren und Lianen umwickelt waren, und von innen aus Gerinnungsstoffen aus einer umgebauten Rauchbombe, die Joao in der Kufe gezündet hatte. Die Kapsel lag jetzt aufgerichtet neben der Sandbank im Wasser, während Joao noch hüfttief im Fluß stand und das Werk begutachtete.

In unregelmäßigen Abständen hörte er die zischenden Schüsse der Sprühgewehre und das Knallen der Rauchbomben. Der bittere Geruch von Gift hing schwer in der Luft. Schwarzer und orangefarbener Schaum trieb auf dem Fluß an ihm vorüber und türmte sich am Ufer um die Überreste ihres Flaschenzuges. Jeder Schaumball trug eine Vielzahl toter und sterbender Insekten mit sich.

Als die Angriffe für kurze Zeit zum Stillstand kamen, beugte sich Rhin zu Joao hinunter und fragte: »Wie lange noch, um Gottes willen?«

»Es scheint zu halten«, stieß Joao keuchend hervor.

Er rieb sich Hals und Arme. Die Sprühgewehre und Rauchbomben konnten nicht alle Insekten vernichten. Seine Haut brannte wie Feuer von all den Stichen und Bissen. Als er zu Rhin aufblickte, erkannte er, daß ihre Stirn sorgenzerfurcht war.

»Wenn es hält, stoßen Sie uns ab«, rief Chen-Lhu. Er tauchte neben Rhin auf, warf einen Blick zu Joao

hinunter und richtete seine Aufmerksamkeit dann wieder auf den Himmel.

Joao fühlte sich plötzlich benommen, und er taumelte. Sein Körper schmerzte vor Erschöpfung. Es kostete ihn beinahe unüberwindliche Mühe, den Kopf zu heben, und den Himmel mit den Blicken abzusuchen. Der Himmel war so fern. Es blieb ihnen noch etwa eine Stunde Tageslicht.

»Um Gottes willen, stoßen Sie uns ab!« rief Rhin hinunter.

Joao hörte, daß das Schießen wieder begonnen hatte. Er zog sich an der Kufe entlang zum Ufer hin, und die Bewegung drehte die Nase der Kapsel in die Strömung. Er starrte hinauf, sah den geflickten Treibstofftank und fragte sich benommen, wer diese Arbeit getan hatte.

*Ach ja — Vierho.*

Die Kapsel wurde von der Strömung erfaßt und langsam abgetrieben. Sie war bereits mehr als zwei Meter von Joao entfernt, als ihm klar wurde, daß er sich eigentlich hätte darin befinden müssen. Er faßte nach der rechten Kufe, bekam die hintere Kante zu fassen und zog sich mit letzter Kraft hinauf.

Eine Hand streckte sich ihm aus der geöffneten Luke entgegen und packte ihn am Kragen. Mit Hilfe der Hand richtete er sich auf die Knie auf und kroch in die

Kabine. Erst als er im Inneren der Kapsel war, erkannte er, daß es Rhins Hand war.

Er stellte fest, daß sie das Verdeck geschlossen und abgedichtet hatte.

Chen-Lhu schoß in der Kabine umher und zerschlug Insekten mit einer Kartenrolle.

Joao spürte einen Stich am rechten Bein, und als er hinsah, stellte er fest, daß Rhin gerade im Begriff war, ein neues Energiepaket anzubringen.

*Warum tut sie das?* fragte er sich. Dann fiel es ihm wieder ein: *Ach ja — die Stiche, das Gift.*

»Sind wir nicht noch immun vom letzten Mal?« fragte er und war überrascht, daß seine Stimme nur ein Flüstern war.

»Vielleicht«, entgegnete sie. »Wenn sie uns nicht mit einem neuen Stoff angreifen.«

»Ich glaube, ich habe die meisten erwischt«, sagte Chen-Lhu. »Rhin, haben Sie die Luke abgedichtet?«

»Ja.«

»Ich habe mit dem Handgerät unter den Sitzen und dem Schaltpult gesprüht.« Chen-Lhu streckte die Hand aus, um Joao zu stützen.

»Also los, Johnny. In Ihren Sitz, wie?«

»Ja.« Joao taumelte nach vorn und sank kraftlos in den Sitz. Er hatte das Gefühl, daß sein Kopf auf weichem Gummi lag.

»Schwimmen wir in der Strömung?« keuchte er.

»Es scheint so«, erwiederte Chen-Lhu.

Joaos Atem ging schwer. Er spürte das Energiepaket wie eine entfernte Armee, die im Inneren gegen seine Erschöpfung ankämpfte. Er war schweißgebadet, aber sein Mund war trocken und heiß. Die Windschutzscheibe vor ihm war übersät mit schwarzen und orangefarbenen Sprüh- und Schaumresten.

»Sie sind noch immer da«, erklärte Chen-Lhu. »Am Ufer dort drüben und eine Gruppe über uns.«

Joao blickte sich um. Rhin hatte ihren Platz wieder eingenommen. Sie hatte das Sprühgewehr quer über die Knie gelegt, den Kopf zurücksinken lassen und die Augen geschlossen. Chen-Lhu kniete auf der Ausrüstungskiste und suchte das linke Ufer mit aufmerksamen Blicken ab.

Das Innere der Kabine schien Joao von gescheckten, graugrünen Schatten erfüllt. Sein Verstand sagte ihm, daß es noch andere Farben geben mußte, aber er sah nur

Graugrün — selbst Chen-Lhus Haut ... und Rhins.

»Etwas ... stimmt ... mit den ... Farben ... nicht«, brachte er mühsam flüsternd hervor.

»Farbverschiebungen«, sagte Chen-Lhu. »Das war eines der Symptome.«

Joao sah durch einen klaren Fleck in der Fensterscheibe hinaus und sah hinter den Bäumen verstreute graubraune Berggipfel, über denen die Sonne grau-grün stand.

»Mach die Augen zu, lehn dich zurück und versuch, dich zu entspannen«, sagte Rhin.

Joao drehte den Kopf und sah, daß sie das Sprühgewehr beseite gelegt hatte und sich nun über ihn beugte, um ihm die Stirn zu massieren.

An Chen-Lhu gewandt, sagte sie: »Seine Stirn ist heiß.«

Joao schloß die Augen. Ihre Hände waren so besänftigend und kühl. Die Dunkelheit äußerster Erschöpfung senkte sich um ihn ... und in weiter Ferne spürte er an seinem rechten Bein den Schlag einer Trommel: das Energiepaket.

»Versuch zu schlafen«, flüsterte Rhin ihm zu.

»Rhin, wie geht es Ihnen?« fragte Chen-Lhu.

»Ich habe während der ersten Angriffspause ein Energiepaket angelegt«, erklärte sie. »Ich glaube, die ACTH-Anteile verschaffen sofort Erleichterung, wenn man nicht so schwer getroffen ist.«

»Und unsere Freunde haben Johnny härter zugesetzt als uns.«

»Da draußen? Natürlich haben sie das.«

Der Klang ihrer Stimme tönte aus verworrenener Ferne an Joaos Ohr, doch die Bedeutung ihrer Worte stach mit erstaunlicher Klarheit hervor, und er war gefesselt vom Unterton der Stimmen. In Chen-Lhus Stimme schwang Verstellung. Aus Rhins dagegen sprach unterdrückte Furcht und echte Besorgnis um ihn.

Rhin strich ein letztes Mal beschwichtigend über seine Stirn, dann ließ sie sich in ihren Sitz zurück sinken. Sie warf das Haar zurück und blickte nach rechts aus dem Fenster. Dort draußen bewegte sich etwas: weißes Geflatter und Wesen, die größer waren. Ihr Blick glitt nach oben. Zirruswölken standen hoch über den Bäumen. Die untergehende Sonne sandte ihre Strahlen hindurch, während sie sie noch betrachtete, und die Wolken wurden zu blutroten Wellen.

Sie wandte den Blick ab und ließ ihn stromabwärts gleiten.

Die Strömung trieb die Kapsel um eine sichelförmige Biegung, und sie bewegten sich beinahe genau nördlich in einer breiter werdenden Fahrrinne. Am östlichen Ufer hatte das Wasser eine tiefsilberne Färbung, einen metallischen Glanz.

Vom rechten Ufer klang das tiefe Gurren von Dschungeltauben herüber — aber waren es überhaupt Tauben? Unvermittelt senkte sich Schweigen über den Dschungel, und Rhin blickte sich nach allen Seiten um.

Die Sonne versank hinter fernen Berggipfeln, und die nächtliche Fledermauspatrouille sauste über ihnen auf und ab. Nachtvögel erhoben ihre Stimmen, verstummten wieder und wurden von den Geräuschen der Nacht abgelöst — das keuchende Grollen eines Jaguars aus weiter Ferne, Rascheln und Heulen und ein Klatschen ganz in der Nähe.

Und wieder die plötzliche Stille.

*Etwas ist dort draußen, das alle Wesen des Dschungels fürchten, dachte Rhin.*

Der Mond begann bernsteinfarben über ihnen aufzusteigen. Die Kapsel trieb auf der Lichtstraße des Mondes stromabwärts wie eine riesige Libelle, die über dem Wasser schwebt. Ein Totenkopfadler tauchte in dem fahlen Mondschein auf, flatterte mit seinen durchscheinenden Flügeln gegen die Windschutzscheibe und verschwand wieder.

»Sie behalten uns im Auge«, sagte Chen-Lhu.

Joao spürte die Wärme, die von dem Energiepaket an seinem Bein in ihm aufstieg, als sich das ATP, das Kalzium, das Acetylcholin, die ACTH-Bestandteile in seinem Körper auflösten. Aber er konnte das Gefühl der Benommenheit nicht abschütteln; ihm war zumute, als wäre er mehrere Personen gleichzeitig. Er öffnete die Augen und blickte zu den vereinzelten, mondhellen Bergen hinüber. Er wußte, daß er sie wirklich sah, aber ihm schien gleichzeitig, als hingen sie an der Decke der Kabine, als duckten sie sich in Wirklichkeit über ihm zusammen. Und der Mond war ein fremder Mond, einer, dessengleichen er noch nie erblickt hatte; sein Erdenhof war viel zu groß, seine weiche, sonnenreflektierende Kurve viel zu hell. Es war ein falscher Mond auf einer gemalten Kulisse, und er vermittelte ihm das Gefühl, winzig klein zu sein, zu einem kleinen Funken dahinzuschwinden, der in der Unendlichkeit des Alls verloren war.

Er preßte die Augen fest zu und sagte sich: *Ich darf so nicht denken, sonst werde ich verrückt! Gott! Was ist los mit mir?*

Joao fühlte, daß bedrücktes Schweigen die Kabine erfüllte. Angestrengt lauschte er auf leise Geräusche — Rhins beherrschtes Atmen, Chen-Lhus Räuspern.

Gut und Böse sind Gegensätze, die die Menschen geschaffen haben: es gibt nur die Ehre. Der Gedanke

hallte in seinem Bewußtsein wider, und er erkannte die Worte. Es waren die Worte seines Vaters ... seines Vaters, der jetzt tot war, dessen Abbild ihn verfolgte und vom Ufer her beobachtete.

*Die Menschen siedeln ihr Leben an einer Stelle zwischen Gut und Böse an.*

»Wissen Sie, Rhin, daß dies ein marxistischer Fluß ist?« unterbrach Chen-Lhu die Stille. »Alles im Universum fließt dahin wie dieser Fluß. Alles verändert ständig seine Form. Dialektisch. Nichts kann es anhalten. Nichts darf es anhalten. Nichts ist statisch, nichts ist zweimal gleich.«

»Ach, halten Sie den Mund«, murmelte Rhin.

»Die Frauen aus dem Westen«, sagte Chen-Lhu, »verstehen die dialektische Wirklichkeit nicht.«

»Erzählen Sie das doch den Käfern«, fuhr sie ihn an.

»Wie reich dieses Land ist«, murmelte Chen-Lhu. »Wie ungeheuer reich. Haben Sie eine Ahnung, wie viele Menschen von *meinem* Volk dieses Land ernähren könnte? Es wären nur geringfügige Veränderungen notwendig — Lichtungen, Terrassen ... In China haben wir gelernt, solchem Land die Nahrung für Millionen von Menschen abzugewinnen.«

Rhin richtete sich auf und starre Chen-Lhu über die

Rücklehne ihres Sitzes hinweg an. »Wie war das?«

»Diese törichten Brasilianer, sie haben nie gelernt, sich dieses Land nutzbar zu machen. Aber *mein* Volk ...«

»Ich verstehe. Ihr Volk kommt hierher und zeigt ihnen, wie es gemacht wird. Ist es das?«

»Es ist eine Möglichkeit«, sagte Chen-Lhu und dachte unterdessen: *Verdauen Sie das erst einmal, meine liebe Rhin. Wenn Sie erkennen, wie hoch der Gewinn ist, werden Sie den Preis verstehen, der dafür gezahlt werden muß.*

»Und was ist mit den Brasilianern — immerhin einige Millionen Menschen — die in den Städten und Umsiedlungsgebieten zusammengepfercht leben, während die ökologische Umgestaltung vorangetrieben wird?«

»Sie beginnen sich bereits an die gegenwärtige Situation zu gewöhnen.«

»Sie ertragen sie nur, weil sie die Hoffnung auf etwas Besseres haben.«

»Aber nein, meine liebe Rhin, Sie verstehen nicht viel von den Menschen. Regierungen können ein Volk dazu bringen, alles anzunehmen, was sie für notwendig halten.«

»Und was ist mit den Insekten?« fragte sie. »Was ist mit dem Großen Kreuzzug?«

Chen-Lhu zuckte die Achseln. »Wir haben Tausende von Jahren mit ihnen gelebt ... vorher.«

»Und die Mutationen, die neuen Arten?«

»Ja, die Schöpfungen Ihrer Freunde, der Bandeirantes - sie werden wir wohl vernichten müssen.«

»Ich bin nicht so sicher, daß die Bandeirantes diese ... Dinger da draußen geschaffen haben«, sagte sie. »Ich bin sicher, daß Joao nichts damit zu tun hatte.«

»Ah ... und wer hat es dann getan?«

»Vielleicht dieselben Leute, die nicht zugeben wollen, daß ihr Großer Kreuzzug ein Mißerfolg ist!«

Chen-Lhu unterdrückte den aufsteigenden Zorn und sagte: »Ich sage Ihnen, daß das nicht wahr ist.«

Sie sah auf Joao hinunter, der so gleichmäßig atmete und offensichtlich tief schlief. War es möglich? Nein!

Chen-Lhu lehnte sich zurück und dachte: *Sie soll über diese Dinge nachdenken. Zweifel ist alles, was ich brauche, dann wird sie mir höchst zuverlässig in die Hand arbeiten, mein reizendes kleines Werkzeug. Und Johnny Matinho - Welch ein großartiger Sünderbock:*

*in Nordamerika erzogen, ein gewissenloses Werkzeug der Imperialisten! Ein Mann ohne Schamgefühl, der eine Frau aus meinem Volk genau vor meinen Augen liebte. Seine Leute werden einen solchen Mann für alles fähig halten!«*

Ein stilles Lächeln kräuselte Chen-Lhus Lippen.

Rhin blickte sich nach ihm um, konnte aber nur die hageren, kantigen Züge des IEO-Chefs erkennen. *Er ist so stark, dachte sie. Und ich bin so müde.*

Sie schmiegte den Kopf in Joaos Schoß, wie ein Kind, das Trost sucht, und schob ihre Hand hinter seinen Rücken. Wie fieberheiß er sich anfühlte. Ihre Hand grub sich tiefer und stieß auf einen großen, metallenen Gegenstand in seiner Jacke. Sie tastete die Umrisse mit den Fingern ab und erkannte, daß es eine Schußwaffe war ... ein Revolver.

Rhin zog ihre Hand zurück und richtete sich auf.  
*Warum trägt er eine Waffe, die er vor uns verbirgt?*

Joao gab weiter vor, zu schlafen und atmete tief und gleichmäßig. Chen-Lhus Worte hallten mißtonend in seinem Bewußtsein, drängten ihn, zu handeln. Aber die Vorsicht behielt die Oberhand.

Rhin starre verwirrt und von Zweifeln zerrissen flußabwärts. Die Kapsel schwamm auf einer Straße von glitzerndem Mondlicht. Kalte Lichtpunkte, wie von

Leuchtkäfern, tanzten in der Dunkelheit des Waldes zu beiden Seiten. Diese Dunkelheit machte auf sie den Eindruck von Verderbtheit.

Joao gingen Chin-Lhus Worte nicht aus dem Kopf, und er dachte: »*Alles im Universum fließt dahin wie ein Fluß.*« Warum zögere ich? Ich könnte mich umdrehen und diesen Bastard töten ... oder ihn zwingen, die Wahrheit über sich zu sagen. Welche Rolle speit Rhin in dieser Geschichte? Sie schien zornig auf ihn zu sein. »*Alles im Universum fließt dahin wie ein Fluß.*«

Die Selbstbetrachtung erfüllte Joao mit großer Furcht, erzeugte ein inneres Beben, das immer mehr zum Entsetzen wurde. *Diese Wesen da draußen*, dachte er, *sie haben die Zeit auf ihrer Seite. Mein Leben ist wie ein Fluß. Ich treibe — Augenblicke, Erinnerungen ... nichts Ewiges, nicht Absolutes.*

Er fühlte sich fiebrig, benommen, und sein eigener Herzschlag drängte sich schmerzlich in sein Bewußtsein.

*Wie ein Fluß.*

Er wird nicht über die Katastrophe in China reden. Er hat einen Plan ... in dem er mir eine Rolle zugedacht hat.

Der Nachtwind hatte zugenommen und versetzte die Kapsel jetzt in eine merkwürdig schlingernde

Bewegung, indem er sich abwechselnd in dem einen und dann in dem anderen Hilfsflügel fing. Der Wind drang feucht und belebend durch die Filter in das Kabineninnere und steigerte Joaos Wachsamkeit. Er seufzte, als würde er gerade eben erwachen und richtete sich auf.

Rhin berührte seinen Arm.

»Wie geht es dir?« In ihrer Stimme schwang Besorgnis und etwas anderes, das Joao nicht bestimmen konnte. Scham? Ablehnung?

»Ich ... so heiß«, flüsterte er.

»Wasser«, sagte sie und setzte ihm die Feldflasche an die Lippen.

Das Wasser schien ihm kühl, obwohl er wußte, daß es warm sein mußte. Einige Tropfen rannen ihm aufs Kinn hinunter, und er erkannte, wie schwach er trotz des Energiepaketes war. Das Schlucken erforderte eine unendliche Kraftanstrengung.

*Ich bin krank*, dachte er. *Ich bin wirklich krank ... sehr krank.*

Er ließ den Kopf gegen die Rückenlehne sinken und starre durch den durchsichtigen Streifen an der Decke hinauf. Die Sterne drängten sich in sein Bewußtsein — scharfe Lichtfunken, die sich durch die dahineilenden

Wolken bohrten. Die rüttelnde Bewegung der Kapsel ließ die Sterne und Wolken über sein Gesichtsfeld tanzen. Er spürte Übelkeit in sich aufsteigen, senkte den Blick und sah jetzt die huschenden Lichter am rechten Ufer.

»Travis«, flüsterte er.

»Was?« Chen-Lhu fragte sich, wie lange Joao schon wach war. *Habe ich mich durch seinen ruhigen Atem täuschen lassen? Habe ich zu viel gesagt?*

»Lichter«, sagte Joao. »Dort drüben ... Lichter.«

»Ach die. Sie sind schon eine ganze Weile da. Unsere Freunde da draußen bleiben uns auf den Fersen.«

»Wie breit ist der Fluß hier?« fragte Rhin.

»Ungefähr hundert Meter«, erwiederte Chen-Lhu.

»Wie können sie uns sehen?«

»Wie sollten sie nicht in dem hellen Mondschein?«

»Sollte ich nicht auf sie schießen, nur um ...«

»Heben Sie die Munition auf«, sagte Chen-Lhu. »Nach der Schweinerei heute ... na ja, wir könnten einen solchen Tag nicht noch einmal durchstehen.«

»Ich höre etwas«, sagte Rhin. »Sind das Stromschnellen?«

Joao richtete sich mühsam auf. Die Mühe, die ihn die Bewegung kostete, erschreckte ihn. *Ich könnte die Schaltungen nicht bedienen in diesem Zustand*, dachte er. *Und ich bezweifle, daß Rhin und Travis dazu in der Lage sind.*

Allmählich nahm er ein zischendes Geräusch wahr.

»Was ist das?« fragte Chen-Lhu.

Joao seufzte und ließ sich wieder zurücksinken.  
»Untiefen, etwas im Fluß. Irgendwo dort links.« Das Geräusch wurde lauter: Wasser, das in rhythmischem Klang gegen einen gestrandeten Baumstamm schlug - dann verklang es hinter ihnen.

»Was würde geschehen, wenn die rechte Kufe gegen etwas Derartiges stößt?« fragte Rhin.

»Das würde das Ende unserer Fahrt bedeuten«, erwiderte Joao.

Ein Strudel erfaßte die Kapsel und schaukelte sie langsam und stetig vor und zurück — im Kreis und zurück und wieder im Kreis ... Die Kufen tanzten über kräuselnde Wellen, und das Schaukeln hörte auf.

Die Lichter und der dunkel dahingleitende Dschungel

sandten Wellen der Benommenheit durch Joao. Er wußte, er konnte sich nicht wach halten, und wenn sein Leben davon abhinge.

»Ich werde heute Nacht eine Wache übernehmen, Travis«, sagte Rhin.

»Ich möchte wissen, warum unsere Freunde dort draußen uns nachts nicht belästigen«, sagte Chen-Lhu.  
»Das ist sehr merkwürdig.«

»Sie verlieren uns aber auch nicht aus den Augen«, entgegnete Rhin. »Schlafen Sie. Ich übernehme die erste Wache.«

»Die Wache und nichts sonst«, sagte Chen-Lhu.

»Was soll das heißen?«

»Schlafen Sie nicht, meine liebe Rhin.«

»Gehen Sie zum Teufel«, fauchte sie wütend.

»Sie vergessen, daß ich nicht an den Teufel glaube.«

Es regnete in Strömen, als Joao erwachte. Graue Morgendämmerung verdrängte allmählich die Dunkelheit. Als es ein wenig heller wurde, konnte er zu seiner Linken sehen, wie harte, stählerne Regenböen

gegen das fahle Grün des Dschungels gepeitscht wurden. Das andere Ufer war in fernes Grau getaucht. Der Regen fiel mit eintöniger Heftigkeit, er prasselte auf das Dach der Kapsel und furchte den Fluß mit unzähligen kleinen Kratern.

»Bist du wach?« fragte Rhin.

Joao setzte sich auf und stellte fest, daß er sich erfrischt fühlte und daß sein Kopf erstaunlich klar war. »Wie lange regnet es schon so?«

»Etwa seit Mitternacht.«

Chen-Lhu räusperte sich und beugte sich zu Joao vor. »Ich habe schon seit Stunden nichts mehr von unseren Freunden gesehen. Ist es möglich, daß sie den Regen nicht mögen?«

»*Ich* mag den Regen nicht«, entgegnete Joao.

»Was meinst du damit?« fragte Rhin.

»Dieser Fluß wird eine reißende Hölle werden.«

Joao warf einen Blick auf die Wolken, die zur Linken schwer über den Bäumen hingen. »Und wenn es jemals einen Suchtrupp gibt, so könnten sie uns jetzt nicht sehen.«

Rhin befeuchtete sich die Lippen mit der Zunge. Sie

fühlte sich plötzlich leer, und ihr wurde im selben Augenblick bewußt, wie sehr sie darauf gehofft hatte, gefunden zu werden. »Wie ... wie lange dauert dieser Regen?« fragte sie.

»Vier oder fünf Monate«, erwiderte Joao.

Ein Strudel wirbelte die Kapsel herum. Die Uferlinie raste an Joaos Blicken vorbei; der Regen überzog das Grün mit einem pastellfarbenen Schleier. »Ist jemand draußen gewesen?« fragte er.

»Ich«, antwortete Chen-Lhu.

Joao wandte sich um und sah dunkle, nasse Flecken auf der IEO-Uniform.

»Nichts als Regen da draußen«, erklärte Chen-Lhu.

Joaos rechtes Bein begann zu jucken. Er streckte die Hand danach aus und stellte überrascht fest, daß das Energiepaket verschwunden war.

»Du hast während der Nacht Muskelkrämpfe bekommen«, sagte Rhin. »Ich habe es abgenommen.«

»Ich muß wirklich tief geschlafen haben.« Er strich ihr über die Hand. »Danke, Schwester.«

Sie zog ihre Hand zurück.

Joao blickte erstaunt auf, doch sie wandte sich ab und starre aus dem Fenster.

»Ich ... gehe hinaus«, sagte Joao.

»Fühlst du dich stark genug?« fragte sie. »Du warst ziemlich mitgenommen.«

»Ich fühle mich gut.«

Er erhob sich, trat zur Luke und sprang auf die Schwimmplattform hinunter. Der Regen schlug ihm frisch und warm entgegen. Er blieb am Rand der Plattform stehen und genoß die Frische.

In der Kabine sagte Chen-Lhu: »Warum sind Sie nicht mit hinausgegangen und halten ihm die Hand, Rhin?«

»Sie sind ein abscheulicher Bastard, Travis«, sagte sie.

»Lieben Sie ihn nicht ein bißchen?«

Sie wandte sich um und warf ihm einen zornigen Blick zu: »Was wollen Sie von mir?«

»Ihre Mitarbeit, meine Liebe.«

»Wobei?«

»Wie würde es Ihnen gefallen, eine Smaragdmine zu besitzen? Oder vielleicht Diamanten? Größeren

Reichtum, als Sie sich je erträumt haben?«

»Als Bezahlung wofür?«

»Wenn der Augenblick gekommen ist, Rhin, werden Sie wissen, was Sie zu tun haben. Und in der Zwischenzeit sorgen Sie dafür, daß unser Bandeirante Wachs in Ihren Händen wird.«

Sie unterdrückte eine zornige Erwiderung und wandte sich heftig ab. Und sie dachte: *Unser Körper betrügt uns. Die Chen-Lhus der Welt kommen daher, drücken Knöpfe, biegen uns und kehren das unterste zuoberst ... Ich werde es nicht tun! Nein! Dieser Joao ist ein so netter Junge. Aber warum trägt er diese Waffe in der Tasche?*

*Ich könnte sie jetzt töten und Johnny von der Plattform stoßen, dachte Chen-Lhu. Aber dieses Fahrzeug ist schwer zu bedienen ... und ich habe keine Erfahrung in solchen Dingen.*

Rhin wandte sich zu ihm um, und ihr Blick schien etwas besänftigt.

*Vielelleicht besinnt sie sich, dachte Chen-Lhu. Ich kenne ihre Schwächen, sicher — aber ich muß Sicherheit haben.*

Joao kehrte zurück und ließ sich in seinen Sitz gleiten. Mit ihm wehte frische, feuchte Luft in die Kabine, aber

der modrige Geruch blieb, und er wurde stärker.

Als der Morgen fortschritt, ließ der Regen ein wenig nach. Feuchtwarme Luft durchdrang die Kabine. Stahlweiße Wolken stiegen auf und streiften die Bergspitzen über dem Fluß, und an jedem erkennbaren Baum hing ein Perlenvorhang aus Regentropfen.

Die Kapsel hüpfte und tanzte auf dem dahinrasenden, schlammabraunen Strom, und immer mehr Treibgut begleitete ihren Weg. Bäume, Gestrüpp, Wurzelinseln, so groß wie die Kapsel, ganze Floße aus Gras und Schilf.

Joao döste vor sich hin und fragte sich, was Rhins Verwandlung hervorgerufen hatte. Er wußte, daß es in der Welt ihrer nur zufälligen Vereinigung das beste gewesen wäre, das ganze mit einem Schulterzucken und einer geistreichen Bemerkung abzutun. Aber Rhin hatte mehr in ihm angerührt als ein zufälliges Gefühl. Sie hatte eine Saite in ihm angeschlagen, an die die fleischliche Lust noch nie herangereicht hatte.

*Liebe?* fragte er sich.

Aber ihre Welt hatte sich aus den Begriffen romantischer Liebe gelöst.

Es zeigte sich ihm kein erkennbarer Weg, dieses Problem zu lösen. Joao wußte nur, daß er tief im Innern hin und her gerissen wurde, daß die körperliche

Erschöpfung dazu beitrug, seine Gedanken zu verwirren ... und daß, abgesehen davon, ihre Lage aussichtslos war.

Ich *bin krank*, dachte er. *Die ganze Welt ist krank.*

*In mehr als einer Hinsicht.*

Ein Summen durchbrach Joaos Betäubung.  
Augenblicklich war er hellwach und fuhr in seinem Sitz auf.

»Was ist los?« fragte Rhin.

»Sei still.« Er hob die Hand und bedeutete ihr, zu schweigen. Lauschend legte er den Kopf auf die Seite.

Chen-Lhu beugte sich über die Lehne von Joaos Sitz.  
»Ein Luftfahrzeug?«

»Ja, bei Gott!« sagte Joao. »Und es fliegt tief.« Er suchte den Himmel nach allen Richtungen mit den Blicken ab und schickte sich an, das Verdeck zu öffnen. Doch Chen-Lhu legte eine Hand auf seinen Arm und hielt ihn zurück.

»Johnny, sehen Sie dort!« Er deutete nach links.

Joao blickte in die angegebene Richtung.

Vom Ufer her näherte sich etwas, da zuerst wie eine

seltsame Wolke aussah — weiß, dicht und mit zielgerichteter Bewegung. Die Wolke erwies sich als ein gewaltiger Schwärm flatternder weißer, grauer und goldener Insekten. Etwa fünfzig Meter über der Kapsel verharrte sie, und ihr Schatten verdunkelte den Fluß.

Der Schatten verteilte sich über der Kapsel und hielt mit ihr Schritt und verbarg sie vor Blicken aus der Luft.

Als Joao die Bedeutung dieses Manövers begriff, wandte er sich langsam um und starrte Chen-Lhu an. Das Gesicht des Chinesen war grau vor Entsetzen.

»Das ist ... Absicht«, flüsterte Rhin.

»Wie ist das möglich?« stieß Chen-Lhu hervor. »Wie ist das möglich? Wie ist das möglich?«

In diesem Augenblick sah Chen-Lhu, daß Joao ihn erstaunt betrachtete, und er wurde sich seiner Gefühle bewußt. Er war wütend auf sich selbst. *Ich darf mir vor diesen Wilden keine Angst anmerken lassen!* dachte er. Mit dem äußeren Anschein von Ruhe lehnte er sich in seinen Sitz zurück, lächelte und schüttelte den Kopf.

»Abgerichtete Insekten«, sagte Chen-Lhu. »Es ist nicht zu glauben ... aber jemand hat es offensichtlich getan. Wir haben den Beweis vor Augen.«

»Um Gottes willen, bitte«, flüsterte Rhin. »Bitte.«

»Ach hören Sie doch auf mit dem albernen Gewäsch«, sagte Chen-Lhu. Aber noch während er die Worte aussprach, wußte er, daß das der falsche Weg war, um Rhin auf seine Seite zu bringen, und er fügte hinzu:  
»Sie müssen ruhig bleiben, Rhin. Hysterie hilft uns nicht weiter.«

Das Motorengeräusch schwoll an.

»Bist du sicher, daß es ein Luftfahrzeug ist?« fragte Rhin. »Vielleicht ...«

»Ein Fahrzeug der Bandeirantes«, sagte Joao. »Sie haben es mit einer Doppelzündung ausgestattet, um Treibstoff zu sparen. Hört ihr das? Das ist ein Trick der Bandeirantes.«

»Ist es möglich, daß sie nach uns suchen?«

»Wer weiß? Aber wie dem auch sei, sie fliegen über den Wolken.«

»Und über unseren Freunden«, fügte Chen-Lhu hinzu.

»Der hämmernde Kontrapunkt der Turbomotoren hallte von den Bergen wider. Joao folgte dem Geräusch mit einer Drehung des Kopfes. Es entfernte sich flußaufwärts und vermischt sich mit dem Rauschen und Dröhnen des Flusses.

»Kommen sie nicht herunter und suchen nach uns?«

fragte Rhin, und ihre Stimme klang flehend.

»Sie waren nicht auf der Suche nach jemandem«, sagte Joao. »Sie sind lediglich von irgendwoher nach irgendwohin geflogen.«

Rhin blickte zu der Wolke aus Insekten auf. Aus dieser Entfernung und von ihrem Blickwinkel aus verschmolzen die einzelnen Tiere miteinander, und der ganze Schwärm sah aus wie ein einziges Wesen.

»Wir könnten sie herunterschießen!« sagte sie und griff nach dem Sprühgewehr. Aber Joao legte ihr die Hand auf den Arm.

»Dann sind da immer noch die Wolken«, sagte er.

»Und unsere Freunde haben mehr Nachschub als wir Munition«, sagte Chen-Lhu. »Darauf möchte ich wetten.«

»Aber wenn die Wolken nicht wären«, sagte sie.  
»Verziehen sie sich denn niemals?«

»Vielleicht lösen sie sich am Nachmittag auf«, entgegnete er und bemühte sich, seiner Stimme einen beruhigenden Klang zu geben. »Um diese Jahreszeit tun sie das häufig.«

»Sie fliegen fort!« sagte Rhin. Sie deutete auf den Insektenchwarm. »Seht nur, sie entfernen sich.«

Joao blickte auf und sah, daß sich die flatternde Masse zum linken Ufer zurückbewegte. Der Schatten begleitete sie, bis sie zwischen den Bäumen verschwunden waren.

»Sie sind fort«, sagte Rhin.

»Das bedeutet lediglich, daß sich das Luftfahrzeug nicht mehr in unserer Nähe befindet«, sagte Joao.

Rhin barg ihr Gesicht in den Händen und kämpfte gegen ein krampfhaftes Schluchzen an.

Joao strich ihr tröstend über den Nacken, doch sie schüttelte seine Hand ab.

Und Chen-Lhu dachte: *Sie müssen ihn anziehen, Rhin, nicht zurückstoßen.*

»Wir dürfen nicht vergessen, warum wir hier sind«, sagte er laut. »Wir müssen daran denken, was zu tun ist.«

Rhin richtete sich auf. Sie ließ die Hände sinken und nahm einen so tiefen Atemzug, daß ihre Brust schmerzte.

»Wir müssen uns mit irgend etwas beschäftigen«, fuhr Chen-Lhu fort. »Mit Banalitäten, wenn es sein muß. Es ist der einzige Weg, um ... Angst, Verzweiflung und

Wut zu vertreiben. Ich erzähle Ihnen — ich werde Ihnen eine Orgie beschreiben, an der ich einmal in Kambodscha teilgenommen haben. Wir waren acht, ohne die Frauen — ein ehemaliger Prinz, der Kultusminister ...«

»Wir wollen nichts von Ihren verdamten Orgien hören!« fauchte Rhin.

*Die Begierde, dachte Chen-Lhu. Sie wagt nicht, sich etwas anzuhören, das sie an ihre eigene Begierde erinnert. Das ist ihre Schwäche, ganz sicher. Es ist gut, daß ich das weiß.*

»Ach?« sagte Chen-Lhu. »Also gut. Dann erzählen Sie uns etwas über das edle Leben in Dublin, meine liebe Rhin. Ich liebe Geschichten über die Menschen, die um ihre Frauen und Geliebten handeln und auf Pferden reiten und so tun, als sei die Vergangenheit niemals vergangen.«

»Sie sind wirklich ein abscheulicher Mensch«, sagte Rhin.

»Ausgezeichnet!« sagte Chen-Lhu. »Hassen Sie mich, Rhin; ich erlaube es Ihnen. Auch der Haß hält die Gedanken beschäftigt. Man kann sich dem Haß hingeben, während man an Dinge wie Reichtum und Freude denkt. Es gibt Zeiten, da ist der Haß wesentlich gewinnbringender als die Liebe.«

Joao wandte sich um und betrachtete prüfend das Gesicht des Chinesen.

Er hörte die Worte und sah die harte Beherrschung in seinen Zügen. *Er benutzt die Worte als Waffen*, dachte er. *Er lenkt die Menschen und stößt sie mit Worten herum. Sieht Rhin das nicht? Aber natürlich nicht ... weil er sie für irgend etwas benutzt. Er beherrscht sie:* Einen Augenblick lang war Joao von dieser Erkenntnis überwältigt.

»Sie beobachten mich, Johnny«, sagte Chen-Lhu. »Was glauben Sie zu sehen?«

*Dieses Spiel kann man zu zweit spielen*, dachte Joao. Und laut sagte er: »Ich sehe einen Mann bei der Arbeit.«

Chen-Lhu warf ihm einen scharfen Blick zu. Diese Antwort hatte er nicht erwartet — sie war zu hintergründig, offenbarte zu wenig. Er dachte daran, daß es schwierig war, Menschen zu beherrschen, die sich nicht offenbarten. Wenn ein Mensch seine Kräfte einsetzte, konnte er nach belieben gelenkt werden ... doch wenn er sich nicht zu erkennen gab, seine Kräfte zurückhielt ...

»Glauben Sie, daß Sie mich verstehen, Johnny?« fragte Chen-Lhu.

»Nein, ich verstehe Sie nicht.«

»Und doch bin ich ganz unkompliziert; es ist nicht schwierig, mich zu verstehen«, sagte Chen-Lhu.

»Das ist eine der kompliziertesten Erklärungen, die je ein Mensch abgegeben hat«, entgegnete Joao.

»Machen Sie sich über mich lustig?« fragte Chen-Lhu, indem er seinen aufbrausenden Zorn und seine Bestürzung verbarg. Johnny benahm sich höchst merkwürdig.

»Wie könnte ich mich über Sie lustig machen, da ich Sie doch nicht verstehe?« fragte Joao.

»Was ist in Sie gefahren?« fragte Chen-Lhu.

»Was ist los mit Ihnen? Sie benehmen sich höchst eigenartig.«

»Jetzt verstehen wir uns«, erwiderte Joao.

*Er will mich reizen*, dachte Chen-Lhu. *ER will MICH reizen!* Und er fragte sich, ob er ihn würde töten müssen.

»Sehen Sie, wie leicht es ist, uns die Zeit zu vertreiben und unsere Schwierigkeiten zu verdrängen«, sagte Joao.

Rhin warf Chen-Lhu einen Blick zu und sah, daß sich ein Lächeln in seinen Zügen ausbreitete. *Er hat mich*

*gemeint mit seinen Worten, dachte sie. Reichtum und Freude — das ist der Gewinn. Aber was bezahle ich dafür? Sie sah Joao an. Ja, ich serviere ihm einen Bandeirante auf dem Tablett. Ich gebe ihm Joao zu seiner freien Verfügung.*

Die Kapsel trieb jetzt mit dem Hinterteil voran auf dem Fluß, und Rhin starrte stromaufwärts auf Berge, die in den ziehenden Wolken verschwanden. *Warum gebe ich mich mit solchen Fragen ab?* dachte sie. *Wir haben keine Chance. Es gibt nur noch diese Augenblicke und die Möglichkeit, ihnen soviel Freude wie möglich abzugewinnen.*

»Hängen wir auf der rechten Seite ein wenig tiefer?« fragte Joao.

»Vielleicht ein bißchen«, erwiderte Chen-Lhu.  
»Glauben Sie, daß Ihr Flicken leckt?«

»Möglich.«

»Haben Sie eine Pumpe in diesem Ding?«

»Wir könnten den Sprühkopf von einem der Handgeräte nehmen«, sagte Joao.

Rhins Gedanken weilten bei der Waffe in Joaos Tasche, und sie sagte: »Joao, laß mich nicht lebend in ihre Hände fallen.«

»Oh, wie melodramatisch«, sagte Chen-Lhu.

»Lassen Sie sie in Ruhe!« fuhr Joao ihn an. Er strich Rhin besänftigend über die Hand und blickte sich nach allen Seiten um. »Warum lassen sie uns so lange unbehelligt?«

»Sie haben eine Stelle gefunden, an der sie uns erwarten«, sagte Rhin.

»Immer mit dem Schlimmsten rechnen«, warf Chen-Lhu ein. »Was ist das Schlimmste, das uns passieren kann? Vielleicht wollen sie unsere Köpfe wie die Eingeborenen, die einst in dieser Gegend gelebt haben.«

»Sie sind wirklich eine große Hilfe«, sagte Joao.

»Geben Sie mir den Sprühkopf von einem der Handgeräte.«

»Sofort, Jefe«, sagte Chen-Lhu spöttisch.

Joao nahm die Handpumpe entgegen, trat an die Luke und ließ sich auf die Kufe hinuntergleiten. Einen Augenblick hielt er inne und suchte die Umgebung mit den Blik-ken ab.

Von den Wesen, die sie beobachteten, war nichts zu sehen.

Flußabwärts, an einer Biegung, türmte sich ein hoher Felshang über den Bäumen auf — in einer Entfernung von ungefähr fünf oder sechs Kilometern.

*Lavafelsen, dachte Joao. Und vielleicht muß sich der Fluß einen Weg durch diese Felsen bahnen.*

Er beugte sich zu der Kufe nieder, öffnete die Inspektionsklappe und setzte die Pumpe an. Ein hohles Schlürfen hallte aus dem Schwimmkörper wider. Er drückte die Pumpe an die Inspektionsöffnung und betätigte den Griff.

Ein dünner Wasserstrahl ergoß sich in den Fluß. Es roch nach den Giftstoffen aus dem Sprühkopf.

Der winselnde Schrei eines Tucan hallte aus dem Dschungel zu seiner Rechten herüber, und er hörte Chen-Lhus murmelnde Stimme aus der Kabine.

*Worüber redet er, wenn ich nicht da bin?* fragte sich Joao.

Als er aufblickte, stellte er fest, daß die Flußbiegung weitergezogen war, als er erwartet hatte. Die Strömung trug die Kapsel jetzt von dem Felshang fort. Das besserte Joaos Stimmung jedoch nicht. *In dieser Jahreszeit kann sich der Fluß Imndert Kilometer weit winden, nur um schließlich einen Kilometer von der augenblicklichen Position wieder herauszukommen,* dachte er.

Plötzlich hörte er Rhins Stimme laut und vernehmlich aus der Kabine: »Sie Hurensohn!«

Und Chen-Lhu entgegnete: »In meinem Land spielt die Abstammung keine Rolle mehr, Rhin.«

Die Pumpe saugte mit feuchtem Gurgeln Luft an, und Rhins Antwort ging in dem Geräusch unter. Joao schloß die Klappe der Inspektionsöffnung wieder und kehrte in die Kabine zurück.

Rhin saß mit verschränkten Armen da und blickte starr geradeaus. Ihr Nacken war von Zornesröte überzogen.

Joao verstaute die Pumpe in der Ecke neben der Luke und sah Chen-Lhu an.

»Es war Wasser in der Kufe«, sagte Chen-Lhu mit ruhiger Stimme. »Ich habe es gehört.«

*Darum möchte ich jede Wette eingehen, dachte Joao. Wns spielen Sie für ein Spiel, Dr. Travis-Huntington Chen-Lhu? Ist es ein Zeitvertreib? Reizen Sie die Menschen nur zum Vergnügen, oder steckt ein tieferer Grund dahinter?*

Joao ließ sich in den Sitz gleiten.

Die Kapsel tanzte über eine Reihe kleiner Wirbel, drehte sich und blickte jetzt wieder flußabwärts, wo sich ein Sonnenstrahl durch die Wolken bohrte.

Langsam rissen die Wolken auf, und blaue Flecke zeigten sich am Himmel.

»Da ist die Sonne, die gute alte Sonne«, sagte Rhin.  
»Jetzt, wo wir sie nicht mehr brauchen.«

Eine Sehnsucht nach männlicher Geborgenheit überkam Rhin, und sie lehnte den Kopf an Joaos Schulter. »Es wird glühend heiß werden«, flüsterte sie.

»Wenn ihr allein sein wollt, gehe ich hinaus«, spottete Chen-Lhu.

»Beachte den Bastard nicht«, sagte Rhin.

*Kann ich es wagen, ihn nicht zu beachten? fragte sich Joao. Ist das die Absicht — daß ich ihn nicht beachte? Kann ich es wagen?*

Von Rhins Haar ging ein herber Duft aus, der Joao verwirrte. Er nahm einen tiefen Atemzug und schüttelte den Kopf.

*Was ist mit dieser Frau los ... dieser wandelbaren, quecksilbrigen Frau.*

»Du hattest wohl schon viele Frauen?« fragte Rhin.

Ihre Worte weckten Erinnerungen, die ihm durch den Kopf huschten — rehbraune Augen mit einem Hauch von Verschlagenheit: Augen, Augen, Augen ... alle

gleich. Und üppige Körper in hautengen Miedern oder in aufgewühlten Decken ... warm unter seinen Händen.

»Irgendein besonderes Mädchen?« fragte Rhin.

Und Chen-Lhu fragte sich: *Warum tut sie das? Sucht sie nach Rechtfertigungen, Gründen, ihn so zu behandeln, wie ich es wünsche?*

»Ich war sehr beschäftigt«, sagte Joao.

»Darauf möchte ich wetten«, entgegnete sie.

»Was soll das heißen?«

»Es gibt ein Mädchen dort in der grünen Zone ... reif wie eine Mangofrucht. Wie ist sie?«

Er zuckte die Schultern, und ihr Kopf rutschte zur Seite. Doch sie blieb dicht an ihn geschmiegt und blickte zu seinem bartlosen Kinn auf. *In seinen Adern fließt indianisches Blut*, dachte sie. *Kein Bart: indianisches Blut.*

»Ist sie schön?« bohrte Rhin hartnäckig weiter.

»Viele Frauen sind schön«, erwiderte er.

»Eine von diesen dunklen, vollbusigen Frauen, möchte ich wetten«, sagte sie. »Hast du sie im Bett gehabt?«

Und Joao dachte: *Was hat das alles zu bedeuten? Daß wir alle leichtfertige Gesellen sind?*

»Ein Ehrenmann«, sagte Rhin. »Er verweigert die Antwort.«

Sie richtete sich auf und lehnte sich in ihre Ecke zurück. Erzürnt fragte sie sich, warum sie das getan hatte.

*Will ich mich selbst quälen? Will ich diesen Joao Martinho für mich allein haben, um mich an ihm festzuhalten? Zum Teufel damit!*

»Viele Familien halten ihre Frauen sehr streng hier«, warf Chen-Lhu ein. »Sie sind sehr viktorianisch.«

»Waren Sie niemals menschlich, Travis?« fragte Rhin.  
»Und wenn es nur für einen Tag war?«

»Seien Sie still!« sagte Chen-Lhu aufbrausend und wunderte sich im gleichen Augenblick über sich selbst.  
*Diese Hexe! Wie hat sie es geschafft, mir derartig nahezutreten?*

Ah, dachte Joao. *Sie hat einen wunden Punkt berührt.*

»Was hat Sie nur zum Tier gemacht, Travis?« fragte Rhin.

Er hatte jedoch die Beherrschung wiedergefunden und

erwiderte nur: »Sie haben eine scharfe Zunge, meine Liebe. Schade, nur, daß Ihr Verstand nicht mithalten kann.«

»Das ist aber unter ihrem gewohnten Niveau, Travis«, entgegnete sie und lächelte Joao zu.

Aber Joao hatte den Aufschrei in ihren Stimmen gehört, und er erinnerte sich an die ernste Stimme des Padres, als er zu ihm gesagt hatte: *»Ein Mensch schreit gegen das Leben an, weil es einsam ist, und weil es sich von dem gelöst hat, was es geschaffen hat. Aber gleichgültig, wie sehr er das Leben haßt, liebt er es doch auch. Es ist wie ein Kessel, der mit allem gefüllt ist, was er braucht — aber es ist schmerhaft für die Lippen.«*

Unvermittelt zog Joao Rhin an sich und küßte sie. Er vergrub seine Hände in ihrem Rücken und preßte sie heftig an sich. Sie zögerte den Bruchteil einer Sekunde, dann erwiderten ihre Lippen den Kuß — warm und bebend.

Gleich darauf löste er sich von ihr und drückte sie fest in ihren Sitz zurück.

Als sie wieder zu Atem gekommen war, sagte Rhin:  
»Was hatte das nun zu bedeuten?«

»In allen von uns steckt ein Stück von einem Tier«,  
sagte Joao.

*Verteidigt er mich?* fragte sich Chen-Lhu und richtete sich kerzengerade auf. *Ich brauche keine Hilfe von dieser Seite!*

Aber Rhin lachte laut auf, und ihr Lachen zerstreute seinen Ärger. Und sie streckte die Hand aus und streichelte Joaos Wange: »Ja, da hast du recht«, sagte sie.

Und Chen-Lhu dachte: *Sie tut nur ihre Arbeit. Wie großartig sie das macht. Sie ist eine vollendete Künstlerin. Es wäre ein Jammer, wenn ich sie töten müßte.*

---

## IX

*Sie haben wirklich die Fähigkeit, sich mit Belanglosigkeiten zu beschäftigen, diese Menschen, dachte das Gehirn. Selbst angesichts der größten Bedrängnis streiten sie, lieben sich und werfen mit Banalitäten um sich.*

Botentrupps kamen und gingen durch Regen und Sonnenschein, die sich vor dem Höhleneingang beständig abwechselten. Es gab nun keine Verzögerungen mehr beim Erteilen der Befehle; die grundlegende Entscheidung war getroffen: »Nehmt die drei Menschen am Wasserfall gefangen oder tötet sie;

verschont jedoch die Köpfe und bringt sie *in vivo* hierher, wenn ihr könnt.«

Dennoch flogen die Boten weiterhin ein und aus, denn das Gehirn hatte angeordnet: »Berichtet mir jedes Wort, das sie sagen.«

*Soviel Gerede um Gott, dachte das Gehirn. Ist es möglich, daß ein solches Wesen existiert?*

Und das Gehirn dachte darüber nach, daß die Errungenschaften der Menschen von einer Größe waren, die die Banalität ihrer Verhaltensweisen Lügen strafte.

*Ist es möglich, daß in diesen Banalitäten ein Code verborgen liegt? fragte sich das Gehirn. Aber wie könnte das sein ... es sei denn, hinter diesen gefühlsbeladenen Belanglosigkeiten und dem Gerede von Gott steckt mehr, als an der Oberfläche erkennbar ist.*

Das Gehirn hatte seine Verstandeslaufbahn mit pragmatisch-atheistischer Überzeugung begonnen. Jetzt schlichen sich Zweifel in seine Beurteilung, und es erkannte Zweifel als Gefühle.

*Und dennoch müssen sie aufgehalten werden, dachte das Gehirn. Gleichgültig, wie hoch der Preis ist, sie müssen aufgehalten werden. Die Angelegenheit ist zu wichtig ... selbst, wenn diese drei erstaunlichen*

*Menschen auf dem Spiel stehen. Wenn sie verloren sind, werde ich versuchen, um sie zu trauern.*

Rhin hatte das Gefühl, daß sich die Kapsel im Mittelpunkt einer Schüssel voll brennenden Sonnenlichts befand. Die Kabine war eine feuchtheiße Hölle, die ihr Gemüt niederdrückte. Der Hauch von Schweiß und körperlicher Nähe, der allgegenwärtige Modergeruch, all das zerrte an ihren Nerven. Kein Tier regte sich an den vorüberziehenden Ufern, kein Schrei war zu hören.

Nur die vereinzelten Insekten, die gelegentlich ihren Weg kreuzten, erinnerten sie an die Beobachter im Schatten des Dschungels.

*Wenn die Käfer nicht wären, dachte sie. Die gottverdammten Käfer! Und die Hitze — die gottverdammte Hitze.*

Plötzlich überflutete sie eine Welle von Hysterie, und sie rief: »Können wir denn gar nichts machen?«

Dann brach sie in irrsinniges Gelächter aus.

Joao packte sie an den Schultern und schüttelte sie, bis ihre Hysterie in trockenen Schluchzern verebbte. »Oh, bitte, tu etwas«, bat sie.

Joao zwang alles Mitleid aus seiner Stimme, als er versuchte, sie zu beruhigen.

»Rhin, beherrsch dich.«

»Diese gottverdammten Käfer«, sagte sie.

Chen-Lhus Stimme klang vorwurfsvoll aus dem hinteren Teil der Kabine zu ihr herüber: »Bitte, vergessen Sie nicht, *Doktor Kelly*, daß Sie immerhin Entomologin sind.«

»Ja, und die Käfer treiben mich zum Wahnsinn«, sagte sie. Das kam ihr irrsinnig komisch vor, und sie brach in Gelächter aus. Joao schüttelte sie noch einmal, und sie beruhigte sich. Sie nahm seine Hände in die ihren und sagte: »Es ist schon in Ordnung, wirklich. Es ist bloß die Hitze.«

Joao sah ihr forschend in die Augen. »Bist du sicher?«

»Ja.«

Sie machte sich von ihm los, setzte sich in ihre Ecke zurück und starrte aus dem Fenster. Ihre Augen waren gefesselt vom Anblick der vorübereilenden Uferlinie: fließende Bewegung. Es war wie die Zeit — der fließende Übergang der Vergangenheit in die Zukunft — alles eins, alles verschmolzen zu einem gleitenden, ewigen Ganzen ...

*Was hat mich nur veranlaßt, diese Laufbahn zu wählen?* fragte sie sich.

Wie eine Antwort drängte sich ihr die Erinnerung an ein Ereignis auf, das in ihrer Kindheit vergraben gelegen hatte. Sie war sechs, und es war das Jahr, das ihr Vater im amerikanischen Westen verbracht hatte, um sein Buch über Johannes Kelpius zu schreiben. Sie lebten in einem alten Backsteinhaus, und fliegende Ameisen hatten ihr Nest an der Hauswand gebaut. Ihr Vater hatte einen Handwerker beauftragt, das Nest auszubrennen, und sie hatte sich dazugeschlichen, um zuzusehen. Kerosingeruch hing in der Luft, plötzlich blitzte eine gelbe Flamme im Sonnenschein auf, schwarzer Rauch und eine Wolke schwirrender Insekten mit hellbraunen Flügeln umgaben sie.

Sie rannte schreiend ins Haus, und die geflügelten Tiere hingen an ihr und krochen auf ihr herum. Und im Haus: der Zorn der Erwachsenen, Hände stießen sie ins Badezimmer, eine Stimme befahl: »Mach diese Tiere ab! Was für ein Einfall, sie ins Haus zu schleppen. Paß auf, daß kein einziges auf den Fußboden fällt. Schlag sie tot und wirf sie in die Toilette.«

Eine Zeitlang, die ihr wie eine Ewigkeit vorkam, schrie sie und hämmerte und trat gegen die verschlossene Tür. »*Ich krieg' sie nicht tot! Ich krieg' sie nicht tot!*«

Rhin schüttelte den Kopf und versuchte, die Erinnerung zu vertreiben. »Sie sind nicht totzukriegen«, flüsterte sie.

»Was?« fragte Joao.

»Nichts«, sagte sie. »Wie spät ist es?«

»Es wird bald dunkel werden.«

Sie lenkte ihre Aufmerksamkeit auf das vorüberziehende Ufer — baumhohe Farne und Palmen, und das steigende Wasser begann, ihre Stämme zu umspülen. Aber der Fluß war breit, und in der Fahrinne floß das Wasser noch immer ruhig dahin. Im gefleckten Sonnenlicht hinter den Bäumen glaubte sie, eine flimmernde, bunte Bewegung wahrzunehmen. Vögel, hoffte sie.

Was immer es war, es bewegte sich so schnell, daß sie es erst sah, wenn es bereits vorüber war.

Dichte Wolkenmassen stiegen am östlichen Horizont auf und hingen tief, schwer und schwarz am Himmel.

Lautlose Blitze flammten unter ihnen auf. Nach einer Weile folgte der tiefe, grollende Donner wie ein Hammerschlag.

Erwartung hing drückend über dem Fluß und dem Dschungel. Strudel umtanzten die Kapsel wie sich windende Schlangen — eine schmutzigbraune, samtene Bewegung, die die Kufen ergriff: schob und aufhielt ... schob, drehte und aufhielt.

*Es ist das Warten*, sagte sich Rhin.

Tränen liefen ihr über die Wangen, und sie wischte sie fort.

»Ist etwas mit Ihnen, meine Liebe?« fragte Chen-Lhu.

Sie spürte das Verlangen, zu lachen, aber sie wußte, daß das Lachen sie wieder in Hysterie versetzen würde.

»Wenn Sie nicht ein alberner Hurensohn sind!« sagte sie. »Ob etwas mit mir ist!«

»Ahh, wir haben unseren Kampfgeist also noch nicht verloren«, entgegnete Chen-Lhu munter.

Der Schatten einer Wolke zog grau über die Kapsel und verwischte alle Gegensätze.

Joao beobachtete die Regenschauer, die von den Windböen auf ihn zugetrieben wurden. Wieder flammte ein Blitz auf. Das Donnergrollen folgte diesmal in kürzerem Abstand und lauter. Eine Gruppe Affen am linken Ufer brüllte zur Antwort. Ihre Schreie hallten über den Fluß.

Die Dunkelheit ergriff Besitz vom Fluß. Einen Augenblick lang teilten sich die Wolken im Westen und enthüllten einen Himmel von schimmerndem Türkis, das gleich darauf gelb und dann tief rot wie ein Bischofsmantel wurde. Das Wasser war schwarz und ölig. Wolken senkten sich mit dem Sonnenuntergang, und wieder zeichnete sich in der Ferne der Zackenstrich

eines Blitzes ab.

Der Regen nahm sein endloses Hämmern auf das Verdeck der Kapsel wieder auf und tauchte die Uferlinie in taubengrauen Dunst. Die Nacht senkte sich auf das Bild herunter.

»O Gott, ich habe Angst«, flüsterte Rhin. »O Gott, ich habe Angst! Ich habe Angst!«

Joao fand keine Worte, sie zu trösten. Ihre Welt und alles, was sie von ihnen forderte, hatte sich den Worten entzogen, sie hatte sich in ein Dahingleiten aufgelöst, das nicht mehr von dem Fluß zu trennen war.

Das Lärm von Fröschen stieg aus der Dunkelheit auf, und sie hörten das Rauschen des Wassers im Schilf. Nicht der leiseste Mondschimmer durchdrang die wolkenverhangene Dunkelheit. Das Froschgeschrei und das Rauschen des Schilfs verklang hinter ihnen. Sie kehrten in eine Welt zurück, in der nur der Regen prasselte und die Kufen leise im Wasser plätscherten.

»Es ist eigenartig, so gejagt zu werden«, flüsterte Chen-Lhu.

Die Worte erschienen Joao, als kämen sie von einem körperlosen Wesen. Er versuchte, sich Chen-Lhus Gesichtszüge in Erinnerung zu rufen und war erstaunt, als kein Bild vor seinen Augen auftauchte. Er suchte nach Worten, aber es fiel ihm nichts anderes ein als:

»Noch sind wir nicht tot.«

*Danke, Johnny, dachte Chen-Lhu. So etwas Blödsinniges habe ich gebraucht, um die Dinge wieder zurechtzurücken.* Er kicherte lautlos vor sich hin und dachte: *Angst ist die Strafe des Bewußtseins. In der Angst liegt keine Schwäche ... sie zu zeigen, ist Schwäche. Gut, Böse — das ist eine Frage der Betrachtung, mit oder ohne Gott.*

»Ich glaube, wir sollten vor Anker gehen«, sagte Rhin.  
»Was ist, wenn wir in der Nacht in eine Stromschnelle geraten, bevor wir sie hören können? Wie soll man etwas hören bei diesem Regen?«

»Sie hat recht«, sagte Chen-Lhu.

»Möchten Sie hinausgehen und den Anker werfen, Travis?« fragte Joao.

Chen-Lhus Mund wurde trocken.

»Gehen Sie nur, wenn Sie wollen«, fuhr Joao fort.

*Die Angst ist keine Schwäche, wenn man sie nicht zeigt,*

dachte Chen-Lhu. Er stellte sich vor, was draußen in der Dunkelheit alles lauern mochte — vielleicht eines der Wesen, die sie am Ufer gesehen hatten. Jede Sekunde des Zögerns verriet ihn.

»Ich glaube«, sagte Joao, »es ist gefährlicher, die Luke bei Nacht zu öffnen als weiterzutreiben und die Ohren offenzuhalten.«

»Wir haben die Flügellichter«, sagte Chen-Lhu. »Für den Fall, daß wir etwas hören.« Noch während er sprach, fühlte er, wie leer und unbedeutend seine Worte klangen.

Eine Hitzewelle durchflutete Chen-Lhus Adern. Zorn erschütterte ihn bis ins tiefste Innere. Doch das Unbekannte lauerte weiter dort draußen, es herrschte begierige Stille, die selbst in tiefster Dunkelheit erfüllt war von der Erinnerung an strahlendes Licht.

*Angst macht alle Verstellung zunichte, dachte Chen-Lhu. Ich habe mir etwas vorgemacht.*

Es war, als stieße ihn dieser Gedanke um eine Ecke, um ihn dort vor ein Spiegelbild zu stellen. Und er war sowohl die Wirklichkeit, wie auch das Bild. Die plötzlich erwachende Klarheit erfüllte seine Gedanken mit Erinnerungen, bis seine ganze Vergangenheit wie ein Stoff, der sich vom Webstuhl löst, sich vor ihm entrollte — und Wirklichkeit und Gedankenwelt waren in demselben Stoff miteinander verwoben.

Das Gefühl ging vorüber, und er blieb fiebernd, innerlich bebend und mit der Empfindung eines furchtbaren Verlusts zurück.

*Es ist eine verspätete Reaktion auf das Insektengift, dachte er.*

»Oscar Wilde war ein anmaßender Narr«, sagte Rhin.  
»Jede Anzahl von Lebenden wiegt jede Anzahl von Toten auf. Das hat nichts mit Mut zu tun.«

Der Gedanke versetzte ihn in Wut.

*Selbst Rhin verteidigt mich, dachte Chen-Lhu.*

»Ihr gottesfürchtigen Narren«, stieß er hervor. »Wie ihr singt: ›Du bist das Leben, Gott!‹ Es gäbe keinen Gott ohne die Menschen! Ein Gott wüßte nicht, daß er existiert, wenn die Menschen nicht wären! Wenn es je einen Gott gegeben hat ... dann hat er mit diesem Universum einen Fehler begangen!«

Chen-Lhu verstummte. Er atmete schwer wie nach einer großen Anstrengung.

Ein Regenschauer hämmerte wie eine Antwort des Himmels auf das Verdeck der Kapsel und wurde dann wieder zu einem leisen Gemurmel.

»Ha ... hör dir diesen Atheisten an«, sagte Rhin.

Joao warf ihr im Dunkeln einen Blick zu. Ihre Worte erzürnten ihn. Chen-Luhs Ausbruch hatte ihnen den Mann nackt und wehrlos gezeigt. Man hätte es gnädig übergehen müssen, nicht aber durch solche

Bemerkungen noch schüren. Joao spürte, daß Rhins Worte den Zweck hatten, Chen-Lhu in eine Ecke zu drängen.

Der Gedanke rief eine Erinnerung aus der Zeit in Nordamerika in ihm wach, an einen Ferienaufenthalt mit einem Schulkameraden im Osten von Oregon. Sie befanden sich auf Wachteljagd, als zwei Hunde seines Gastgebers aus der Linie ausbrachen, um einen mageren Kojoten zu verfolgen. Der Kojote hatte den Jäger gesehen und sich nach links gewandt, wo er in einem Winkel des Zauns in die Falle geriet.

Dort war der Kojote, der Inbegriff der Feigheit, herumgewirbelt und hatte die beiden Hunde blutig gebissen, bis sie mit eingekniffenen Schwänzen das Weite gesucht hatten. Joao hatte das Schauspiel voller Verwunderung beobachtet und hatte den Kojoten entkommen lassen.

Als er sich an diese Szene erinnerte, erkannte Joao, daß sie Chen-Luhs Problem ausdrückte: *Etwas oder jemand hat diesen Mann in die Enge getrieben.*

»Ich schlafe jetzt«, sagte Chen-Lhu. »Wecken Sie mich um Mitternacht. Und bitte - lassen Sie sich nicht so ablenken, daß sie die Ohren nicht mehr nach vorne spitzen.«

*Zur Hölle mit dir!* dachte Rhin. Und sie gab sich keine Mühe, leise zu sein, als sie sich in Joaos Arme drängte.

»Wir müssen einen Teil unserer Kräfte unterhalb der Stromschnellen aufstellen«, befahl das Gehirn. »Falls die Menschen wie das letzte Mal dem Netz entkommen. Sie dürfen dieses Mal nicht entkommen.« An dieser Stelle fügte das Gehirn das Überlebens-Angst-Drohungs-Zeichen des Schwarmes hinzu, um das größtmögliche Maß an aufgestachelter Wachsamkeit unter den Boten und Handlungseinheiten zu erzeugen.

»Gebt den *kleinen Tödlichen* sorgsame Anweisungen«, befahl das Gehirn. »Wenn das Fahrzeug unserem Netz ausweicht und die Stromschnellen unbehelligt überwindet, müssen alle drei Menschen getötet werden.«

Goldgeflügelte Boten tanzten die Bestätigung an der Decke und schwirrten aus der Höhle in den grauen Abend hinaus, über den sich bald die Nacht senken würde.

*Diese drei Menschen waren interessant und lehrreich, dachte das Gehirn, aber jetzt muß es ein Ende haben. Wir haben schließlich noch andere Menschen ... und Gefühle dürfen sich nicht zwischen die logischen Notwendigkeiten drängen.*

Aber diese Gedanken weckten nur von neuem die gerade erlernten Gefühle des Gehirns und brachte die Wartungsinsekten, die herbeieilten, um die ungewöhnlichen Wünsche ihres Schützlings zu besänftigen, in Aufruhr.

Nach einer Weile schob das Gehirn den Gedanken an die drei Menschen auf dem Fluß beiseite und begann, über das Schicksal der Imitationen irgendwo hinter den Sperren nachzugrübeln.

Das Radiogerät der Menschen brachte keine Nachricht über die Entdeckung der Imitationen ... aber das hatte im Grunde nichts zu bedeuten. Vielleicht unterdrückte man derartige Nachrichten. Wenn sie nicht von ihren Artgenossen aufgespürt und gewarnt wurden (und zwar bald), dann würden sie hervorkommen. Die Gefahr war groß, und die Zeit drängte.

Die Erregung, in der sich das Gehirn befand, veranlaßte seine Pflegerinnen zu einem ungewöhnlichen Schritt. Betäubungsmittel wurden herangeschafft und verabreicht. Das Gehirn sank in einen teilnahmslosen Halbschlaf, und im Traum verwandelte es sich in ein menschenähnliches Wesen und wanderte mit einem Gewehr in der Hand über einen Traumpfad.

Und selbst im Traum sorgte sich das Gehirn, daß ihm seine *Jagdbeute* entkommen könnte. Und dort konnten die Pflegerinnen es nicht erreichen und beschwichtigen. Die Sorge hielt an.

Joao erwachte im Morgengrauen und stellte fest, daß der Fluß von unsteten Nebelschleiern verhüllt war. Er war steif, und seine Muskeln schmerzten. Seine

Gedanken waren fiebrig verworren und ebenso verschwommen wie der Nebel über dem Fluß. Der Himmel hatte die Farbe von Platin.

Eine Insel tauchte vor ihnen aus dem gespenstischen Nebel auf. Die Strömung trieb die Kapsel auf der rechten Seite vorbei an übereinandergetürmten Ästen und den wasserumspülten Überresten von Gras und Büschchen, die sich flußabwärts neigten und in der Strömung bebten.

Die Kapsel lag jetzt eindeutig auf der rechten Seite tiefer im Wasser. Joao wußte, daß er hätte hinausgehen und das Wasser aus der Kufe pumpen müssen. Er wußte, daß er die Kraft hatte, es zu tun, aber er fand nicht die Kraft, sich in Bewegung zu setzen.

Rhins Stimme drang an sein Ohr. »Wann hat es aufgehört zu regnen?«

Chen-Lhu antwortete von hinten: »Kurz vor dem Morgengrauen.« Er hustete und fuhr fort: »Immer noch nichts von unseren Freunden zu sehen.«

»Die rechte Seite liegt tiefer im Wasser«, sagte Rhin.

»Ich war gerade im Begriff, mich darum zu kümmern«, entgegnete Chen-Lhu. »Johnny, ich nehme an, ich muß lediglich die Düse des Sprühkopfes in die Kufe stecken und den Griff betätigen.«

Joao schluckte. Er war erstaunt, welche Erleichterung es für ihn bedeutete, daß Chen-Lhu diese Aufgabe freiwillig übernahm.

»Johnny?«

»Ja ... das ist alles«, sagte Joao. »Die Inspektionsklappe hat ein einfaches Schnappschloß.«

Joao lehnte sich zurück und schloß die Augen. Er hörte, wie Chen-Lhu die Luke öffnete.

Rhin warf Joao einen Blick zu, und ihr fiel auf, wie müde er aussah. Seine geschlossenen Augen wirkten wie die Höhlen in einem Totenschädel, von schwarzen Rändern umschattet.

*Mein neuester Liebhaber, dachte sie. Der Tod.*

Der Gedanke verwirrte sie, und sie war erstaunt, daß sie an diesem Morgen keine Wärme für den Mann empfinden konnte, der sie in der Nacht mit seiner Leidenschaft berauscht hatte. Eine *tristia post coitum* hatte von ihr Besitz ergriffen, und Joao erschien ihr jetzt nur noch als ein Bestandteil des Bewußtseins, der sie zufällig angerührt hatte und verweilt war, um einen Augenblick strahlender Helligkeit mit ihr zu teilen.

In diesem Gedanken war keine Liebe. Und kein Haß.

Ihre Gefühle waren jetzt beinahe so geschlechtslos und

unberührt wie eh und je. Ihre nächtliche Liebe war eine gemeinsame Erfahrung, aber der Morgen hatte ihr die Würze genommen.

Sie wandte sich ab und blickte flußabwärts.

Der Nebel hatte sich gelichtet. Sie erblickte in einer Entfernung von ungefähr zwei Kilometern einen Felshang aus Lavagestein. Er ragte aus dem Dschungel heraus wie ein Geisterschiff.

Sie hörte ein gurgelndes Geräusch, als die Pumpe Luft ansaugte und stellte fest, daß sich die Kapsel beinahe wieder vollständig aufgerichtet hatte.

Kurz darauf kehrte Chen-Lhu zurück. Ein kalter, feuchter Luftzug wehte in die Kabine, als er die Luke öffnete.

»Es ist fast kalt da draußen«, sagte Chen-Lhu. »Was sagt der Höhenmesser, Johnny?«

Joao beugte sich vor und warf einen Blick auf die Schalttafel. »Sechshundertundacht Meter.«

»Wie weit sind wir wohl gekommen?«

Joao zuckte schweigend die Schultern.

»Könnten es hundertfünfzig Kilometer sein?« fragte Chen-Lhu.

Joao sah hinaus auf das überflutete Ufer, auf Wassermassen, die an knorriegen, bizarren Wurzeln rissen. »Vielleicht.«

*Vielleicht*, dachte Chen-Lhu. Und er fragte sich, warum er sich so munter und kraftvoll fühlte. Er hatte tatsächlich Hunger! Er kramte nach den Essenrationen, verteilt sie und verschlang seinen Teil mit gierigen Bissen.

Ein Regenschwall prasselte gegen die Windschutzscheibe. Die Kapsel drehte sich schwankend. Ein weiterer Windstoß erschütterte sie. Die Kapsel wurde holpernd über eine Folge kleiner Wellen getrieben. Der Wind ließ nach, doch der Regen fiel weiterhin in dichten Strömen, die den vorübergleitenden Ufern alle Farbe nahm. Auch als der Wind völlig aufgehört hatte, fiel der Regen in großen, schweren Tropfen.

Joao starrte auf ein geflecktes Granitufer hinaus, das wie eine unwirkliche Kulisse vorüberzog. Der Fluß schien hier mindestens einen Kilometer breit zu sein, und die schmutzigbraunen Wassermassen waren aufgewühlt und mit Baumgruppen, schwimmenden Grasinseln und treibenden Ästen durchsetzt.

Plötzlich schlingerte die Kapsel. Ein Schlag und ein knirschendes Geräusch drang von den Kufen herauf. Joao hielt den Atem an und hoffte inbrünstig, daß die geflickte Kufe nicht aufgerissen war.

»Untiefen?« fragte Chen-Lhu.

Ein treibender Baumstamm tauchte zu ihrer Linken an der Wasseroberfläche auf, drehte sich und tauchte wieder unter wie ein lebendiges Wesen.

Rhin flüsterte: »Die Schwimmkufe ...«

»Sie scheint zu halten«, sagte Joao.

Ein grüner Käfer schwirrte über den Baumstamm, landete auf der Windschutzscheibe, wedelte mit den Fühlern und verschwand wieder.

»Sie sind an allem interessiert, was uns zustößt«, sagte Chen-Lhu.

Rhin sagte: »Dieser Baumstamm - Sie glauben doch nicht ...«

»Ich bin mittlerweile soweit, daß ich alles glaube«, entgegnete Chen-Lhu.

Rhin schloß die Augen und murmelte: »Ich hasse sie!  
Ich hasse sie!«

Der Regen ließ ein wenig nach, und schließlich fielen nur noch vereinzelte Tropfen, die auf das Kabinendach schlugen. Rhin öffnete die Augen, und über ihr am Himmel öffneten sich blaßblaue Straßen in den Wolken

und schlössen sich wieder.

»Klart es auf?« fragte sie.

»Was macht das schon für einen Unterschied?« gab Chen-Lhu zurück.

Joao ließ den Blick über das vom Regen niedergedrückte Gras einer Savanne zu ihrer Linken schweifen. Der Grasstreifen endete an einer glänzend grünen Dschungelwand etwa zweihundert Meter weiter.

In dem Augenblick, als sein Blick darauf fiel, trat eine Gestalt aus dem Dschungel und winkte ihnen zu, bis sie außer Sicht getrieben wurden.

»Was war das?« fragte Rhin, und in ihrer Stimme schwang unterdrückte Hysterie.

Die Entfernung war zu groß gewesen, um es mit Sicherheit zu sagen, aber die Gestalt war Joao wie der Padre erschienen.

»Vierho?« flüsterte er.

»Er sah aus wie er, glaube ich«, entgegnete Chen-Lhu.  
»Sie nehmen doch nicht an ...«

»Ich nehme gar nichts an!«

*Ahh, dachte Chen-Lhu.*

*Der Bandeirante verliert die Nerven.*

»Ich höre etwas«, sagte Rhin. »Es kling wie Stromschnellen.«

Joao richtete sich auf und lauschte. Ein leises Rauschen drang an sein Ohr. »Wahrscheinlich nur der Wind in den Bäumen«, sagte er. Aber im selben Augenblick wußte er, daß es nicht der Wind war.

»Es sind Stromschnellen«, erklärte Chen-Lhu. »Sehen Sie den Felsen dort vor uns?«

Sie blickten flußabwärts, bis heftige Windböen einen schwarzen Strich über den Fluß trieben und einen Schleier über den Felsen zogen. Die Regengüsse peitschten um die Kapsel und trommelten aufs Dach. Der Wind ließ nach, so schnell er gekommen war, und die Strömung trieb sie durch den rauschenden Regen voran. Bald darauf wurde auch der Regen schwächer.

Chen-Lhu erschien die Kapsel, als wäre sie durch Zauberei zu einem Spielzeug zusammengeschrumpft und nun in einer unendlichen Flut verloren.

Über allem türmte sich der schwarze Felshang auf und wurde mit jeder Sekunde gewaltiger.

Chen-Lhu drehte den Kopf langsam von einer Seite zur anderen und fragte sich, woher er wußte, was sie am

Fuße dieses Felsens erwartete. Er hatte das Gefühl, in einer feuchten Luftblase dahinzugleiten, die ihm das Leben aussaugte. In der Luft hing der dumpfe Geruch von Leben und Tod, das sich auf dem Waldboden übereinanderschichtete. Ein Hauch von Verwesung und Fäulnis umwehte ihn. Und er trug die Botschaft zu ihm:  
»Sie sind dort vorn ... und lauern.«

»Die Kapsel ... wird nicht noch einmal fliegen, oder?« fragte Chen-Lhu.

»Ich glaube nicht, daß ich diese Kufe in die Luft bekomme«, entgegnete Joao. Er wischte sich den Schweiß von der Stirn, schloß die Augen, und wie ein Alpträum zog die gesamte Fahrt bis zu diesem Punkt an seinen Augen vorüber. Er riß die Augen auf.

Bedrücktes Schweigen senkte sich über die Kabine.

Das Rauschen der Stromschnellen wurde lauter, aber noch immer waren keine Schaumkronen auf dem Wasser zu sehen.

Ein Tucanschwarm flog aus einem Palmenwäldchen in einer Flußbiegung auf. Sie flatterten wild durcheinander und füllten die Luft mit ihrem winselnden Geschrei. Dann waren sie verschwunden, und zurück blieb das Brüllen der Stromschnellen. Gleich hinter der nächsten Biegung ragte die Felswand über den Palmen auf.

»Wir haben noch Treibstoff für vier oder fünf Minuten

... ungefähr«, sagte Joao. »Ich glaube, wir sollten diese Kurve mit eingeschalteten Motoren nehmen.«

»Einverstanden«, sagte Chen-Lhu. Er befestigte seinen Sicherheitsgurt.

Rhin hörte das Zuschnappen der Schnalle und gurtete sich ebenfalls an.

Joao tastete nach den Verschlüssen seines Gurtes, während er den Blick aufmerksam auf das Schaltpult gerichtet hielt. Bei dem Gedanken, wieviel Vorsicht die Handhabung des Drosselknopfes erforderte, begannen seine Hände zu zittern. *Ich habe es zweimal geschafft,* sagte er sich.

Aber es gelang ihm nicht, sich zu beruhigen. Er wußte, daß seine Kraft und sein Verstand erschöpft waren.

Auf der linken Seite, wo sich der Fluß stromabwärts wandte, lösten sich kleine Wellen vom Ufer. Das Wasser begann zu glitzern und zu funkeln. Als Joao den Blick hob, sah er, daß sich die Wolken allmählich teilten und Streifen blauen Himmels hervorlugten. Er nahm einen tiefen Atemzug, betätigte die Zündung zählte.

Das Warnlicht erlosch.

Joao schob den Drosselknopf vor. Ein Schlag erschütterte die Motoren, dann arbeiteten sie mit

gleichmäßigem Brüllen. Die Kapsel begann zu beschleunigen, schob sich auf dem Wellenpfad voran. Sie hatte auf der rechten Seite Übergewicht, und von der rechten Kufe drang ein dumpfes Klatschen in die Kabine.

*Es wird niemals abheben,* dachte Joao. Er fühlte sich fiebrig und losgelöst von seinen Sinnen.

Die Kapsel schwamm schlängernd und lärmend um die Kurve ... und da wuchs sie in die Höhe, die Lavawand, weniger als einen Kilometer flußabwärts. Der Fluß zwängte sich durch einen Spalt in der Felswand, der wie von einer gewaltigen Axt herausgehauen war. Schwarze, gewaltige Felsmassen preßten das Wasser in einen tosenden Strom.

»Jesus Christus«, flüsterte Joao.

Rhin packte ihn am Arm. »Dreh um! Du muß umdrehen!«

»Wir können nicht«, sagte Joao. »Es gibt nur diesen Weg.«

Noch hielt er die Hand, die auf dem Drosselknopf lag, zögernd zurück. Sollte er den Knopf drücken und eine Explosion riskieren? Er hatte keine andere Möglichkeit. In der Felsschlucht sah er Wellen über unsichtbaren Klippen aufschießen, milchigbrauner Schaum wurde in die Luft gewirbelt.

Mit einer krampfhaften Bewegung drückte Joao den Drosselknopf nach vorn. Das Aufbrüllen der Turbomotoren verschlang das Tosen des Wassers.

Joao stieß eine flehende Bitte an die Kufe aus: »Halt aus ... bitte ... halt aus.«

Plötzlich hob sich die Kapsel ein wenig aus dem Wasser und glitt schneller und schneller vorwärts. In diesem Augenblick sah Joao eine Bewegung an den Ufern zu beiden Seiten der Felsenschlucht. Etwas wurde tropfend und schlängengleich vor den Eingang der Schlucht gezogen.

»Noch ein Netz!« schrie Rhin.

Joao sah das Netz, aber er war völlig unbeteiligt und wie im Traum. Er wußte, daß er ihm nicht ausweichen konnte. Die Kapsel glitt über wirbelndes Wasser auf einen schimmernden schwarzen See zu, über den sich die tropfende Schranke zog. Er sah die dunklen Netzkaros, und dahinter drängte sich das Wasser in immer steilere Furchen, die zur Seite und in die Schlucht hinunterwichen. Die Kapsel wurde in das Netz geschleudert, zerrte daran, zerfetzte es. Als die Nase der Kapsel nach unten kippte, wurde Joao mit Wucht gegen seinen Sicherheitsgurt gedrückt. Die Rückenlehne seines Sitzes schlug ihm gegen die Rippen. Ein ohrenbetäubendes Knirschen, Gurgeln und Bersten erfüllte die Luft, und plötzlich verstummten die Motoren — wahrscheinlich waren sie überflutet oder

nicht mehr in der Lage, Treibstoff anzusaugen. Das Tosen des Wasserfalls dröhnte in der Kabine wider.

Joao zog sich am Rad hoch und blickte um sich. Die Kapsel glitt fast eben dahin und drehte sich um sich selbst. Aber Joao schien es, als drehte sich die Welt um ihn — schwarzer Fels, grüner Dschungelsaum, weißschäumendes Wasser.

Die Kapsel wurde ein reißendes, schräges Flußstück hinuntergetrieben und berührte knirschend den Kieselboden oberhalb der Sturzflut. Scheppern und Reißen von Metall wetteiferten mit dem Tosen in der Schlucht.

Rhin schrie etwas, das von der Wasserlawine verschluckt wurde. Die Kapsel hüpfte, wirbelte, sprang über zwei wasserüberspülte Stufen hinunter. Metall ächzte und knirschte. Ein Sog zerrte an den Kufen, und schnellte sie in eine kippende, schwankende Bewegung.

Ein gewaltiges Schmettern, als würden Ozeanwellen gegen Klippen gepeitscht, betäubte Joao. Er sah einen glänzend schwarzen Felssims, dessen Oberfläche vom Wasser ausgewaschen war, direkt vor sich aufragen. Die Kapsel wurde dagegen geschleudert und zurückgeworfen. Joaos Sicherheitsgurt riß, er stürzte zu Boden und prallte gegen Rhin. Er faßte haltsuchend nach dem Schaft des Rades.

Über ihm verbog sich das Verdeck. In ungläubigem

Entsetzen sah er, wie das Dach nach vorne kippte und verschwand. Der rechte Flügel wurde am Felsen zerdrückt. Die Kapsel schoß nach rechts herum und enthüllte ihnen einen verwischten Himmelsbogen und wieder eine schwarze Wand.

Das Bersten des Flügels mischte sich in den Höllenlärm, der sie umgab.

Joao dachte: *Wir werden es nicht schaffen. Niemand kann das überleben.*

Er spürte Rhins Arm an seiner Taille. Sie hatte sich mit beiden Armen voller Entsetzen an ihn geklammert und schrie ihm ins Ohr: »Bitte, mach, daß es aufhört; bitte, mach, daß es aufhört.«

Joao sah, wie sich die Nase der Kapsel hoch in die Luft hob und wieder hinuntergedrückt wurde. Da, wo das Dach gewesen war, brodelte weißer Schaum vorüber. Eines der Sprühgewehre wurde durch das Loch hinaus in den Fluß geschleudert. Joao preßte sich enger zwischen die Sitze und das Schaltpult und klammerte sich so fest an das Rad, daß seine Finger schmerzten. Mit einem Ruck wurde sein Kopf herumgerissen, und er sah Chen-Lhu, der seine Arme um die Rückenlehne des Sitzes geschlungen hatte, direkt über sich.

Chen-Lhu hatte das Gefühl, daß das Getöse in seinem Körper widerhallte, ins Unerträgliche gesteigert wurde. Es durchfuhr ihn in ungebändigtem Rhythmus,

beherrschte seine Welt: eine ohrenbetäubende, aus den Fugen geratene Dissonanz, ein scharrender, krachender, knirschender Sog. Er bestand nur noch aus Sehen, Hören, Fühlen; alles andere war ausgelöscht.

Rhin preßte ihr Gesicht an Joaos Körper. Für sie gab es nichts mehr als den heißen Geruch, der von Joao ausging und die wahnsinnige Bewegung. Die Kapsel hob und hob sich, fiel krachend hinunter und wirbelte um die eigene Achse. Auf. Ab. Auf. Ab. Auf. Ab. Es war wie ein aberwitziges Liebesspiel. Ein dröhnedes Hämmern erschütterte sie, als die Kapsel über eine hohe Klippe hinuntergerissen wurde.

Joaos ganzes Bewußtsein richtete sich auf die entsetzliche Klarheit der Sicht. Er blickte aus einer Öffnung in der Kabinenwand, wo keine Öffnung hätte sein dürfen — ein Mühlgraben, ein schwarzer Wasserschlund, dichter Schaum, feuchtgrüner Schatten über dem gezackten Fels. Als die Kapsel überkippte, sah er genau in einen schaumumtostenen Strudel hinunter. Seine Hände waren taub von der Umklammerung. Seine Schulter schmerzte.

Der braune Rücken des Stroms wälzte sich vor dem Loch in der Kabinenwand hinunter. Die Kapsel hob sich mit einer täuschend weichen Gleitbewegung auf die Wellen, und Joao sah, wie der Fluß unter ihnen hinunterstürzte.

*Mehr kann sie nicht aushallen*, sagte er sich.

Die Kapsel fiel mit der Nase voran, schneller und schneller. Joao stemmte sich gegen das Schaltpult. Hinter dem zerschmetterten Flügel raste eine grünbraune Welle auf ihn zu - höher und höher ... und höher  
...

Die Kapsel schlug hindurch.

Grüne Dunkelheit und Wasser strömte in die Kabine. Metall knirschte. Joao spürte, wie das Hinterteil hinuntergedrückt wurde und ihn in fahles Zwielicht hob. Er zog sich am Sitz hoch und zerrte Rhin mit sich. Chen-Lhu klammerte sich noch immer mit beiden Armen am Sitz fest. Wasser strömte durch die aufgerissene Kabinenwand herein. Das Hinterteil schlürfte an Felsen entlang, als die Kapsel durch ein brodelndes Wasserbecken getrieben wurde.

Blendender Sonnenschein!

Joao drehte sich um. Das grelle Licht blendete ihn. Er starrte das Loch an, wo einst die Motoren gewesen waren und warf einen Blick in die Schlucht zurück. Der tosende Lärm zerrte an ihm. Er sah die irrwitzigen Wellen, das Toben, und er dachte: *Sind wir wirklich da hindurch gekommen?*

Er fühlte Wasser an seinen Füßen und wandte sich um, in der Erwartung, den nächsten brodelnden Wasserfall zu sehen.

Aber da war nur ein großes Becken — überall dunkles Wasser. Es nahm die tosenden Wassermassen aus der Schlucht auf, und trotz der Heftigkeit, mit der sie herunterstürzten, war in dem Becken nichts zu sehen als glitzernde Blasen und der schnelle Lauf der Wasserrinne.

Die Kapsel schlingerte unter Joao. Er taumelte, suchte an der rechten Kabinenwand nach Halt und blickte auf den noch vorhandenen Flügel hinunter, der auf der Oberfläche des Flusses zu schwimmen schien.

Rhins Stimme drang in sein Bewußtsein, und der Tonfall . unerwarteter Gelassenheit erstaunte ihn. »Wir sollten die Kabine verlassen. Wir sinken.«

Joao versuchte, das Gefühl der Gleichgültigkeit abzuschütteln. Er sah auf sie hinunter und stellte fest, daß sie in ihrem Sitz saß. Chen-Lhu stand aufrecht hinter ihr. Er hustete krampfhaft.

Mit einem metallischen Grugeln verschwand der rechte Flügel unter der Wasseroberfläche.

In diesem Augenblick wurde Joao klar, daß sie noch am Leben waren, und ein Gefühl freudiger Erregung ergriff Besitz von ihm ... aber die Kapsel war verloren. Die Freude fiel von ihm ab.

»Wir haben Ihnen etwas geboten für Ihr Geld«, sagte Chen-Lhu. »Aber ich glaube, hier endet unsere Fahrt.«

»Ach ja?« knurrte Joao. Wut brodelte in ihm auf, und er tastete nach Vierhos alter Donnerbüchse in seiner Tasche. Diese Reflexbewegung, die törichte Bedeutungslosigkeit der Geste, belustigte ihn über die Maßen.

*Diese Wesen mit dem Revolver töten zu wollen, Welch ein närrischer Einfall,* dachte er.

»Joao?« sagte Rhin.

»Ja.« Er nickt ihr zu, wandte sich ab und kletterte auf den Kabinenrand hinaus. Er suchte die Umgebung mit den Blicken ab. Ein feuchter Nebel aus der Schlucht umwehte ihn.

»Dieses Ding wird nicht mehr lange schwimmen«, sagte Chen-Lhu. Er sah in die Schlucht zurück, und sein Geist weigerte sich plötzlich, zu begreifen, was gerade geschehen war.

»Ich könnte zu dem Punkt dort drüben schwimmen«, sagte Rhin. »Wie steht es mit euch beiden?«

Chen-Lhu folgte ihrem Blick und sah eine baumlose Landzunge, etwa hundert Meter flussabwärts. Es war ein schilfbewachsener schlammiger Ausläufer vor einer hohen Wand von Bäumen. Lange Schleifspuren führten über den Schlamm ins Wasser hinunter.

*Krokodilspuren,* dachte Chin-Lhu.

»Ich sehe Krokodilspuren«, sagte Joao. »Am besten bleiben wir in der Kapsel, solange es geht.«

Rhin spürte, wie das Entsetzen ihr die Kehle zuschnürte, und sie flüsterte: »Wird sie noch lange aushalten?«

»Wenn wir uns sehr ruhig verhalten«, sagte Joao. »Wir scheinen irgendwo unter uns ein bißchen Luft zu haben — vielleicht im Flügel und in der linken Kufe.«

»Keine Spur von ... *ihnen* hier zu sehen?« fragte Rhin.

»Sie werden sicher bald hier sein«, sagte Chen-Lhu, und der beiläufige Klang seiner Stimme erstaunte ihn selbst.

Joao betrachtete die kleine Halbinsel prüfend.

Die Kapsel wurde abgetrieben und kehrte dann mit einer Gegenströmung zurück, bis nur noch wenige Meter die bereits halb versunkene Flügel spitze von dem schlammigen Ufer trennten.

Wo sind diese verdammten Krokodile? fragte sich Joao.

»Wir werden nicht näher herankommen«, sagte Chen-Lhu.

Joao pflichtete ihm mit einem Kopfnicken bei und

sagte: »Du zuerst, Rhin. Bleib auf dem Flügel, solange du kannst. Wir kommen sofort nach.« Er legte die Hand an den Revolver in seiner Tasche und half ihr mit der anderen Hand auf den Flügel hinaus. Er senkte sich unter ihrem Gewicht tiefer, bis ihn der schlammige Grund aufhielt.

Chen-Lhu glitt nach ihr auf den Flügel und sagte: »Also los!«

Sie wateten ans Ufer, und ihre Füße versanken im Schlamm. Joao stieg der Geruch von Treibstoff in die Nase. Er sah die bunten Streifen auf dem Fluß. Das schilfbewachsene Ufer, auf dem sich jetzt die Spuren von Rhin und Chen-Lhu abzeichneten, stieg vor ihm auf. Er ging ihnen nach und starre dann zum Dschungel hinüber.

»Wäre es möglich, mit ihnen zu verhandeln?« fragte Chen-Lhu.

Joao hob das Sprühgewehr und sagte: »Ich glaube, das ist unser einziges Argument.« Er prüfte die Ladung des Gewehres, stellte fest, daß es voll war und wandte sich dann um und betrachtete nachdenklich die Überreste der Kapsel. Sie war jetzt fast vollständig untergegangen. Der eine Flügel hatte sich im Schlamm festgesetzt, und braunes Wasser drang durch die aufgerissenen Löcher in die Kabine ein.

»Meinen Sie, wir sollten mehr Waffen aus der Kapsel

holen?« fragte Chen-Lhu. »Aber wozu sollte das gut sein? Von hier aus werden wir nirgendwo hingehen.«

*Er hat natürlich recht*, dachte Joao. Er sah, daß Rhin bei Chen-Lhus Worten von einem unbeherrschten Zittern befallen wurde und legte ihr besänftigend den Arm um die Schultern, bis sie sich wieder beruhigt hatte.

»Was für ein hübsches Familienbild«, sagte Chen-Lhu und sah sie spöttisch an. Und bei sich dachte er: *Sie sind das einzige Pfand, das ich habe. Vielleicht lassen sich unsere Freunde auf einen Handel ein — vielleicht lassen sie mich gehen, wenn sie die beiden kampflos bekommen.*

Rhin spürte, wie Ruhe über sie kam. Joaos Arm um ihre Schultern, sein Schweigen, hatten sie tiefer berührt als irgend etwas, woran sie sich erinnern konnte. So *eine Kleinigkeit*, dachte sie. *Nur eine brüderlich-väterliche Umarmung.*

Chen-Lhu räusperte sich. Sie sah ihn an.

»Johnny«, sagte Chen-Lhu, »geben Sie mir das Gewehr. Ich gebe Ihnen Deckung, während sie die übrigen Waffen aus der Kapsel holen.«

»Sie haben doch selbst gesagt«, entgegnete Joao, »daß es keinen Sinn hat.«

Chen-Lhus Gesichtsausdruck erschreckte Rhin, und sie löste sich aus Joaos Umarmung.

»Geben Sie mir das Gewehr«, wiederholte Chen-Lhu mit tonloser Stimme.

*Was macht es schon für einen Unterschied?* dachte Joao. Er sah Chen-Lhu in die Augen und erkannte unbeugsame Härte darin. *Mein Gott! Was ist in ihn gefahren?* Der Blick des Chinesen fesselte ihn, der Ausdruck eisernen Willens, die mandeläugige Wut.

Chen-Lhus linker Fuß schnellte vor, traf Joaos linken Arm und schleuderte das Gewehr in hohem Bogen durch die Luft. Joaos Arm fiel kraftlos herunter, aber er nahm beinahe instinktiv die klassische Kampfhaltung der Brasilianer, die *copeira*, ein. Blind vor Schmerz wich er einem zweiten Tritt aus und sprang zur Seite.

»Rhin, das Gewehr!« rief Chen-Lhu. Dann wandte er sich wieder Joao zu.

Rhins Verstand versagte ihr einen Augenblick lang den Dienst. Sie schüttelte den Kopf und sah sich nach dem Gewehr um. Es war mit dem Knauf voran ins Schilf geflogen und im Schlamm steckengeblieben. *Das Gewehr?* dachte sie. Nun ja, es würde einen Mann auf diese Entfernung aufhalten. Sie zog die Waffe, die mit Schlamm und Schilfresten bedeckt war, aus der Erde und legte sie auf die beiden Männer an, die sich wie in einem bizarren Tanz umkreisten.

Chen-Lhu sah sie, sprang mit einem Satz zurück und duckte sich.

Joao richtete sich auf und legte die Hand an seinen verletzten Arm.

»In Ordnung, Rhin«, sagte Chen-Lhu. »Erschießen Sie ihn.«

Rhin schwenkte die Mündung auf Joao, und ein Gefühl des Entsetzens überfiel sie.

Joao tastete nach der Waffe in seiner Tasche, doch dann hielt er inne. Er spürte nur noch Leere und Hoffnungslosigkeit. *Soll sie mich töten, wenn sie will,* dachte er.

Rhin preßte die Lippen fest zusammen und schwenkte die Gewehrmündung auf Chen-Lhu zurück.

»Rhin!« rief er und wollte auf sie zulaufen.

*Du Hurensohn!* dachte sie und drückte auf den Abzug.

Der harte Strahl der Giftladung traf Chen-Lhu und brachte ihn aus dem Gleichgewicht. Er versuchte, weiterzulaufen, aber das Gift traf ihn im Gesicht und warf ihn zu Boden. Er rollte sich zuckend auf der Erde und kämpfte gegen die zunehmende Umstrickung, als das Butyl fest wurde. Seine Bewegungen wurden langsamer — er bäumte sich auf, sank zusammen,

bäumte sich auf.

Rhin hielt das Gewehr auf Chen-Lhu gerichtet, bis die Ladung leergeschossen war, dann schleuderte sie es von sich.

Chen-Lhu bäumte sich ein letztes Mal auf und blieb dann regungslos liegen. Von ihm war nichts mehr zu erkennen, er war nur noch eine klebrige, grau-schwarz-orangefarbene Masse im Schilf.

Rhin keuchte schwer. Sie schluckte und versuchte, einen tiefen Atemzug zu nehmen, aber es gelang ihr nicht.

Joao trat zu ihr, und sie sah, daß er die Pistole in der Hand hielt. Seine linke Hand baumelte kraftlos herunter.

»Dein Arm«, sagte sie.

»Gebrochen«, erklärte er. »Schau dort, bei den Bäumen.«

Sie folgte der angegebenen Richtung mit dem Blick und sah huschende Bewegungen in den Schatten. Ein Windstoß wirbelte die Blätter auf, und die Gestalt eines Indianers tauchte am Dschungelrand auf. Wie durch Zauberei stand er plötzlich da. Ebenholzschwarze Augen glitzerten unter glatten, kurzgeschnittenen Haaren. Sein Gesicht war mit roten Kreisen bemalt.

Purpurrote Makaofedern steckten in einem Band, das um den Deltamuskel des linken Armes geschlungen war. Er trug einen Lendenschurz, und von seinen Hüften baumelte ein Beutel aus Affenleder.

Die erstaunliche Vollkommenheit der Imitation ließ sie ihr Entsetzen einen Augenblick lang vergessen, doch dann erinnerte sie sich an die fliegenden Ameisen ihrer Kindheit und die graue, schwirrende Masse, die das IEO-Lager überrollt hatte. Sie wandte sich Joao zu und bat mit flehender Stimme: »Joao ... Johnny, bitte, *bitte*, erschieß mich. Laß nicht zu, daß sie mich bekommen.«

Er wäre am liebsten davongelaufen, aber die Muskeln versagten ihm den Dienst.

»Wenn du mich liebst«, flehte sie ihn an. »Bitte.«

Er konnte sich dem Flehen in ihrer Stimme nicht entziehen. Der Revolver hob sich wie von selbst und zielte auf sie.

»Ich liebe dich, Joao«, flüsterte sie und schloß die Augen.

Joao stiegen die Tränen in die Augen. Er sah ihr Gesicht wie durch einen Nebel. *Ich muß*, dachte er. *Gott stell mir bei — ich muß es tun.*

Krampfhaft drückte er auf den Abzug.

Der Revolver brüllte auf, und seine Hand wurde von der Wucht des Schusses hochgerissen.

Rhin wurde, wie von der Hand eines Riesen gestoßen, zurückgeschleudert. Sie drehte sich im Fallen und blieb mit dem Gesicht nach unten regungslos liegen.

Joao wandte sich hastig ab und starnte auf den Revolver in seiner Hand. Eine Bewegung unter den Bäumen lenkte seine Aufmerksamkeit ab. Er schüttelte sich die Tränen aus den Augen und starrte den Wesen entgegen, die in langer Reihe aus dem Wald traten. Einige waren wie die Sertao-Indianer, die ihn und seinen Vater überwältigt hatten ... eine Gruppe von Waldindianern ... die Gestalt von Thome aus seiner Mannschaft ... und ein hagerer Mann mit einem schwarzen Anzug und glänzendem Silberhaar.

*Mein Vater!* dachte Joao. *Sie haben sogar meinen Vater imitiert!*

Er hob die Pistole und richtete die Mündung auf sein Herz. Er fühlte keinen Zorn, lediglich unendliche Traurigkeit, als er auf den Abzug drückte.

Dunkelheit überschwemmte ihn.

---

X

Er hatte einen Traum, in dem er getragen wurde, einen Traum voller Tränen und lauten Stimmen, einen Traum voll heftigen Widerspruchs und entsetzter Abwehr.

Joao erwachte in rötlich-gelbem Lichtschein, und die Gestalt, die nicht sein Vater sein konnte, beugte sich über ihn, hielt ihm die Hand vor die Augen und sagte: »Dann untersuch doch meine Hand, wenn du mir nicht glaubst!«

*Es kann nicht mein Vater sein, dachte Joao. Ich bin tot ... er ist tot. Sie haben ihn kopiert ... Imitation, nichts weiter.*

Plötzlich schlug Joao ein betäubender Schreck entgegen?

*Wieso bin ich hier?* Er forschte in seiner Erinnerung, und ein Bild formte sich vor seinen Augen, wie er Rhin mit Vierhos Revolver tötete und ihn anschließend gegen sich richtete.

Hinter der Gestalt, die nicht sein Vater sein konnte, bewegte sich etwas. Das Etwas, das Joaos Aufmerksamkeit auf sich zog, war ein riesiges Gesicht von mindestens zwei Metern Höhe. In dem merkwürdigen Licht wirkte das Gesicht mit seinen leuchtenden, starren Augen — riesige Augen mit Pupillen in den Pupillen — unheilvoll. Das Gesicht drehte sich, und Joao erkannte, daß es höchstens zwei Zentimeter dick war. Wieder drehte sich das Gesicht.

Die merkwürdigen Augen richteten sich auf Joaos Füße.

Joao hob den Kopf unter Anstrengung und folgte dem Blick des Gesichts, dann sank er heftig zitternd zurück. Da, wo seine Füße hätten sein müssen, hatte er ein grünes Kokongesinst gesehen. Joao erinnerte sich, daß sein Arm gebrochen war und hob die linke Hand. Zu seiner Überraschung konnte er den Arm ohne Schmerzen heben, und als sein Blick darauf fiel, sah er, daß die Haut von der gleichen Grünfärbung war wie der abscheuliche Kokon.

»Untersuch meine Hand!« forderte die Gestalt des alten Mannes neben ihm. »Ich befehle es dir!«

»Er ist noch nicht richtig bei sich.«

Es war eine dröhnende Stimme, deren Widerhall die Luft um sie herum erschütterte, und Joao hatte den Eindruck, daß der Ursprung der Stimme irgendwo hinter dem riesigen Gesicht lag.

*Was ist das für ein Alptraum? dachte Joao. Bin ich in der Hölle?*

Unvermittelt gab er sich einen Ruck und ergiff die dargebotene Hand.

Sie fühlte sich warm und menschlich an.

Tränen stiegen Joao in die Augen.

Er schüttelte den Kopf, um sich klare Sicht zu verschaffen und erinnerte sich, daß er ... das gleiche ... irgendwo ... schon einmal getan hatte. Aber es gab dringendere Probleme als die Erinnerung. Die Hand fühlte sich wirklich an ... seine Tränen schienen ebenfalls wirklich zu sein.

»Wie ist das möglich?« flüsterte er.

»Joao, mein Sohn«, sagte die Stimme seines Vaters.

Joao schaute zu dem vertrauten Gesicht auf. Es *war* bis zur kleinsten Eigenheit das Gesicht seines Vaters.

»Aber ... dein Herz«, sagte Joao.

»Meine Pumpe«, entgegnete der alte Mann. »Sieh her.« Er entzog Joao die Hand und kehrte ihm den Rücken zu. Aus seinem Anzug war ein Stück herausgeschnitten, die Ränder waren von einer gummiartigen Substanz gesäumt, und zwischen den Stoffrändern spannte sich eine pulsierende, gelbe Fläche.

Joao erkannte die haarfeinen Linien, die unzähligen Einzelwesen. Er zuckte zurück.

Es war also doch eine Imitation, wieder einer ihrer Tricks.

Der alte Mann wandte sich wieder um, und Joao konnte

dem jungenhaften Ausdruck von Heiterkeit in den Augen nicht ausweichen. Diese Augen bestanden nicht aus Facetten.

»Die alte Pumpe hat versagt, und sie haben mir eine neue verpaßt«, sagte sein Vater. »Sie hat Teil an meinem Blut und lebt von mir. Das schenkt mir noch einige nützliche Jahre. Was, glaubst du, werden unsere Mediziner dazu sagen?«

»Du bist es wirklich«, stieß Joao ungläubig hervor.

»Alles, außer der Pumpe«, sagte der alte Mann. »Aber du, du alberner Narr! Wie du dich und diese arme Frau zugerichtet hast!«

»Rhin«, flüsterte Joao.

»Hast euch beiden das Herz und einen Teil der Lunge durchschossen«, erklärte sein Vater. »Und dann seid ihr auch noch mitten in das ätzende Gift gestürzt, das ihr versprüht habt. Sie mußten euch beiden nicht nur ein neues Herz geben, sondern euer gesamtes Blutsystem austauschen.«

Joao hob die Hände und starre seine grüne Haut an. Er fühlte sich benommen und nahm seine Umgebung wahr wie in einem Traum.

»Sie kennen medizinische Kniffe, von denen wir nicht einmal zu träumen gewagt haben«, sagte sein Vater.

»Seit ich ein Kind war, war ich nicht mehr so aufgeregt. Ich kann es kaum abwarten, bis ich zurückkehre und ... Joao! Was ist los mit dir?«

Joao richtete sich mit einem Ruck auf und warf dem alten Mann einen finsternen Blick zu. »Wir sind keine Menschen mehr. Wir sind keine Menschen, wenn ... Wir sind keine Menschen!«

»Ach, halt den Mund«, fuhr ihn sein Vater an.

»Wenn es so ... Sie beherrschen uns!« sagte Joao. Er zwang sich, das riesige Gesicht, das sich hinter seinem Vater auftürmte, anzusehen. »Sie haben die Herrschaft über uns!«

Er sank keuchend auf das Lager zurück.

»Wir werden ihre Sklaven sein«, flüsterte Joao erschöpft.

»So ein Unsinn«, grollte die dröhrende Stimme.

»Er war immer ein wenig melodramatisch«, sagte der ältere Martinho.

»Man sehe sich nur an, was er draußen am Fluß angerichtet hat. Ihr hattet allerdings eure Hand im Spiel. Wenn ihr nur auf mich gehört, mir vertraut hättest.«

»Jetzt haben wir eine Geisel«, dröhnte das Gehirn.

»Jetzt können wir es uns leisten, dir zu vertrauen.«

»Von dem Moment an, in dem ihr mir diese Pumpe eingesetzt habt, hattet ihr eine Geisel«, entgegnete der alte Mann.

»Ich versteh den Wert nicht, den ihr dem Einzelwesen zumeßt«, sagte das Gehirn. »Schließlich opfern wir beinahe jede Einheit, um die Gesamtheit zu retten.«

»Nicht die Königinnen«, erwiderte der alte Mann. »Ihr würdet keine Königin opfern. Und wie steht es mit dir selbst? Würdest du dich opfern?«

»Undenkbar«, murmelte das Gehirn.

Langsam wandte Joao den Kopf und warf einen Blick hinter das riesige Gesicht. Er sah eine weiße Masse von etwa vier Metern Durchmesser, aus der ein pulsierender, gelber Sack herausragte. Flügellose Insekten krabbelten darüber, in die Spalten auf der Oberfläche und über den Höhlenboden darunter.

Das Gesicht ragte, von Dutzenden von Trägern gehalten, von dieser Masse auf. Die geschuppte Oberfläche der Träger verriet ihre Zusammensetzung.

Die Erkenntnis der Wahrheit bohrte sich allmählich durch seine Betäubung.

»Rhin?« flüsterte er.

»Deine Gefährtin befindet sich in Sicherheit«, erklärte das Gehirn mit donnernder Stimme. »Wie du verändert, aber in Sicherheit.«

Joao starrte unverwandt auf die weiße Masse am Boden der Höhle. Die Stimme drang aus dem pulsierenden gelben Sack.

»Deine Aufmerksamkeit ist darauf gerichtet, auf welche Weise wir unsere Bedrohung durch euch beantworten«, sagte das Gehirn. »Dies ist unser Gehirn. Es ist verwundbar, aber stark ... genau wie dein Gehirn.«

Joao unterdrückte einen Schauder des Widerwillens.

»Sag mir«, forderte ihn das Gehirn auf, »was du unter Sklaverei verstehst.«

»Ich bin jetzt euer Sklave«, flüsterte Joao. »Ihr habt mich in Fesseln gelegt. Ich muß euch gehorchen, sonst könnt ihr mich töten.«

»Aber du hast selbst versucht, dich umzubringen«, wandte das Gehirn ein.

Der Gedanke beschäftigte Joao.

»Ein Sklave muß Reichtum für einen anderen schaffen«, fuhr das Gehirn fort. »Es gibt nur eine wahre Form des Reichtums im gesamten Universum. Ich habe

dir ein wenig davon geschenkt. Ich habe auch deinem Vater und deiner Gefährtin etwas davon gegeben. Und deinen Freunden. Dieser Reichtum heißt Lebenszeit. Zeit. Sind wir Sklaven, weil wir euch Zeit zum Leben geschenkt haben?«

Joaos Blicke glitten von dem pulsierenden Sack zu den riesigen, glitzernden Augen. Er glaubte, Belustigung darin zu erkennen.

»Wir haben das Leben all derjenigen, die sich in deiner Begleitung befanden, geschont und verlängert«, donnerte die Stimme. »Und darum sind wir eure Sklaven, oder nicht?«

»Was fordert ihr als Gegenleistung?« fragte Joao.

»Ha!« bellte die Stimme. »Quid pro quo. Das ist die Sache, die ihr Handel oder Geschäft nennt und die ich nicht verstanden habe. Dein Vater wird bald aufbrechen und mit den Männern seiner Regierung reden. Er ist unser Botschafter. Er stellt uns seine Zeit zur Verfügung. Er ist also auch unser Sklave, nicht wahr? Wir sind durch das Band gegenseitiger Sklaverei, das wir nicht zerreißen können, aneinander gefesselt. Das Band kann niemals zerrissen werden, gleichgültig, wie sehr ihr euch auch darum bemüht.«

»Es ist sehr einfach, wenn du erst einmal die gegenseitige Abhängigkeit begriffen hast«, erklärte Joaos Vater.

»Wenn ich was verstanden habe?«

»Einst lebten einige unserer Artgenossen in Treibhäusern«, dröhnte die Stimme. »Ihre Zellen haben die Erfahrung gespeichert. Du kennst Treibhäuser sicherlich.«

Das riesige Gesicht wandte sich dem Höhleneingang zu und blickte nach draußen, wo die Morgendämmerung die Welt allmählich mit Grau überzog. »Das dort draußen ist ebenfalls ein Gewächshaus.« Wieder blickte es mit seinen glitzernden, großen Augen auf Joao hinunter. »Um das Leben darin zu erhalten, müssen die Lebewesen in einem Zustand des Gleichgewichts gehalten werden — genügend von dem einen Stoff, genügend von dem anderen, eine Chemikalie vorhanden, wenn sie gebraucht wird. Das, was an dem einen Tag giftig ist, kann am nächsten die köstlichste Nahrung sein.«

»Was hat das alles mit Sklaverei zu tun?« fragte Joao, und die Gereiztheit in seiner Stimme entging ihm nicht.

»Im Gewächshaus der Erde hat sich das Leben in Millionen von Jahren entwickelt«, donnerte das Gehirn. »Manchmal ist es aus den giftigen Ausscheidungen anderer Lebewesen entstanden ... und dieses Gift erhielt damit eine nützliche Bedeutung. Ohne einen bestimmten Stoff, den die Drahtwürmer ausscheiden, würde das Gras der Savanne sterben ... im Laufe der Zeit.«

Joao starrte zur Höhlendecke hinauf, und in seinem Kopf wirbelten die Gedanken durcheinander. »Chinas unfruchtbare Erde!« sagte er.

»Genau«, entgegnete das Gehirn. »Ohne die Stoffe, die die ... *Insekten* und andere Lebensformen produzieren, würde deine Gattung aussterben. Manchmal ist nur ein Hauch dieses Stoffes vonnöten, wie das beim Kupfer der Fall ist, das bestimmte Spinnentiere erzeugen.

Manchmal muß ein Stoff viele Stadien durchlaufen und Veränderungen erfahren, bis er am Ende der Kette von einer Lebensform ausgewertet werden kann.

Unterbricht man die Kette, sterben alle. Je mehr verschiedene Lebensformen existieren, desto mehr Leben kann in dem Gewächshaus bestehen. Das funktionierende Gewächshaus muß eine Vielzahl von Lebensformen beinhalten — je mehr es sind, desto gesünder ist es für alle.«

»Chen-Lhu«, sagte Joao. »Er könnte vielleicht von Nutzen sein. Er könnte meinen Vater begleiten, den Leuten sagen ... habt ihr Chen-Lhu gerettet?«

»Der Chinese«, entgegnete das Gehirn. »Ja, man kann wohl sagen, daß er lebt, obwohl ihr ihn grausam verstümmelt habt. Dank unseres schnellen Eingreifens sind die wichtigsten Teile seines Gehirns erhalten geblieben.«

Joao sah hinunter auf die von Linien durchzogene Masse auf dem Höhlenboden.

»Sie haben mir Beweise geliefert, die ich mitnehme«, sagte Joaos Vater. »Es kann keinen Zweifel geben. Niemand wird Zweifel haben. Wir müssen aufhören, Insekten zu töten und umzuwandeln.«

»Und ihnen die Herrschaft überlassen«, flüsterte Joao.

»Wir sagen, daß ihr aufhören müßt, euch selbst zu töten«, hallte die Stimme durch die Höhle. »Das Volk eures Chen-Lhu hat bereits begonnen, sein Land ... *wiederzuverseuchen* würdet ihr es wohl nennen. Vielleicht gelingt es ihnen rechtzeitig, vielleicht auch nicht. Hier ist es noch nicht zu spät. In China haben sie ihre Sache gründlich und wirkungsvoll gemacht ... und vielleicht benötigen sie unsere Hilfe.«

»Aber ihr werdet unsere Herren sein«, entgegnete Joao. Und bei sich dachte er nur: *Rhin ... Rhin, wo bist du?*

»Wir werden lediglich ein neues Gleichgewicht herstellen«, erklärte das Gehirn. »Es wird interessant sein, das zu beobachten. Aber wir werden später noch Zeit haben, darüber zu sprechen. Du kannst dich einigermaßen frei bewegen. Nur darfst du mir nicht zu nahe kommen: meine Pflegerinnen würden das nicht zulassen. Aber im Augenblick kannst du dich deiner Gefährtin draußen anschließen. Heute morgen scheint die Sonne. Laß die Sonne auf deine Haut und das Chlorophyll in deinem Blut einwirken. Und wenn du hierher zurückkehrst, dann sag mir, ob die Sonne deine Sklavin ist.«

Ende